

Das Estnische Bauernbuch

Nordische Dorfgeschichten von
Peter Zoega von Manteuffel



Verlag von Adolf Bonz & Comp.
in Stuttgart 1925

Peter Zoega von Manteuffel
Das Estnische Bauernbuch

Das Estonische Bauernbuch

Nordische Dorfgeschichten von
Peter Zoega von Manteuffel



Verlag von Adolf Bonz & Comp.
in Stuttgart 1925

Buchdruckerei A. Bonz' Erben, Stuttgart

Inhalt

	Seite
1. Die Kinder	7
2. Im Nordlicht	49
3. Die Sumpfgeister	91
4. Die Waldbrüder	129
5. Der Dorfprophet	169
6. Kain und Abel	201
7. Die Stunde der Rache	235
8. Der Witwer	251
9. Tod und Leben	299

Die Kinder

Die beiden kleinen Mädchen kamen Hand in Hand aus der Schule nach Hause. Laine und Wirwe. Zuweilen ließen sie einander auch los, wenn es etwas sehr Interessantes am Wege gab.

Die Schule war beiden Dörfern gemeinsam. Sie lag auf einem sanft geschwungenen Hügel, mittwegs zwischen den Dörfern. Die braunen Frühlingsäcker frohen träge zu ihr hinauf. Am Himmel waren einige Lerchentriller befestigt. Die Landstraße war bereits staubig, wie im Hochsommer, aber in den tiefen Gräben zu beiden Seiten lagen wie Spiegelscherben Reste des Frühlingswassers.

Laine und Wirwe kehrten aus der Schule heim. Nicht eben eilig. Das Haus von Laines Vater lag am Rande des Fichtenwaldes, in dem es immer dunkel war wie am Herbstabende. Dort streifte der Vater tagsüber umher, denn er war Buschwächter. Ihm unterstand die Pflege von Wald und Wild, weit im Umkreise. In dem ersten Hause des Dorfes, nah an den Wald herangerückt, wohnte Wirwes Mutter, die Traksibäuerin. Vom Traksihofe zum Buschwächter waren es nur zehn Minuten. So hatten die gleichaltrigen Mädchen stets den gleichen Weg zur Schule. Und sie sahen sich auch sonst, wohl alle Tage. Im Sommer durfte die achtjährige Wirwe der Mutter Gänse hüten, so viel nun grade an diesen zu hüten war und Laine lag auf dem Rücken im Grase und schrieb mit dem Finger die großen Buchstaben des Alphabets an den Himmel oder sie sammelte einen ganzen Sad voll kleiner, weißer Steinchen und ordnete sie auf dem kurzen Rasen zu geometrischen Figuren.

Sie hatten es nicht weit zur Schule, die beiden Kinder.

Ein Erwachsener machte den Weg in einer halben Stunde. Aber die Großen haben ja immer Eile. Sie dagegen kannten keine Hast und gingen gemächlich, sangen mit dünnen Stimmchen ein Kinderlied, betrachteten die Grashalme, die Blumen am Wege, suchten nach Käfern. Ob sie etwas früher oder später eintrafen, war im Grunde doch gleich.

Laine bemerkte eine Stelle des Weges, wo der Staub, ein feiner mehlartiger Staub, besonders tief war. Da riß sie sich los von der Hand der anderen, trat in den Staub und schlürfte dahin, daß sie von hoher Staubwolke umhüllt war.

Wirwe war stehen geblieben und folgte mit glänzenden Augen der wunderbaren Erscheinung. Daß nicht sie darauf verfallen war! Ob wohl so die Säule aus- gesehen hatte, welche in der Wüste vor den Israeliten hergezogen war?

Doch was war sie schlechter, als Laine? Auch sie scharrte mit ihren Füßen durch den Staub und bald bewegten sich zwei kleine Staubwolken die Straße entlang.

Als sie genug davon hatten, blieben sie stehen, reichten sich die Hände und sahen sich an und lachten.

Ihre Augen glitzerten vor Freundschaft.

Da sahen sie, wie verstaubt sie waren und bliesen einander auf Haar und Schultern, um den Staub zu entfernen. Das war lustig, aber es half nicht viel.

„Hast du ein Nasentuch?“ fragte Wirwe.

Laine schüttelte den Kopf. „Nasentuch?“ fragte sie verächtlich. „Wozu brauchst du das?“

„Staub abzuwischen! Hast du überhaupt keines?“

„Ich habe es zu Hause gelassen. Vater hält nicht viel davon.“

„Wie schnaubt er sich denn?“
„Zwischen Daumen und Zeigefinger in die Luft.“
„Das ist auch am einfachsten. Aber ich muß immer ein Nasentuch haben. Sonst schimpft Mutter!“
„Nun, so nimm doch dein Tuch!“
„Kann ich nicht, da ist ein Frosch darin, ein ganz, ganz kleiner.“

„Ein lebendiger?“
„Ja, ganz lebendig.“
„Wahrhaftig?“
„Ja Laine, wahrhaftig!“
„Wirwe, zeige ihn mir.“
„Hast du denn noch nie einen Frosch gesehen?“
„Das wohl, aber deinen Frosch noch nicht.“
„Der sieht ganz aus wie alle Frösche.“
„Zeige ihn, sonst glaube ich es nicht.“
„Einerlei, ob du es glaubst oder nicht, mir ist's egal!“
„Liebe Wirwe, zeige mir deinen Frosch!“ Laine legte ihren Arm auf Wirwes verstaubte Schulter und gab ihr einen lauten Kuß.

Das rührte Wirwes Herz. Beide Kinder setzten sich an den Rand des Grabens und Wirwe begann, vorsichtig die Zipfel ihres Taschentuches zurückzuschlagen.

Richtig! Da saß auf dem schmutzigen Tüchlein ein kleiner, brauner Frosch und rührte sich nicht.

„Der ist doch tot!“ sagte Laine. „Er bewegt sich überhaupt nicht.“

„Sieh nur, er atmet ja ganz stark. Dann ist er doch nicht tot.“

„Vielleicht doch, vielleicht atmen tote Frösche auch. Er bewegt sich gar nicht.“

„Bist du dumm, Laine! Tote Tiere atmen niemals.“

„Erlaubst du, darf ich ihn kitzeln? Vielleicht bewegt er sich dann!“

„Gut, kitzele ihn. Aber ganz vorsichtig, daß er nicht Schaden kriegt.“

Laine begann mit ihrem schwarzgeränderten Fingernagel den Frosch am Hinterbeine zu kitzeln.

Da machte der plötzlich einen Riesensatz und sprang vom Taschentuche in den Graben, daß es einen leisen Plumps machte. Beide Mädchen blickten erschreckt in den tiefen Graben. Der Frosch schwamm im Wasser einige Stöße weit. Dann blieb er ruhig liegen und streckte die Hinterbeine weit von sich.

„Pfui, wie bist du dumm, Laine,“ schmollte Wirwe, „nun habe ich keinen Frosch mehr.“

„Das tut doch nichts! Frösche gibt es noch genug in der Welt.“

„Du bist schuld, daß ich keinen Frosch mehr habe. Wozu hast du ihn gekitzelt!“

„Du erlaubtest es doch!“

„Aber ich mußte nicht, daß er dann forthüpfen werde.“

„Ich doch auch nicht.“

„Du bist ein ganz dummes Mädchen!“

„Selbst dumm!“

Sie waren aufgestanden und setzten ihren Weg fort, jede auf einer Seite der Straße.

„Laine, ich spreche überhaupt nie mehr mit dir!“

„Wie viel mir daran liegt!“

„Ich kann dich nicht leiden.“

„Gut, aber dann zeige ich dir auch nicht meinen Mistkäfer.“

„Mistkäfer? päh, habe schon genug gesehen.“

„Um so besser.“

Sie gingen schweigend weiter.

Dann fragte Wirwe: „Laine, ist er denn lebendig?“

„Glaubst du, ich würde tote Mistkäfer in die Tasche stecken?“

„Laine, du könntest ihn mir doch zeigen.“

„Du hast ja schon genug gesehen!“

„Ja, das wohl, aber nicht ganz von nahem.“

„So suche dir einen.“

„Laine, ich habe dich wieder sehr lieb. Nicht wahr, nun zeigst du ihn mir?“

„Ich denke: nein!“

Nun drückte Wirwe einige Küsse in Laines verstaubtes Gesicht.

„Liebe Laine, zeige ihn doch.“

„Versprichst du, ihn nicht zu füzeln?“

„Ja, ich verspreche.“

„Gut, nun passe mal auf.“

Laine griff in die Tasche und holte einen großen, wunderschönen, schwarzen Mistkäfer hervor. Sie warf ihn auf die Straße. Der Käfer fiel auf den Rücken und lag wie tot da.

„Der ist sicher tot.“

„Nein, er krabbelte noch eben.“

„Aber er atmet ja nicht.“

„Käfer atmen nie.“

„Tote natürlich nicht.“

„Er ist wahrhaftig lebendig.“

Beide Mädchen standen tief gebeugt und beobachteten das Tier.

„Er rührt sich nicht.“

„Warte, ich werde auf ihn spuden.“

Nun spuckten beide Mädchen. Als sie den Käfer trafen, begann er die Beine zu bewegen.

„Siehst du?“ rief Laine eifrig, „er lebt! Ich habe es doch gesagt.“

Sie schob ihn mit dem Fuße. Da kam er auf den Bauch zu liegen und krabbelte langsam weiter.

„So, nun stecke ihn wieder in die Tasche. Wollen wir weiter gehen!“

„In die Tasche? Du hast doch auf ihn gespuckt. Den stecke ich nicht mehr in die Tasche.“

„Nun, dann nicht. Du wirst noch andere finden.“

Die Mädchen gingen wieder Hand in Hand.

„Mistkäfer sind schöne Tiere. Ich glaube, man kann sie sogar essen,“ sagte Laine.

„Essen? Ach nein!“ Wirwe war skeptisch.

„Genau weiß ich es auch nicht. Aber einmal sah ich, wie unsere alte Mai für Vater Krebsse kochte. Die waren zuerst schwarz und wurden dann rot. Da dachte ich: Der Mistkäfer ist schwarz, vielleicht wird er auch rot. Dann kann man ihn essen. Und heimlich warf ich einen Mistkäfer zu den kochenden Krebsen in den Kessel.“

„Aß dein Vater ihn?“ fragte Wirwe gespannt.

„Nein, Vater wurde sehr böse, als er den rot gekochten Käfer zwischen die Finger bekam und fragte mich, ob ich ihn in den Kessel getan hätte.“

„Du logst natürlich?“

„Natürlich!“

„Und was tat dein Vater? Er wollte den Käfer nicht?“

„Nein, er warf ihn mir ins Gesicht!“

„Aber rot war er geworden?“

„Ja, ganz rot.“

„Liebst du eigentlich deinen Vater?“

„Natürlich.“

„Wann ist denn eigentlich deine Mutter gestorben?“

„Oh, vor langer Zeit, ich erinnere mich ihrer gar nicht.“

„Ich weiß wiederum nichts von meinem Vater,“ sagte kleinlaut Wirwe. Sie gingen ein Stückchen schweigend, dann leuchtete ein Gedanke in Wirwes Augen auf.

„Ich werde dir ein Geheimnis sagen, Laine.“

„Sage!“ Laines Augen schimmerten vor Neugierde.

„Nun passe mal auf!“

Die kleinen Mädchen umschlangen sich und sahen sich um, ob jemand lausche, obgleich weit und breit keine Menschenseele zu sehen war.

Dann flüsterte Wirwe vorsichtig in Laines offenen Mund hinein: „Dein Vater sollte meine Mutter heiraten!“

„Warum?“

„Denke, dann wären wir Schwesterchen und könnten den ganzen Tag beisammen sein.“

„Oh, wäre das schön!“ Laine wurde aber nachdenklich: „ich glaube, wir würden dadurch nicht Schwestern, sondern Cousinen.“

„Wirklich?“

„Ja, ich denke. Wir haben doch verschiedene Eltern gehabt, da können wir nicht Schwestern werden.“

„Vielleicht Stiefschwestern?“

„Ja, vielleicht Stiefschwestern.“

„Und dann ist Vater viel zu alt zum Heiraten.“

„Wie alt ist er denn?“

„Das weiß ich nicht genau. Ich denke dreißig oder vierzig.“

„Meine Mutter ist auch alt. Dann tut es ja nichts.“

„Das ist wahr, dann tut es nichts.“

„Ich will heute Vater bitten, daß er deine Mutter heiratet.“

„Und ich will Mutter bitten, daß sie deines Vaters Frau wird.“

„Das ist wohl gut.“

Die kleinen Mädchen stapften weiter, in bester Eintracht und im Bewußtsein ihrer Bedeutung für die Weltgeschichte, denn sie hatten jetzt einen Plan, dem lieben Gotte ein wenig in der Weltenregierung zu helfen.

Plötzlich blieb Wirwe stehen und starrte in den Hof des Trakti-Gesindes.

„Sieh!“ rief sie jauchzend, „wir haben kleine, gelbe Gänschen bekommen!“

Und nun liefen sie, so schnell ihre Füßchen sie trugen, dem Hofe zu. Vergessen war der Heiratsplan, vergessen der Mistkäfer und der Frosch.

Sie stürmten in den Hof, aber der Gänserich kam ihnen mit lang vorgestrecktem Halse und heimtückischen Augen entgegengeläufen.

Da stuzten sie und machten einen weiten Umweg um die goldenen, piepsenden Gossel.

Als aber am Abend der Buschwächter gemütliche Rauchwolken aus seiner Hakenpfeife stieß, fiel Laine ihr Heiratsplan wieder ein. Sie stellte sich, mit den Händen auf dem Rücken, vor ihn hin und sah ihn forschend an.

„Willst du was, Laine?“

„Ja, Vater, ich will was.“

„Ein neues Tuch? Warte bis zu deinem Geburtstag.“

„Nein, kein neues Tuch.“

„Nun, was willst du dann?“

„Bitte, Vater, heirate Wirwes Mutter!“

Da begann der Vater zu lachen. Immer lauter und lauter. Lachend zog er den Rauch aus seiner Pfeife und verschluckte sich daran, daß er fürchterlich husten mußte.

Die alte Mai kam aus der Küche, um nachzusehen, was eigentlich los sei, aber vor lauter Lachen und Husten konnte der Buschwächter nichts erklären.

Wie er endlich zu Atem kam, rief er: „Das Kind wünscht, ich solle die Traksibäuerin heiraten.“

Die alte Mai sah das Kind zum ersten Male mit einer Art Hochachtung an.

Dann sagte sie: „Das ist ein vernünftiger Gedanke. Das hättest du schon lange tun sollen, Buschwächter.“

Er lachte, daß er den Oberkörper hin und her schaukelte.

„Sawohl, das könnte der reichen Traksibäuerin grade passen, den armen Buschwächter zu heiraten.“

In seiner Jugend hätte er sie wohl gern zum Weibe gehabt. Damals strich er um das Haus und in schwirrenden Sommernächten hatte er unter ihrem Fenster gestanden und um Einlaß geklopft. Das war damals, als sie nur die Tochter des armen Häuslers war. Dann vergaffte sich der reiche Traksibauer in sie. Da mußte er natürlich weichen. Das hatte er eingesehen, bevor man es ihm begreiflich gemacht hatte. Die Häuslers-tochter wurde wirklich Traksibäuerin und er nahm sich ein anderes Weib. Irgendeine mußte man doch haben. Rührselig war er nicht und sein Weib war ihm in der kurzen Ehe eine gute Hausfrau gewesen.

Die alte Mai war in die Küche zurückgekehrt. Laine stand geduldig vor ihrem Vater und wartete das Ende seines Gelächters ab.

Als er sich einigermaßen erholt hatte, bat sie noch einmal: „Heirate bitte Wirwies Mutter.“

Da sagte er: „Halt's Maul!“ Es war ganz freundlich gesagt gewesen. Aber es bedeutete: Schluß der Debatte.

Laine konnte nicht einsehen, wodurch der Reichtum Schaden könnte. Was war überhaupt Reichtum? Weber sie, noch Wirwe hatten jemals Geld in der Hand gehabt, noch weniger besessen. Worin bestand denn der Unterschied? Wirwes Mutter hatte Gänse und sie hatten keine. Das mußte es sein.

Nun, wenn daraus nichts wurde, so wurde eben nichts daraus. Dann blieb alles beim alten und das war ja auch ganz gut. Sie hatte ein Steinchen auf die Diele geworfen. Jetzt begann sie auf einem Beine zu hüpfen und mit dem Fuße das Steinchen vor sich her zu stoßen. Das Heiratsprojekt hatte sie vergessen.

Dem Vater aber hatte sie etwas ins Ohr gesetzt. Schon als sie im Bette lag und schlief, saß der Vater vornübergebeugt und spintisierte. Es war ja ganz ausgeschlossen, daß die Traksibäuerin ihn nehmen würde, völlig ausgeschlossen. Aber nachdenken durfte man immerhin und sich die Situation ausmalen, wie es wäre, wenn er von seinen Waldgängen heimkehrte, nach Hause in den Traksihof, statt in das Buschwächterhäuschen. Ob er dann überhaupt Buschwächter bliebe? Dann müßte er doch mit seiner Frau zusammen den Traksihof bewirtschaften. Dann durfte er nicht seiner Frau die ganze Sorge für die Landwirtschaft überlassen.

Er rauchte noch eine Extrapfeife, um das alles zu bedenken.

Wie war nur das Kind auf diesen absonderlichen Gedanken verfallen? Ob wohl die alte Mai dahinter steckte?

Wahrscheinlich. Aber die hätte dann wohl selber gesprochen. Die hatte nicht eine Zunge, die hinter Schloß und Riegel lag . . .

Als die beiden Kinder am nächsten Tage aus der Schule kamen, singend und schwäzchend, sprachen sie von den Stunden, redeten von den anderen Kindern. Dann blieben sie stehen und versuchten, wer am längsten in die Sonnenstrahlen sehen könne.

Von ungefähr fiel Laine der gestrige Heiratsplan ein und sie sagte:

„Hörst du, Wirwe, Schwestern werden wir nicht werden. Mein Vater will nicht.“

„Meine Mutter will auch nicht. Schade.“

„Hat sie auch so schrecklich gelacht?“

„Gelacht? Nein. Ich glaube, sie wurde böse, denn sie wurde feuerrot.“

„Und was sagte sie?“

„Sie sagte: Blödsinn!“

„Blödsinn ist Blödsinn,“ philosophierte Laine.

Dann bemerkten die Kinder eine Eidechse. „Du, die fangen wir!“ rief Wirwe und beide Kinder setzten sich in Trab. Das Tierchen lief schnell und leicht vor ihnen her und als sie schon ganz nah waren, glitt es in ein Büschel vorigjährigen Grases am Grabenrande und war verschwunden. Die Kinder durchsuchten das Gras, aber sie fanden nichts.

„Wie unter die Erde versunken“, flugte Wirwe.

„Weißt du, vielleicht war es ein ganz, ganz kleines Krokodil.“

„Unsinn, Krokodile gibt es hier gar nicht.“

„Sehr schade.“

„Gar nicht schade. Denke, wie schrecklich lustig, wenn

hier aus dem Graben plötzlich ein Krokodil herausgefrohen käme."

"Gar nicht lustig, Laine. Das Krokodil würde uns ja gleich auffressen . . . Hams! und ich wäre verschwunden und noch einmal: hams . . . und du wärest auch aufgefressen."

"Bist du bange vor Krokodilen?"

"Natürlich."

"Ich gar nicht!"

"Geh, du prahlst!"

"Nein! Es ist ganz einfach. Wenn ein Krokodil kommt, laufe ich gleich fort, aber immer im Zick-Zack. Ein Krokodil kann nur ganz geradeaus laufen. Dann holt es mich niemals ein. Krokodile sind gar nicht gefährlich!"

"Weißt du das ganz sicher, daß sie nicht Zick-Zack laufen können?"

"Ja, ganz sicher. Vater hat es gesagt."

"Hat denn dein Vater im Walde ein Krokodil gesehen?"

"Nein, im Walde gibt es keine. Aber Vaters Bruder ist Matrose. Der war schon in heißen Ländern, wo es Krokodile gibt. Und der hat es mir auch erzählt. Der weiß es."

Laine flüsterte in Wirwies Ohr: „Wollen wir jetzt denken, dort aus dem Graben käme ein Krokodil und wir müßten fliehen.“

"Ja, das ist lustig."

Und beide Kinder liefen jubelnd und freischend im Zick-Zack davon.

Am Nachmittage rüstete der Buschwächter sich zu einem Gange. Der Erste ist mißtrauisch gegen alle Neue-

rungen, gegen alle neuen Gedanken, die ihm nicht von selbst eingefallen sind. Ist aber ein Samenkorn aus fremdem Kopfe bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen, so geht es allmählich auf, wird zum eisernen Keil, der sich tiefer und tiefer in alle seine Gedanken bohrt, bohrt und bohrt, bis alle seine Hoffnungen und Pläne, seine Phantasie und sein Verstand festgenagelt sind.

Wie hatte der Buschwächter brausend gelacht über Laines Idee, er solle die Trassibäuerin heiraten. Absurd war ihm der Gedanke erschienen: aber nun ließ es ihn nicht mehr los. Das Kind hatte wirklich einen vernünftigen Plan gefaßt. Er war ja noch gar nicht alt und er hatte sicherlich einen Stein im Brett bei der Bäuerin.

Er sah die Nachbarin wohl oft, doch besuchen taten sie sich selten oder nie. Nun beschloß er, mal nach ihr zu sehen. Heute abend mußte er zwar in den Wald, um die Waldschneepfen zu verhören und dem Oberförster dann Mitteilung zu machen, wo der beste Stand war und ob es reichlich Wild gebe.

Er pflegte seine Flinte mitzunehmen. Man konnte nicht wissen, ob es nicht viel Zugwild gab. Seine Flinte konnte immer von selbst losgegangen sein und wenn die Schrote zufälligerweise grade eine Schnepfe trafen, das war doch nicht seine Schuld.

Vorher aber wollte er bei der Nachbarin angehen. Er wollte sie einmal besuchen. Das war nur Höflichkeit. Und dabei würde er vorsichtig den Boden sondieren. Nötigenfalles konnte er sich selber auslachen, wenn ihm der Appetit zu einer neuen Ehe wieder verginge.

Er zog seinen besseren Rock an. Er stellte sich vor den erblindeten Spiegel, die Stiefelbürste in der Hand.

Er spie auf die Bürste und strich sich dann mit kräftigen Strichen nach rechts und nach links über den Schnurrbart. So, nun sah der aus, wie der Schnurrbart eines Barons. Dann nahm er die Flinte über die Schulter und machte sich auf den Weg.

„Himmelchen, der Buschwächter!“ rief die Traksibäuerin. „Wo kommst du her? Hast du mich im Verdacht, Holz gestohlen zu haben oder denkst du, ich stellte dem Wilde Schlingen?“

„Tag, Traksibäuerin! Ich wollte dich mal auch besuchen, etwas nach dir sehen. Bin auf dem Wege in den Wald und sprach zu mir: Die Traksibäuerin ist deine alte Jugendfreundin und du besuchst sie nie. Das ist schamlos. Lange will ich dich nicht aufhalten. Grade nur wollte ich nach dir sehen.“

„Freundlich von dir, Buschwächter. Setze dich.“

Er setzte sich an ihren Tisch. Die Mühe hatte er aufbehalten.

„Willst du eine Tasse Kaffee, Buschwächter?“

„Ach, Kaffee?“ meinte er überrascht. „Hast du Kaffee?“

„Natürlich, ich trinke alle Tage Kaffee.“

„Echten?“

„Glaubst du, ich würde Eichellkaffee trinken?“

„Ach nein, du bist ja reich.“

„Also, willst du Kaffee?“

„Warum soll ich nicht wollen?“

„Gut, gut. Warte mal hier. Ich gehe in die Küche.“

„Schön, ich warte.“

„Frierst du bei mir?“

„Warum denkst du das?“

„Weil du die Mühe aufhast.“

„Nein, das ist nur so.“

„Nimm sie ruhig ab.“

„Ja—ja—ja.“ Er behielt aber die Mütze auf.

Die Bäuerin verschwand in der Küche.

Er sah sich im Zimmer um. Ein Spiegel in Goldrahmen hing an der Wand. Bunte Ausschnitte aus Journälen. Ein Bild des amerikanischen Präsidenten und ein Porträt irgendeines früheren Ministers. Er sah sich um. Es machte alles einen wohlhabenden Eindruck. Das wäre gar nicht so übel, hier der Herr im Hause zu sein. Und die Bäuerin selber sah noch recht schmuß aus. Ein wenig in die Breite gegangen freilich, aber sie war auch kein Mädel mehr — — wie damals!

Da kam Wirwe in das Zimmer gesprungen. Wie sie Laines Vater erblickte, leuchteten ihre Augen auf. Trug ihre Saat am Ende doch Früchte? Sie nickte ihm zu und verschwand gleichfalls in der Küche.

Der Buschwächter wartete eine ganze Weile. Aber die Zeit wurde ihm nicht lang. Er gab sich angenehmen Gedanken hin. Heute war er nur Gast hier. Das konnte bald anders sein.

Die Bäuerin kehrte nach einer Weile wieder. Sie stellte den Kaffee auf den Tisch. Eine rosa und grün marmorierte Kanne war mit goldgelber Sahne gefüllt. Zwei leere Krufen auf bunten Untertassen trugen schöne Inschriften. Auf der einen stand mit schwarzen Buchstaben aufgemalt „Zum Geburtstage.“ Die Buchstaben auf der anderen Krufe waren bereits ziemlich verwaschen, aber man konnte noch lesen „Nimm mich freundlich an.“

Die Bäuerin goß die Krufen voll und bot aus einer Glaschale Sandzucker.

„Die Kaffeelöffel sind aus Silber,“ betonte sie.

„Ja, man sieht, daß du reich bist.“

Wirwe kam dazu mit einer henkellosen Tasse. Sie wollte auch was haben.

„Willst du einen Schnaps, Buschwächter?“ bot die Bäuerin an.

„Nein, ich trinke nie.“

„Richtig, du trinkst keinen Branntwein. Ich habe dich auch niemals betrunken gesehen.“

„Ich mag den Branntwein nicht“ versicherte der Buschwächter und rührte mit dem echt silbernen Löffel in seinem Kaffee.

„Dann bist du wie eine weiße Krähe, das ist ein seltener Vogel.“

„Ja, meine Frau hat es gut gehabt mit mir. Nie betrunken, niemals sie geprügelt. Immer geduldig.“

Die Bäuerin dachte nach. Ihr Mann war jeden Sonntag betrunken gewesen. Dann saß er vor der Flasche und stierte stumpfen Blickes vor sich hin. Oder er kam in der Nacht schwankend aus dem Krüge heim und dann war es vorgekommen, daß er sie geprügelt hatte.

Sie seufzte. „Ujah — die eine trifft es so, die andere anders. Was soll man dabei machen!“

„Wie Gott es schickt.“

„Ich habe meine Frau sehr geachtet. Ich achte überhaupt die Weiber.“

„Versteht sich!“

„Du solltest wieder heiraten, Trassibäuerin. Dieses Mal einen, der nicht säuft!“

„Wo denkst du hin! Einmal und nicht wieder. Die Mädchen denken es sich so schön, einen Mann zu haben

und haben sie ihn erst, dann wünschen sie, ihn wieder los zu sein."

„Meine Frau wollte mich nicht los werden, sie war ganz zufrieden."

Die Bäuerin lächelte begütigend. „Ich weiß, ich weiß. Das war so ein einzelner Fall. Das kommt selten vor."

„Solche Fälle können sich wiederholen, Bäuerin."

Wirwe hatte mit aufmerksamen Augen zugehört. Nun stand sie auf und flüsterte der Mutter ein langes Geheimnis ins Ohr.

Die Mutter wurde rot und sagte in ärgerlichem Tone: „Ach, halt deinen Mund. Rede keinen Blödsinn."

Da setzte sich die Kleine wieder vor ihre henkellose Kaffeetasse und schwieg verdrossen.

Es stand auch Weißbrot auf dem Tische. „Stadtweißbrot" empfahl sie und schob ihm den Teller mit den Brezeln näher.

Er ließ sich nicht nötigen und griff mit gutem Appetite zu.

Es war ganz gemütlich hier. [Er laute und trank schon die zweite Krufe. Er fragte nach der Feldbestellung, ob der Hafer schon gesät sei, wieviel die Knechte Lohn bekämen, ob sie alle Kälber aufziehen wolle oder eines schlachten.

Sie wußte in allem Bescheid. Er merkte, sie war eine tüchtige Landwirtin. Sie hielt die Zügel straff und würde sich nicht viel darein reden lassen. Als das Abendgold durch die Mullgardinen schimmerte, brach er auf.

„Danke auch herzlich, Lowisa. Komm auch einmal uns besuchen."

„Wollen wir sehen."

„Auf Wiedersehen, Lomisa!“

So hatte er sie zuletzt genannt, in der Jugendzeit, als er immer um sie herum war. Es fiel ihr auf, daß er ihren Vornamen hervorgesucht hatte.

„Auf Wiedersehen, Laavet.“

Er schritt in den Frühlingsabend hinaus. Einmal auf der Straße wandte er sich um. Da stand sie noch in der offenen Türe und blickte ihm nach und an ihrer Schürze hing das Kind und redete eifrig auf die Mutter ein.

Er kam an den Dorfteich. Eigentlich mußte niemand, ob es ein Teich sei oder ein See, für einen Teich war das Gewässer reichlich groß und tief, für einen See zu klein. Die Dorfstraße führte hart am Ufer entlang. Hier war das Ufer trocken und steil abfallend. Eine kurze Brücke, eine Art Landungssteg war in den Teich hineingebaut. Es gab aber keine Böte auf dem Gewässer. Die Pferde wurden nur hier geschwemmt und der kurze Steg war gebaut, um die Pferde bequemer in das Wasser zu lenken. Das gegenüberliegende Ufer war flach und schilfig und stieß an den Wald.

Nun sah der Teich wie ein Becken aus flüssigem Golde aus. Der Abend, der schimmernde Frühlingsabend lag darüber und eine schmale, dunkle Wolke, die am Himmel schwamm, lag ruhig in ihrem Spiegelbilde am Grunde des kleinen Sees.

Ein kleiner Vogel, es mochte eine Bachstelze sein, flog auf und zog in schwingendem, auf und nieder führendem Fluge über das Wasser.

Der Buschwächter umschritt den Teich und bog in den dunklen Wald. Ein moosiger Fußsteig führte hier in das Waldesdunkel. Diese nordischen Fichtenwälder brüten förmlich über der kühlen, grünen Finsternis.

Hier gab es, trotz der warmen Tage, noch vereiste Stellen, daß es klang, als schritte man auf Brettern.

Nach einer halben Stunde kam der Buschwächter auf eine Lichtung, eine schmale Waldwiese. Zu beiden Seiten hohe, dunkle Fichtenwände und vor den Fichten ein dichtes Erlengestrüpp, noch winterkahl, rutenmäßig. Die Wiese selbst von einem dichten Teppiche blühender, blauer Leberblümchen bedeckt.

Zwischen den Waldwänden hing der Frühlingshimmel tief herunter. Das Gold war verloschen. Im durchsichtigen Grün atmeten aufgeregt die ersten Sterne.

Der Buschwächter hatte sich in das Erlengestrüpp gestellt, die Flinte schußbereit.

Auf der Spitze einer Fichte flötete eine Singdrossel ihre kurze, lyrische Melodie. Mit tiefem Brummen flog ein Mistkäfer vorüber. Dieser Wald diente als Viehweide. Es dämmerte stark. Ein Stern nach dem andern erfunkelte.

Da tönte das leise Knarren der ersten Schnepfe. In unregelmäßigem Fluge überquerte sie die Lichtung. Er hatte nicht geschossen. Teufel, ihm war heute nicht nach Schießen zu Sinn. Er dachte daran, wie behaglich es auf dem Traktsihofe gewesen war. Ob er wohl auch täglich Kaffee bekäme, wenn er nicht Gast wäre? Während er darüber grübelte, flog eine zweite Schnepfe vorbei. Er beachtete sie nicht. Wie war er nur nicht früher darauf verfallen, die Lowisa zu heiraten. Da hatte sein Kind wirklich einen guten Gedanken gehabt.

Es wurde dunkler, jetzt konnte man eigentlich nichts mehr sehen. Da war es zwecklos, daß er hier stand. Er beschloß heimzukehren und trottete mit übergehängter Flinte langsam zurück. In der Finsternis kam er nur

wenig vorwärts. Selbst seine Buschwächteraugen konnten bei dieser Dunkelheit kaum etwas unterscheiden. Hohe Baumwurzeln wucherten über den Pfad. Da mußte er vorsichtig auftreten, um nicht zu stolpern.

Als er schließlich an den Dorfsteich kam, wurde es heller. Im Nordwesten stand eine bleiche Nachtdämmerung am Himmel. Die leuchtete ein wenig. Auf der Fläche konnte er rasch ausschreiten. Als er am Trakshofe vorüberkam, blieb er einen Augenblick stehen. Drinnen brannte eine Lampe und am Fenster saß Lousisa mit nackten Schultern und nähte. Die dünnen Gardinen hinderten seinen Blick kaum.

Er betrachtete ihre runden, vollen Schultern. Das war schön. Wirklich, es lohnte sich, die Bäuerin zu heiraten, sogar um ihrer selbst willen. Er stellte sich vor, daß er diese Schultern streichele und es wurde ihm ganz warm ums Herz. Er war doch noch kein Greis. Vierzig Jahre, da ist der Mann im besten Alter.

Nun ging er weiter, mit energischem Schritte, wie einer, der einen Entschluß gefaßt hat.

Als er nach Hause kam, hängte er die Flinte an den Nagel. Laine schlief natürlich schon längst. Die alte Mai schnarchte laut in der Küche. Er war allein zu Hause. War ihm das denn noch niemals aufgefallen? Hätte er eine Frau, so hätte sie ihn erwartet, hätte ihm das Essen warm gestellt. Er steckte die Lampe an. Auf dem Tische stand eine Holzschale mit dicker Milch. Dort lag ein großes Stück Sauerbrot und daneben stand ein Gefäß mit gesalzenen Strömlingen. Mai hatte das für ihn zurecht gestellt.

Er sättigte sich und dachte, Kaffee mit Stadtweißbrot hätte besser geschmeckt.

Dann warf er sich ins Bett.

Daß der Buschwächter bei der Trassibäuerin gewesen war, das war in den Augen der kleinen Mädels ein großes Ereignis. Vielleicht erfüllten sich dennoch ihre Hoffnungen? Sie tuschelten gern darüber, wenn sie aus der Schule nach Hause kamen. Das war doch wirklich etwas überaus Wichtiges!

Nun kamen sie aus der Schule. Die Ferien hatten begonnen. Die Dorfschulen schließen ihre Tore für den ganzen Sommer. Die Kinder der Bauern sind während des Sommers in der Wirtschaft nötig als Hilfskräfte.

Die Mädchen kamen die gewohnte Straße entlang. Heute war der Weg glänzend und schlüpfrig. Es regnete und ein kalter Nordwind blies über die Fläche. Sogar Schneeflocken brachte der Regen mit herunter.

Die Mädchen gingen zusammen unter einem alten, blauen Schirme. Der Schirm war nicht heil. Das Zeug war auf einer Seite in Runzeln zusammengedrängt. Zwei dünne Stahlstangen ragten unter dem Stoffe hervor, weit in den Regen hinaus. Aber das focht die Kinder nicht an. Sie hielten den Schirm dicht über ihren Köpfen und sie waren sehr stolz, daß sie einen Regenschuß hatten.

Staub gab es nun freilich nicht, aber auf dem Wege glänzten weite, flache Lachen, auf denen die Regentropfen hüpfen. Das sah gar zu interessant aus. Bisweilen blieben sie stehen und betrachteten das Spiel der Tropfen. Zuweilen traten sie auch mitten in eine Pfütze hinein, daß die braune Flüssigkeit umherspritzte. Dann freischten sie vor Vergnügen.

Ja, das Leben war schön, mochte nun die Sonne scheinen, mochte es stürmen mit Regen und Schnee...

Es war eine ganze Weile vergangen, seit der Buschwächter bei der Traksibäuerin gewesen war. Nun war der Wald voll Vogelgesang, die Bäume und Büsche waren ergrünt und die nordischen, hellen Nächte schmiegen sich mit leisem Nachtigallensang verträumt an Häuser und Gärten.

Der Buschwächter wartete und wartete auf Lomisas Gegenbesuch und weil der ausblieb, suchte er nach Erklärungen. Je länger aber er auf Mutmaßungen angewiesen war, um so sicherer erschien es ihm, daß alles zum guten Ende kommen werde. Das war zwar nicht logisch, aber er hatte sich in seinen Heiratsplan hineingefressen und da mußte er jeden Gedanken, jede Mutmaßung zu seinen Gunsten zu deuten.

Wahrscheinlich kam sie nicht, weil sie eine Scheu hatte, ihre Gefühle bloßzustellen. Vermutlich war das alte Gefühl erwacht, das sie früher mal für ihn gehabt hatte und sie fürchtete sich, das zu verraten. Die Frauen sind ja so, spielen Verstecken mit ihren Gefühlen. Sie, die reiche Traksibäuerin hatte es auch wirklich nicht nötig, irgendeinem Manne auf halbem Wege entgegenzukommen. Sie durfte erwarten, daß der Mann, der sie haben wollte, ihr nachlief, sie umwarb.

Sie hatte damals verlautbart, sie wolle nicht wieder heiraten. Nun ja, erstens war ihr Mann ein Trunkenbold gewesen und zweitens: welches Weib würde denn einem Manne sagen, sie brenne vor Ungeduld, zu heiraten. Doch keines! Nun saß sie vielleicht seit Wochen zu Hause und wartete und wartete, er werde wieder kommen und deutlich sagen, was er wollte. Und er saß in seiner Buschwächtereier und wartete gleichfalls.

So konnten sie nie zusammenkommen. Das war

klar. Und der Buschwächter beschloß, auf den Trakshof zu gehen und mit der Türe ins Haus zu fallen.

Er zog seinen besten Anzug an, den er nur an den höchsten Festtagen trug, bürstete seinen Schnurrbart und machte sich auf den Weg.

Die Buschwächtere lag nicht an der Straße. Ein tiefgeleisiger Rasenweg zwischen zwei Lattenzäunen führte zum Trakshofe. Und dort mündete der Weg auf die Straße. In den Geleisen und verstreut auf dem kurzen Rasen lagen zahllose, faustgroße, runde Kieselsteine. Wer hier im Dunkeln ging, konnte gut stolpern.

Nun aber war es hell, als der Buschwächter den Weg entlang ging, seinem Glücke entgegen. Käfer und Bienen schwirrten über den Weg. Schmetterlinge ließen sich die warme Sonne auf ausgebreitete Flügel scheinen oder jagten sich spielend über den Feldern. Halbwegs blieb er stehen. Hier sah man den spitzen Turm der Kirche von Sankt Johannis. Es war nicht weit bis zur Kirche, höchstens eine Stunde. Dort war er mit seinem ersten Weibe getraut worden, dort würde auch Lomisa seine Frau werden. Natürlich, dieses Mal würde es ein großes Hochzeitsfest geben. Die Trakshäuerin würde sich schon nicht lumpen lassen. In allen Nachbardörfern würde man von ihrer Hochzeit reden. Drei Tage sollte sie dauern. Tag und Nacht.

Und er lächelte still vor sich hin.

Als er auf dem Trakshofe anlangte, stand Wirwe innerhalb der Umzäunung mit einer langen Rute in der Hand. Sie fühlte sich wichtig als Hüterin und Beschützerin der Gänse.

Sie nickte ihm zu und sah ihn mit großen Augen fragend an.

„Ist Mutter zu Hause, Wirwe?“

„Ja, sie ist zu Hause.“

„So, so.“

Da kam Laine laufend um die Hausdecke herum. Sie jagte einen Schmetterling. Sie stutzte, wie sie den Vater im Festanzug erblickte und nickte ihm erstaunt zu. Sie war außer Atem vom Laufen.

Der Buschwächter betrat das Haus. Grade in der Wohnstube erblickte er die Trafsibäuerin.

Die sah erstaunt auf. Als sie den festlichen Aufzug gewahrte, errötete sie und lächelte verlegen.

„Guten Tag, Lowisa.“

„Guten Tag, Laawet.“

„Ich bin zu dir gekommen, Lowisa.“

„Nun ja.“

Er setzte sich, ohne dazu aufgefordert zu sein. Die Mühe hatte er natürlich vergessen abzunehmen.

„Guten Tag, Lowisa,“ sagte er noch einmal.

Sie blickte erwartungsvoll auf ihn. Der Schimmer eines spöttischen Lächelns huschte um ihren Mund.

„Warum hast du noch nicht wieder geheiratet?“

„Was geht das denn dich an?“

„Sieh Lowisa, ich habe so gedacht: Du bist nur ein armseliges Weibsbild und sollst einer großen Wirtschaft vorstehen. Das muß dich aufreiben...“

„Keineswegs. Ich fühle mich sehr wohl dabei.“

„Das ist Selbstbetrug. Du bist immer einsam.“

„Das bin ich auch nicht. Ich habe doch Wirwe.“

„Kind ist Kind. Du kannst siebzig Kinder haben und wirfst doch einsam sein.“

„Nein.“

„Ich habe auch ein Kind und bin doch allein.“

„Du bist auch ein Mann. Da weißt du mit deinem Lächterchen nichts Rechtes anzufangen.“

„Nein, das weiß ich wohl nicht.“

„Armes Kind. Du solltest wieder heiraten, Buschwächter.“

Zaawet atmete auf. Nun war die Unterredung auf das Geleise gebracht, wo er sie haben wollte.

„Ja, du hast recht, Lowisa. Und deswegen bin ich hier. Willst du mein Weib werden, Trassibäuerin?“

„Ach ich?“

„Ja, du!“

„Nein, Buschwächter, ich will nicht dein Weib werden. Ich brauche überhaupt keinen Mann.“

Der Buschwächter machte einige lautlose Mundbewegungen. Dann fragte er: „Warum nicht?“

„Was sollte ich mit dir anfangen? Ich habe mein schönes Bauerngut, ich habe mein liebes Kind, und wenn es mir grade einfällt, freue ich mich, daß ich meinen Mann nicht mehr habe. Bin ich vielleicht blödsinnig, daß ich unter dein Joch kriechen soll? Du willst hier schalten und walten und ich habe mich dann zu fügen und soll dir noch danken, wenn du mich nicht prügelt.“

„Lowisa! Du kennst mich doch. Ich saufe nie, ich prügele nicht mein Weib. Du würdest es gut haben bei mir.“

„Bei dir? Ich denke doch, du würdest bei mir sein!“

„Wahrscheinlich wohl.“

„Nun, siehst du?“

Sie hatte die Empfindung, ihm was Gutes, Liebes sagen zu müssen.

„Zaawet, ich weiß es ja, du bist besser, als die übrigen alle, viel besser. Aber ich will überhaupt nicht wieder

heiraten. Mir fehlt nichts. So, wie es ist, ist es gut. Also warum soll ich ins Ungewisse mich verändern?"

„Einmal hast du mich gern gehabt, Lowisa. Weißt du es noch?"

„Ja, das war damals! Da war ich ein junges Ding, ohne alle Lebenserfahrung. Und ein Dorfмädchen ist doch froh, wenn es einen Verehrer hat. Aber dann kam das Leben. Jetzt ist alles anders."

„Ist das dein letztes Wort, Lowisa?"

„Mein letztes Wort, Buschwächter. Komme zu mir, wenn du dich einsam fühlst. Ich will dir Kaffee geben und wir wollen von alten Zeiten schwätzen. Unsere Kinder sind ja befreundet, als wären sie Schwestern. Komme ruhig immer zu mir."

„Aber meine Frau willst du nicht werden?"

„Nein, dein Weib werde ich nie."

Der Buschwächter saß still auf dem Stuhle und brütete vor sich hin. Er hatte absolut nicht mit einer Absage gerechnet. Nun mußte er sich zunächst wieder zurechtfinden. Die Sonne schien sommerlich durch die durchsichtigen Vorhänge in das Zimmer. Die Uhr mit den Messinggewichten an der Wand tickte ruhig weiter. Das Bild des amerikanischen Präsidenten schaute auf ihn herunter, grade wie vor einer Viertelstunde, als er feierlich die Stube betrat.

„Nun, dann also nicht!" sagte er philosophisch. „Mit Gott, Trakfibäuerin."

„Gott geleite dich, Buschwächter."

Er verließ das Haus. Auf dem Hofe stürmte Laine auf ihn los. Sie reckte sich empor und fragte flüsternd: „Vater, wirst du Birwes Mutter heiraten?"

„Halt's Maul!" erwiderte er unwirsch.

Er ging den kurzen Weg zurück in die Buschwächterei. Der Weg war noch grade so gekeisig und steinig, wie zuvor. Dieselben Schmetterlinge jagten sich. Die Käfer und Bienen schwirrten, grade wie zuvor. Als er an die Stelle kam, wo man durch eine Waldblücke den Kirchturm von Sankt Johannis sehen konnte, blieb er wieder stehen. Er blickte in der Richtung der Kirche und lächelte höhnisch.

Vielleicht hatten doch die Säuser recht. Der Brantwein erfüllte allemal die Hoffnungen, die man auf ihn setzte. Der Brantwein war nicht unberechenbar, wie ein Weib.

Er stopfte sich seine Pfeife und steckte sie in Brand. Mit einigen starken Zügen zog er den Rauch an und blies ein blaues Wölkchen in die Luft. Dann schob er die Hafenpfeife in den rechten Mundwinkel und schritt fürbaß.

Der Tabak hat doch eine beruhigende Wirkung. Oder steckte ein Dorfphilosoph in ihm?

War es bisher ohne die Trassibäuerin gegangen, so mußte es auch weiterhin gehen.

Die kleinen Mädclchen hatten die Köpfe zusammengesteckt und gewispert. Was bedeutete das? Laines Vater war am Werkstage in seinem Ostersonntag-Anzuge gekommen. Und als er fortging, war er schlechter Laune gewesen. Er hatte „halt's Maul“ gesagt. Das tat er nur, wenn er übel gestimmt war. Wirwe war im Zimmer gewesen und hatte die Mutter beobachtet. Auch diese war übel gestimmt und eine glänzende, kleine Kugel war ihr aus dem Auge auf den Busen gefallen. Wirwe hatte es genau gesehen. Was hatte das alles zu bedeuten?

„Hast du genau gesehen, daß sie weinte?“ fragte Laine.

Wirwe dachte angestrengt nach. „Das weiß ich nicht. Eine Träne habe ich gesehen, aber geschrien hat sie nicht.“

„Vielleicht haben sie sich gezanft?“ vermutete Wirwe.

„Wahrscheinlich!“

Die großen Menschen waren ihnen unfaßlich. Zanfen! Nun ja, zanfen taten Kinder sich auch. Aber dann ging es laut her. Dann wurde geschrien. Zuweilen krazten sie sich auch. Doch später war wieder alles gut.

Aber bei Erwachsenen begriff man nie, warum sie sich böse waren.

„Meinst du, daß dein Vater Mutter gekrazt hat?“ fragte Wirwe.

Laine schüttelte weise den Kopf. „Ich glaube nicht.“

Sie wurden es überdrüssig, das Unbegreifliche verstehen zu wollen.

Als Laine abends nach Hause kam, war der Vater nicht zu Hause. Das kam oft vor. Er hatte dienstlich im Walde zu tun oder er war zum Oberförster gegangen. Irgend etwas mußte los sein. Die alte Mai gab ihr zu essen. Dann kroch sie in ihr Bett. Sie konnte nicht gleich schlafen. Schwärme von Stechmücken summten um sie herum. In der Ferne wurde Harmonika gespielt und die Tanzklänge kamen durch die helle, blühende Sommernacht bis an ihr Bett. Es dauerte lange, bis sie einschlief.

Der Sommer entwickelte sich weiter. Im ganzen Dorfe blühte der Flieder. Es sah aus, als hätten die Büsche sich lila gefärbt und besonders abends zog der Fliederduft die Dorfstraße entlang. An schönen Abenden gingen die jungen Mädchen, zu zweien oder zu dreien eingehaft, singend durch das Dorf. Und alle Mädchen trugen Fliederblüten in der Hand. Begegneten ihnen

bekannte Burschen, dann fuhren sie ihnen wohl mit den Blütenzweigen unter die Nase. Es gab Gelächter und Gefächler und anzügliche Reden.

Auf den Brachfeldern roch es weniger gut. Es war die Zeit der Düngereinfuhr. Die Ställe wurden ausgemistet und der Dünger auf den Feldern ausgebreitet. Wehte der Abendwind von dort her, so mischte sich der Brodem künftiger Fruchtbarkeit mit dem Dufte des Fliebers.

Für eine richtige Bauernnase ist der Dunggeruch nichts Schlimmes.

Um diese Zeit erzählte Laine ihrer Freundin, sie hätte einen Fisch gesehen.

„Einen Fisch?“ fragte Wirwe, „was ist denn daran? Ich esse alle Tage Fische.“

„Du isst gesalzene Strömlinge. Aber ich habe einen lebendigen Fisch gesehen.“

„In der Strömlingstonne?“

„Unsinn! Eingefalzene Fische können nicht wieder lebendig werden. Ich aber sah einen Fisch, der war ganz lebendig.“

„Einen Strömling oder einen Hering?“

„Nein, einen ganz anderen Fisch. Er sah aus wie Gold.“

„Unsinn, Fische sehen aus wie Silber.“

„Nein, Wirwe, dieser Fisch war ganz lebendig und golden.“

„War er wirklich lebendig? Vielleicht lügst du?“

„Nein, ich lüge nicht. Er schwamm ganz langsam und wackelte mit dem Schwanze.“

„Wo sahst du ihn?“

„Im Dorfteiche. Ich sah zu, wie Pferde geschwemmt

wurden und stand auf dem Stege. Da schwamm er vorbei. Ich sah es ganz genau."

"Einen lebenden Fisch hast du gesehen. Laine, ich will auch einen Fisch sehen."

"Komm mit. Vielleicht kommt wieder einer vorbei."

"Ja, ich will mitkommen." Wirwe machte vor Vergnügen einen Luftsprung.

"Und weißt du, Vater sagt, man könne Fische angeln. Man bindet einen Haken an eine Schnur und die Schnur an eine Gerte. Dann wirft man die Schnur ins Wasser und behält die Gerte in der Hand. Der Haken sinkt im Wasser unter und dann kommt ein Fisch und verschluckt ihn. Ausspucken kann er ihn natürlich nicht, denn der Haken bleibt ihm im Maule stecken und dann zieht man ihn heraus, reißt den Haken aus dem Maule und nun hat man den Fisch."

Wirwe machte eine ganze Reihe von Luftsprüngen.

"Laine, wollen wir angeln gehen!"

"Ja, wollen wir gehen — — aber wir haben keine Haken!" Das letzte war ganz kleinlaut gesagt.

Laine dachte nach. „Wir wollen uns Haken machen. Wenn wir Stecknadeln zusammenbiegen, dann haben wir Haken.“

Wirwe machte einen besonders hohen Luftsprung.

"Bist du flug, Laine!"

Sie gingen ins Haus und baten die Trassibäuerin um Schnur und zwei Stecknadeln.

Die Bäuerin lachte. „Was wollt ihr denn damit anfangen?"

"Angeln wollen wir. Goldene Fische wollen wir im Dorfteiche fangen."

Die Bäuerin holte zwei dicke Schnüre herbei und durch die Enden steckte sie je eine Stednadel. Dann bog sie die Nadeln frumm.

„So, da habt ihr Angeln,“ sagte sie lachend, „fangt mir nur recht viele Fische, daß ich sie zum Abendessen lraten kann. — — Und fallt mir nicht in den Leich!“

Die Kinder waren glücklich. Sie brachen Weidengerten, streiften mit der Hand die Blätter ab und banden die dicken Schnüre mit den Stednadeln daran. Dann nahmen sie die Angeln auf die Schultern und hüpfen davon.

Unterwegs fragte Wirwe nachdenklich: „Sag’ mir, wie kommt es denn, daß die Fische die Stednadeln herunterzuschlucken? Warum tun sie das?“

„Warum? Nun, weil sie schrecklich dumm sind. Das ist doch furchtbar einfach. Hast du schon einen klugen Fisch gesehen?“

„Nein!“ Das leuchtete Wirwe ein. Selbst die gesalzenen Heringe sahen immer so dumm aus.

„Und die Fische sind wahrhaftig goldig und nicht silbern?“

„Ich habe doch selbst einen gesehen. Er war ganz goldig und hatte rote Beine, die er bewegte und war ganz breit. Er hatte einen Schmerbauch.“

Wirwe machte wieder einen Luftsprung. „Wollen wir Fische mit Schmerbäuchen fangen!“

„Ja, wollen wir!“

Als sie an den Leich kamen, gingen sie bis ans Ende des Steges und warfen die Angeln aus.

Die Schnüre mit den Haken versanken im bräunlichen, wenig durchsichtigen Wasser.

Da wurde Wirwe nachdenklich. „Hörst du Laine!

Wie sollen wir denn wissen, ob ein Fisch den Hafen verschluckt hat?"

„Dummkopf! Dann will er doch fortschwimmen und kann nicht. Dann reißt er an der Schnur.“

„Am Ende reißt er mir die ganze Angel aus der Hand?"

„Ach du, der Fisch ist doch klein. Der hat nicht so viel Kraft, wie du!"

„Ich würde wohl keine Stednadel herunterschlucken, wenn ich ein Fisch wäre," philosophierte Wirwe.

„Du bist ja auch kein Fisch!"

„Sieh, sieh, Laine, was dort schwimmt!"

Ein Blutegel schlängelte sich an die Oberfläche empor und schwamm dann wieder grundwärts und verschwand im dunklen Wasser.

Beide Mädchen hatten sich gebückt und verfolgten das wunderbare Tier mit den Augen, bis es wieder verschwunden war.

„War das auch ein Fisch, Laine?"

„Nein, ein Fisch war das nicht.“

„Was aber dann?"

„Ein Wassertier.“

„Gibt es viele Wassertiere, außer Fischen?"

„Ja, Wirwe, viele, viele!"

„Oh, wie interessant!"

„Wollen wir sie ansehen?"

„Ja, wollen wir!"

Beide Mädchen legten sich nebeneinander auf den Steg, so daß die Köpfe über den Teich ragten. Nun waren sie ganz nahe dem Wasser. Der feuchte, ein wenig dumpfe Geruch des sommerwarmen Wassers stieg ihnen in die Nasen.

„Siehst du, Wirwe, die schwimmenden Punkte?"

Kleine, dunkle Punkte schwammen lebhaft umher, kamen bis nahe an die Oberfläche und verschwanden dann wieder.

„Laine, sind das auch Tiere?“

„Ich weiß nicht, ich glaube es aber!“

„Sieh, Laine, ein Käfer!“ Ein großer, breiter Wasserkäfer ruderte mit langen Beinen an ihnen vorüber.

„Ist das interessant! Ich habe gar nicht gewußt, daß im Wasser so viele Tiere wohnen.“

Eine Wasserspinne kam vorüber. Rudweise bewegte sie sich auf der Wasserfläche.

„Laine! sieh die Spinne, warum sinkt sie nicht unter?“

„Weil es eine Wasserspinne ist.“

„Warum sinken denn Wasserspinnen nicht unter?“

„Ja, das weiß ich auch nicht.“

„Ich will sie untertauchen!“ Wirwe schob sich ein Stück vorwärts, daß ihre Arme frei wurden und versuchte mit der Hand das Tier unter das Wasser zu drücken. Die Spinne entglitt aber ihrer Hand. Nun lag sie still auf dem Wasser, bereits unter dem Stege.

Wirwe schob sich noch weiter. So, nun konnte sie die Spinne erreichen. Nein, doch noch nicht. Sie schob sich noch weiter und streckte beide Arme unter den Steg.

Da verlor sie das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Laine stieß einen Schrei aus. Sie sah, wie die wütend um sich schlagende Freundin versank. Ihr Atem blieb stehen vor Entsetzen. Dann rief sie laut: Wirwe, Wirwe!

Wirwe kam zappelnd wieder in die Nähe der Oberfläche, nur ein wenig weiter ab vom Stege. Da schob Laine sich vorwärts, so weit es ging und griff mit beiden Armen nach der Freundin. Sie hatte sie an einem Arme gepackt. Die Ertrinkende faßte sie auch an der andern

Hand. Nein, hatte die in der Todesangst Kräfte. Sie zappelte und zog und zog. Laine fand nirgends einen Halt, um sich dagegen zu stemmen. Da wollte sie sich befreien aus Wirwes eisernen Griffen. Aber diese zog und zog sie weiter und weiter. Dann fühlte Laine, daß sie nicht mehr im Gleichgewichte des Körpers war. Wirwe hing zu schwer an ihr. Mit einem gellenden Schrei versank auch sie im Wasser.

Der Buschwächter trat grade aus dem Walde, am Schilfufer. Er hörte den Schrei und sah sein Kind im Wasser versinken. Er kam herzugelaufen, so schnell es ging, aber er brauchte wenigstens fünf Minuten. Auch von der Dorffschmiede her kamen zwei junge Burschen im Galopp heran.

Als sie nach einigen Minuten an der Unglücksstelle anlangten, war der Wasserspiegel ganz ruhig. Die kleinen Mädchen waren verschwunden.

Alle drei Männer sprangen ins Wasser, mit Rock und Stiefeln, grade, wie sie waren. Sie versuchten zu tauchen. Vergebens. Hier war es sehr tief. Es war die Stelle der Pferdeschwemme. Dann wurde eine lange Stange geholt, ans Ende ein großer Nagel eingeschlagen und damit der Grund abgesucht.

Eine Viertelstunde, nachdem sie versunken waren, lagen die beiden kleinen Mädchen, die sich fest umklammert hielten, am Ufer des Teiches, bleich und regungslos.

Man trennte sie und begann künstliche Atmung. Genau wußte keiner, wie man das machen mußte. Es war noch niemals jemand in den Teich gefallen. Aber man bewegte ihre Arme, man rieb sie, man legte sie bald auf den Rücken, bald auf die Brust. Es war alles vergeblich. Sie blieben tot. Man hatte nach der Trakfi-

bäuerin geschickt. Die kam herangelaufen mit ganz verzerrtem Gesicht. Sie stand dabei, als die Wiederbelebungsversuche gemacht wurden. Sie selbst packte nicht an. Sie sprach kein Wort. Sie weinte auch nicht. Es war, als ob ihr verzerrtes Gesicht zu Stein geworden sei.

Der Buschwächter kniete neben Laine und rieb ihr die Glieder, hob und senkte ihre Arme. Er hatte Louisas Anwesenheit kaum bemerkt. Er arbeitete. Es ging ja auf Tod und Leben.

Alle Mühen blieben vergebens. Die Kinder blieben tot.

Nach zwei Stunden wurden die kleinen Leichen auf einen Wagen geladen und zur Trafsibäuerin gefahren. Hier wurden beide im Wohnzimmer aufgebahrt.

Die Trafsibäuerin war reich. Sie hatte den Knecht in die Kreisstadt geschickt, um zwei Kindersärge zu holen. Er brachte zwei elegante Särge mit. Die waren mit weißem Zeuge überzogen und auf den Deckel jeden Sarges war ein schwarzes Kruzifix genagelt.

So vornehme Särge hatte man im Dorfe bisher nicht gesehen.

Die offenen Särge standen nebeneinander. In jedem von ihnen lag ein Kind. Und ein weißer Schleier lag über jeder Leiche, um sie vor Fliegen zu schützen.

Der Buschwächter sollte für die Beerdigung nichts zu bezahlen haben. Die Trafsibäuerin übernahm alles, denn Laine hatte das Leben verloren bei dem Versuche, ihre Wirme zu retten.

Am Sonntage pilgerte das ganze Dorf zur Kirche. Es war nicht weit dorthin. Das Wetter war schön. Da zog man in Gruppen zur Kirche. Voraus auf einem Leiterwagen die beiden weißen Särge. In aufgelösten Gruppen folgten die Dörfler, Männer und Weiber.

Die Mädchen hatten ihre Schuhe schön blank gepuht und trugen sie in der Hand. Sie gingen barfuß. Die Schuhe sollten nicht verstauben. Die wollten sie erst in der Kirche anziehen.

Der Pastor sprach sehr schön. Es waren noch andere Leichen da, aber die Rede war doch in erster Linie auf die beiden Kinder gemünzt. „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Das war der Text der allgemeinen Grabrede.

Er sprach sehr schön und ans Herz greifend, so daß die Weiber sich ordentlich ausweinen konnten.

Dann wurden die kleinen Gräber zugeschauelt und Kränze aus Fliederblüten, aus Jasmin, aus Feldblumen wurden niedergelegt, daß von der Erde kaum noch was zu sehen war. Die Esten lieben Blumen.

Ein altes Mütterchen stand mit gefalteten Händen schließlich allein bei den Gräbern. Das Mütterchen seufzte ganz, ganz laut und dann betete es: „Herr, des Grases Blüte hast du geknickt und mich Alte lässest du nicht zu dir kommen.“ Und das Mütterchen war die alte Mai.

Nun kam wieder der Alltag in sein Recht. Der Buschwächter hatte es leichter. Er merkte den Verlust weniger. Tagsüber war er doch meist im Walde, und wenn er zwischendurch zu Hause war, fiel ihm die Stille weniger auf. Laine war jede freie Stunde drüben im Traßhofe gewesen.

Aber Lomisa war ganz vereinsamt. Für wen schaffte sie? Für wen sammelte sie Reichtum? Und statt der beiden Kinder, die Haus und Hof mit Leben erfüllt hatten, war es jetzt still, oft totenstill.

Zuweilen saß sie auf dem Küchenschemel und weinte leise in ihre Schürze hinein. Am besten wäre es, sie stürbe auch. Was suchte sie noch auf der Erde? Ihres

Mannes Tod hatte sie gebührend beachtet. Sie war Witwe geworden. Das war eine wichtige Lebensänderung. Innerlich hatte sie die Sache nicht berührt. Er war ein Saufaus und die Räder des Lebens liefen glatter, seit er fort war. — Nun aber hatte sie einen Stoß bekommen, der ihr Herz traf.

Und mit jeder Woche, die in die Ewigkeit floß, wurde ihr Schmerz tiefer. Sie war schwerfälligen Gemütes. Da breitet sich der Schmerz nur langsam aus, aber dann liegt er auf den Gedanken, wie eine schwere, schwarze Trauerdecke.

So ging der Sommer hin. Es gab eine vorzügliche Ernte. Die beste, deren sie sich entsinnen konnte. Wozu das alles? Es war doch ganz gleich, ob die Aelte und die Scheune voll waren, oder nur halb gefüllt. Sie könnte viel verkaufen. Freilich. Aber was sollte sie mit dem Gelde anfangen? Wohin damit? Sie hatte genug davon.

Sie hatte beiden Kindern marmorne Grabkreuze setzen lassen. Solche gab es auf dem ganzen Friedhofe noch nicht. Dazu wenigstens war das dumme Geld nütze.

Der Sommer ging vorüber. Der Herbst blies flatternde, dunkle Wölkchen über den Himmel. Im Fichtenwalde brauste es wie ferner Orgelflang.

Der Buschwächter saß bei einem flackernden Lämpchen am Tische und sog an seiner Hakenpfeife.

In der Küche klapperte die alte Mai.

Da öffnete sich die Türe und ein Weib erschien in der Öffnung.

„Störe ich dich sehr, Laawet?“

„Traksibäuerin, du bist es?“

„Ja, ich!“

Er rückte ihr einen lehnlosen Stuhl zurecht.

Sie setzte sich.

„Was treibst du? Wie geht es dir?“

„Einsam bin ich, Laawet.“

Sie hob ihre Schürze an die Augen und begann zu weinen.

Mai steckte ihren Kopf ins Zimmer, um zu sehen, wer gekommen war. Dann verschwand sie wieder.

„Ja, die Kinder!“ sagte der Buschwächter und seufzte.

„Du bist doch der einzige, der mich verstehen kann,“ sagte sie, „du hast das gleiche Schicksal.“

„Ja, Lowisa. Das gleiche Schicksal.“

„Warum mußte das so kommen? Weißt du es?“

„Nein, Lowisa. Ich weiß das nicht.“

Sie weinte in ihre Schürze hinein.

„Und zu mir bist du gekommen?“

„Ja, zu dir.“

„Im Frühling war ich bei dir, Lowisa. Ich war zu hochmütig. Ich wollte dich heiraten. Ich wollte die reiche Traksibäuerin zur Frau haben. Das war Hochmut.“

„Gar nicht, Laawet. Ich war hochmütig. Hörst du, die Hochmütige war ich. Ich dachte, zu was brauche ich, die Traksibäuerin, den Buschwächter. Es geht auch ohne ihn. Ich habe meine Wirwe. Einsame Jahre werde ich nicht sehen. Das war Hochmut.“

„Ich glaube, meine Laine hatte sich das ausgedacht, daß du mein Weib werden solltest.“

„Nein, ich glaube, der Gedanke kam von meiner Wirwe.“

„Hat sie mit dir davon gesprochen?“

„Ja, sie bat mich, dich zu heiraten.“

„Die Kinder!“ sagte er.

„Ja, unsere Kinder.“ Sie weinte wieder.

„Nun sind sie tot,“ sagte er leise.

„Ja, tot!“

„Heute aber kam ich zu dir, Laawet. Du sollst nicht denken, daß ich noch hochmütig sei. Doch vielleicht bist du es jetzt?“

Mit einem Male verstand er, wo sie hinaus wollte.

„Nein, Lowisa, ich bin nicht hochmütig. Bin ja nur ein armer, alter Buschwächter und bin eben so allein wie du.“

„Ja, du bist ebenso allein. Sieh mal, Laawet. Heute bin ich zu dir gekommen und heute will ich dir denselben Vorschlag machen. Dieses Mal ich dir. Komme auf den Traßhof und sei mein Mann — — — falls du noch willst!“

Laawet dachte ein wenig nach. Dann nickte er stumm mit dem Kopfe und zog ein paar kräftige Züge aus seiner Hafenpfeife.

Im Nordlicht

Ein heißer Sommertag. Nordische Hitze, schwül und bedrückend. Hochgebaute Wolkentürme in der Luft. Leise zog der heiße Wind über die Äcker, daß die Halme des Roggens sich beugten. Vor dem dunklen Fichtenwalde zitterte die Luft.

Hellgelblich wand sich die breite, harte Straße durch die Landschaft, breit und leer. Kein Gefährt war zu sehen. Hier im Norden leben die Menschen nicht dicht gedrängt. Es gibt viel Raum und die Dörfer liegen in weiten Abständen voneinander. Eine Schar Raben flog krächzend über die sonnenbestrahlte Landschaft hin.

Ein zerlumpter Mann zog die Straße entlang. Eine schmierige Mütze auf dem Kopfe, von dem das ergraute Haar in unordentlichen Locken in den Nacken hing. Die Kleider schmierig und zerlumpt, an den Füßen zerrissene Schuhe, aus denen die strumpfslosen Füße hervorblickten. In der Hand hielt er einen Wanderstock, einen dünnen Baumast, den er irgendwo im Walde abgebrochen haben mochte.

Er war schon lange marschiert. Nun warf er sich in den Graben, der flach und trocken und blütenüberwuchert zu beiden Seiten der Landstraße sich hinzog.

Er war müde, wollte ein wenig ruhen. Er hatte eine Stelle gewählt, wo ein Erlengestrüpp Schatten spendete. Zahllose wilde Bienen, Hummeln, Wespen schwirrten um ihn herum und krochen in die Blütenkelche.

Der Wanderer zog aus der schmutzigen Tasche, die ihm über die Schulter hing, ein erbetteltes Stück Brot und eine Blechflasche, die er am letzten Bache gefüllt hatte, und er begann sein Mittagessen.

Nun war er also auf der Heimreise. Wie ein Bettler kehrte er heim auf sein schönes Bauerngut Nurmewälja.

Es waren wohl sechs Jahre vergangen, seit er es verließ, oder waren es acht Jahre, oder gar zehn. Er mußte es nicht genau. Anfangs hatte er im fernen, kalten Sibirien die Jahre gezählt, später verschwammen sie zu einer grauen Masse, wie der Nebel, wie der endlose sibirische Urwald, die schweigende Taigá.

Er war jung gewesen, hatte von Freiheit und Brüderlichkeit gehört und als ein russischer Volksschullehrer durchs Dorf gezogen war und den nahen Anbruch einer Freiheit verkündet hatte, da hatte er mit offenem Munde zugehört. Er hatte zwar nicht alles verstanden, auf manches konnte der Russe offenbar auch selbst nicht Antwort geben. Doch so viel war klar, dann dürfe jeder machen, was er wolle. Vorsichtshalber fragte er, ob er dann zur Abrundung seines Besizes das Feld des Barons haben sollte, umsonst natürlich. Das angrenzende Feld mit dem schweren Weizenboden. Und der Russe hatte ihm das als selbstverständlich zugesichert. Da hatte er sich für die neue Zeit begeistert, die kommende. Im Krüge war nach dem dritten Glase Schnaps der Mund übergegangen dessen, wessen das Herz voll war. Er hatte verworrene Reden geführt von Freiheit und unbegrenztem Feldbesitz auf Kosten des Barons. Einige bedächtige alte Bauern hatten gemeint, das wäre doch unrecht. Das werde der Zar niemals gestatten. Da hatte er den Zaren gelästert und verspottet. Teufel, der Küster hatte es gehört. Der hielt es immer mit den Vornehmen. Der hatte wohl auch die Anzeige erstattet. Die Gendarmerie packte ihn, unterzog ihn einem Verhöre und dann wurde er auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt. Für unbestimmte Zeit.

. Hart war es ihn angekommen. Er liebte Loreida,

sein schönes, starkes, junges Weib. Er liebte seine kleinen Mädels, die blonde Aino und die braunäugige Die. Die kleinen Dinger spielten um ihn des Sonntags und plapperten allen möglichen Unsinn zusammen, besonders Die, die ganz kleine.

Dann mußte er fort. Loreida hatte sich in leidenschaftlichem Schmerze an seine Brust geworfen. Sein schönes, starkes Weib. Sie hatte ihn nach Sibirien begleiten wollen. Doch das hatte er abgelehnt. Wer sollte das Gut verwalten? Wer die Kinder erziehen? Die konnten doch keinesfalls mit, tausend Meilen weit in den ewigen Winter.

Sie war so stark und klug und umsichtig. In ihren Händen würde sich die Habe mehren. Sie würde tüchtig wirtschaften und irgend einmal würde er doch zurückkehren.

Dann kam das gleichförmige, öde Leben in den Schneewäldern Sibiriens. Anfangs hatte er mit ungelenkter Faust hin und wieder einen Brief an Loreida zustande gebracht. Hin und wieder traf auch ein Brief von ihr ein. Es war aber selten, wurde noch seltener und schließlich hörte die Korrespondenz ganz auf. Was haben sich auch Bauersleute viel zu schreiben. Er verdiente sein tägliches Brot. Sie hätte ihm zwischendurch Geld schicken können. So hatte er gedacht. Aber sie war so klug. Wenn sie es nicht tat, dann wußte sie sicher warum.

Nun war im März die russische Revolution ausgebrochen. Die Gefängnisse wurden geöffnet. Die Sträflinge in Sibirien durften heim. Da hatte auch er sich aufgemacht. Langsam. Teils zu Fuß, teils mit der Eisenbahn. Wenn er ohne Geld war, als blinder Passagier, bis er an die Luft gesetzt wurde. Dann ging er

zu Fuß weiter, bis er wieder einen Zug bestieg. Bisweilen nahm ihn ein mitleidiger russischer Bauer für einige Meilen in seinen Wagen. Den Lebensunterhalt bettelte er zusammen. Der Russe ist gutmütig und gibt leicht. So war er im Laufe vieler Monate bis nach Estland gelangt. Nun hatte er von der Eisenbahnstation Charlottenhof noch zehn Stunden Fußmarsch bis auf sein Gut Nurmewälja. Das würde er schon bewältigen.

Er kaute langsam das grobe Brot und nahm wohl auch einen Schluck lauwarmes Bachwasser aus der Blechflasche.

Morgen würde er anders speisen. In den Kriegsjahren hatten die Landwirte fabelhaft verdient. Sie waren alle reich geworden. Loreida mochte ein schönes Konto in der Kreditkasse haben oder hatte sie den Nachbarhof dazu gekauft? Er mußte jetzt trübe lächeln über seine einstigen phantastischen Freiheitspläne. Der Gutsadler, den ihm der Russe versprochen hatte! Komisch! Wenn er des Barons Eigentum nehmen durfte, so hatten ja seine Knechte das gleiche Anrecht auf seine Felder. Er war in der sibirischen Ode vorzeitig gealtert. Sein Haar war grau, obgleich er den Jahren nach jung war. Mit dem grauen Haar war ihm auch die Weisheit gekommen. Nun, wo ganz Rußland im Freiheitsstaumel bebte, sah er mit spöttischem Lächeln auf diese tobenden Kinder. Mochten die sich austoben, er machte nicht mehr mit.

Er hatte sein Brot aufgeessen. Nun spürte er die Müdigkeit. Im Schatten des Erlengebüsches streckte er sich am Boden des Grabens hin, die schmierige Mütze unter den Kopf geschoben. So schlief er ein. Die Bienen summten über ihn hin. Die Wolken hoben ihre Türme

höher und höher in die dunstige Luft, bis sie die Sonnenstrahlen verdeckten und violett-dunkle Schatten von den Wolken herab auf die sommerliche Erde fielen.

Dann begann das Murren und Knurren in den Wolken. Durch die schwüle Hitze des Spätnachmittags zuckten helle Flammen und der Donner polterte wie ein ferner Lastwagen. Michkel merkte nichts davon. Er lag mit offenem Munde auf dem Rücken und schlief.

Erst als die ersten schweren Tropfen fielen, erwachte er erschreckt, richtete sich auf und starrte verständnislos in die Gewitterwolken. Teufel, murmelte er, ein Gewitter!

Er kroch aus dem Graben und suchte den nächsten Wald zu gewinnen, um Schutz vor der Nässe zu finden. Das half ihm aber nichts. Als er nach einer halben Stunde einen dichten Fichtenwald erreichte, war ihm die Nässe bis auf die Haut gedrungen. Er war nicht verzärtelt, in Sibirien war nicht der Ort dazu gewesen, so machte er sich nicht viel daraus. Er warf sich in das weiche, nur wenig feuchte Moos unter einer breiten Tanne und wartete das Wetter ab. Er dachte an Loreida, sein Weib. Was die wohl für Augen machen würde, ihn wiederzusehen? Wie sie an seinem Halse geschluchzt hatte vor vielen Jahren, damals, als er fort mußte. Ihn war es auch wahrhaftig bitter angekommen. Dann hatte er sich allmählich an die Trennung gewöhnt. Er liebte sie noch heute, wenn er an sie dachte. Aber in den letzten Jahren hatte er selten an sie gedacht. Ob sie wohl jeden Tag auf ihn gewartet haben mochte? Ob sie noch so schön war, hoch und kräftig mit den prächtigen roten Backen?

Und die Kinder? Sie waren so klein gewesen, er

hatte sie stets die Punkte genannt, so klein und rund waren sie gewesen. Seitdem waren so viele Jahre vergangen, wie viele, wußte er nicht einmal genau. Jedenfalls würden sie schon der Mutter helfen beim Melken der Kühe, beim Heu machen. Er hatte von Hause kein Geld erhalten. Die jährlichen Ersparnisse mußten in den letzten Jahren ungeheuer groß gewesen sein. Nun, das kam ihm jetzt zustatten. Da fand er ein großes Betriebskapital vor.

Er lugte unter den Ästen der Lanne hervor. Es war heller geworden, man sah sogar schon blauen Himmel. Da erhob er sich und marschierte weiter. Zunächst durch den Wald. Die Straße glänzte gegen das Licht. In den Wagengeleisen schimmerte das Wasser und in den Pfützen spiegelten sich die blauen Wolkenlücken des Sommerhimmels. An den Fichtenzweigen hingen große Tropfen, in denen die hervorbrechende Sonne glitzerte. Fuhr ein ganz leiser Wind die Straße entlang und stieß an die Fichtenzweige, so prasselte ein Regen goldner Funken auf die Straße herab. Der Geruch feuchten Mooßes füllte ihm die Lungen.

Es kam eine freudige Stimmung über ihn. Die Zeit der Leiden war vorüber. Liebe von Weib und Kindern und Reichtum standen ihm bevor. Da lohnte es sich schon, rasch auszuschreiten. Laut und energisch setzte er seinen primitiven Wanderstab bei jedem Schritte auf die Erde.

Gegen Abend überholte ihn ein Gefährt. Er bat den Bauern, ein wenig aufsitzen zu können. Dieser hatte Mitleid mit dem zerlumpten, durchnähten Wanderer und nahm ihn auf. Michkel wühlte sich ins Heu des Wagens und fuhr mit, bis der Bauer abends sein Gehöft

erreichte. Dann erhielt er die Erlaubnis, oben auf dem Heuboden die Nacht zuzubringen. Vorher aber gab man ihm zu essen. Der Erste ist gastfrei und theilt sein Mahl gern mit dem Wanderer. Saures Roggenbrot, dicke Milch und gesalzene Fische. Auch ein kräftiger Riesenschaps wurde dem Wanderer eingeschenkt.

Dann kroch er auf den Heuboden. Die helle nordische Nacht leuchtete durch die breiten Balkenfugen auf sein Heulager. Er schlief. Als die aufgehende Sonne durch die Dachluke sein Gesicht traf, erwachte er.

Kräftiger Händedruck zum Abschied — viel Dankesworte zu machen, liebt der Erste nicht — und dann marschierte er weiter.

Es war wieder ein warmer Morgen. Es versprach heiß zu werden. Auf einem Felde wurde das Heu, das gestern naß geregnet war, ausgebreitet. Der Heuduft umwehte ihn mit dem leichten Morgenwinde.

In einigen Stunden würde er nun zu Hause sein. Im Hause, wo er geboren war, wo schon sein Vater geboren war, wo er als kleiner Junge, mit dem Daumen im Munde, an der Pforte gestanden hatte, wenn eine herrschaftliche Kutsche vorüberfuhr, wohin er seine Loreida geführt hatte und wo sie ihm die Kinder geschenkt hatte, erst die Aino, dann die niedliche kleine Sie.

Nach Hause — nach Hause!

Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg, es ging auf Abend, als er aus dem letzten Walde trat, — dieser Waldspizfel gehörte ja ihm selber — und sein geliebtes Murmevälja vor ihm lag. Genau so, wie er es verlassen hatte. Ach, er kannte ja jeden Zaunstaken. Nur das Stalldach war neu. Der Stall hatte nicht mehr sein altes, moosbewachsenes Strohdach. Er war jetzt mit schwarzer

Pappe gedeckt. Ja, ja, seine Loreida war eine tüchtige Hausfrau. Sie ließ nichts verkommen. Wahrscheinlich war das uralte Strohdach baufällig geworden. Auf dem Kleefelde sah er einen Knecht mit Heumachen beschäftigt. Am Waldrande weideten die Kühe und auf dem Hofe wühlten einige fette Schweine in der Erde. Auch Ferkel waren zu sehen.

Beim Anblick der Heimat überwältigte es ihn. Ihm, dem Manne mit den grauen, langen Locken fielen Tränen aus den Augen. Die Heimat! Er setzte sich an den Wegrand. Er wollte erst diesen Anfall von Schwäche überwinden. Aber er lächelte, trotz seiner Tränen, lächelte ein glückseliges Lächeln.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da war er ruhiger geworden und schritt auf seine Heimat los. Als er schon ganz nahe war, trat ein stattliches, schönes Weib aus der Türe, ein kleines Kind auf dem Arme.

Das war Loreida. Sie hatte sich überhaupt nicht verändert, höchstens ein wenig voller geworden war sie. Ihr Blick glitt gleichgültig über ihn hin. Wie sollte sie ihn auch erkennen, nach so vielen Jahren? Ihn, den reichen Mürmewäljabauern in diesem zerlumpten Aufzuge. Doch, was war das für ein Kind auf ihrem Arme? Das war noch kein Jahr alt! Ein prickelndes, kaltes Gefühl durchrieselte ihn.

„Guten Abend“ grüßte er.

„Mache, daß du weiterkommst. Landstreicher haben bei mir nichts zu suchen!“

Richtig, sie duldeten ja keine zerlumpten Landstreicher. Das war schon früher so gewesen, das war ihr eigen. Sie konnte sogar hart sein gegen fahrendes Volk.

„Loreida!“

Sie stutzte beim Klange seiner Stimme, eine Blutwelle stieg in ihr Gesicht. Sie hatte ihn erkannt.

„Bist du wieder zurück?“, fragte sie in trocken gleichgültigem Tone.

„Ja, Loreida, ich bin wieder frei.“ Er wollte dicht an sie heran, aber sie ekelte sich vor seinen Lumpen und trat zurück.

„Loreida, mein Weib! Weißt du, wie du zum Abschiede nicht von mir lassen wolltest?“

„Ja, das war damals,“ sagte sie geringschätzig.

„Wir sind uns fremd geworden, Loreida. Wir müssen uns wieder aneinander gewöhnen.“

„Wollen wir sehen, ob es geht.“ Ihr Ton war kalt.

„Loreida, was ist das für ein Kind?“

„Mein Kind, ein Junge. Er heißt Lembit.“

„Dein Kind?“ Er erschrak, daß der Schreck ihm durch alle Glieder lief. „Hast du einen anderen Mann geheiratet?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, das ist nur so!“

„Was heißt das: nur so? Wer ist des Kindes Vater?“

„Grischa.“

„Wer ist Grischa?“

„Herr Jegorow. Der Russe. Er wohnt seit einigen Jahren hier.“

„Loreida, schämst du dich nicht?“

Sie horchte auf. „Glaubst du, ich sei ein Holzscheit, ohne Leben, ohne Blut, ohne Herz? Jung war ich und heiß und allein, immer allein und die Briefe von dir hörten bald auf. Ich wußte nicht einmal, ob du noch lebst. Das Leben ging aber weiter. Ich fühlte, wie die Jugend vorüberging. Die Jugend einer verlassenen

Frau. Ich wollte das Leben paßen, ich wollte Liebe haben. Hörst du, der Hunger nach Liebe ließ mich die Nächte nicht schlafen — — — und dann kam Grischa, der Russe und verliebte sich in mich und — — und hier ist das Kind. Es heißt Lembit."

„Und dann verließ dich der Verführer, man kennt es ja, die alte Geschichte?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, er lebt mit mir zusammen. Er ist im Hause drin. Wir leben als Mann und Frau, wenn auch ungetraut. Grischa nennt das eine Zivilehe."

„Das paßt mir nicht, Loreida."

Sie lächelte geringschätzig und zuckte mit den Achseln.

„Wovon lebt er denn eigentlich, ist dieser Jegorow dein Knecht?"

Da mußte sie laut lachen. „Jegorow ein Knecht? Nein, der arbeitet nicht. Das ist ein wirklicher Herr, ein Gebildeter."

„Wovon lebt er denn, wenn er hier auf dem Lande wohnt?"

„Murmewälja wirft jetzt viel ab. Mein Gut kann Grischa bequem ernähren."

„Ich denke, es ist mein Gut." Er betonte das „mein" stark.

„Natürlich, natürlich." Ihr fiel es ein, daß jetzt alle Einkünfte in seine Hände fließen würden. Das war fatal. Sie beschloß, andere Saiten aufzuziehen. Sie warf ihm einen koketten Blick zu und sagte: „Michkel, du Lieber. Du warst ja immer verständig und nachdenklich und sauber. Du wirst verstehen, in dem Aufzuge kann ich dich nicht mit meinem Freunde bekannt machen. Ich müßte mich ja meines Mannes schämen."

Komm, wir heizen die Badstube an. Du säuberst dich und ziehst dann reine Wäsche und neue Kleider an."

"Wo sollte ich die wohl hernehmen, Loreida, hier auf dem Lande bekommt man doch nichts."

"Oh, das tut nichts, komm nur in die Badstube, nachher hole ich dir abgelegte Kleider und Wäsche von Grischa."

Sie zog ihn in die enge Badestube. Mit kräftigen Armen warf sie Holzscheite unter den großen Kessel, holte Eimer um Eimer Wasser vom Brunnen. Es dauerte gar nicht lange, so war das Wasser warm. Dann holte sie ihm ein großes Stück Seife und Wäsche und Kleider von Grischa.

Als er sich gründlich gesäubert hatte und die schäbigeleganten Kleider des Geliebten seiner Frau anhatte, ging er ins Haus. Im Wohnzimmer ging ein Mann erregt auf und nieder. Das also war Jegorow, der Geliebte seiner Gattin. Städtisch gekleidet, beide Hände in den Hosentaschen, eine Papiros im Mundwinkel.

Sie musterten sich gegenseitig. Einen Gruß sprachen sie nicht. Da kam ein blondes, hübsches Mädchen hereingestürmt und flog ihm um den Hals. "Vater, mein lieber Vater, kennst du deine Nino noch?"

Sie hing ihm am Halse und lächelte ihn an. "Vater, ich kann mich deiner noch ganz gut erinnern. Ich habe so oft an dich gedacht. Jedesmal, wenn ich Angst oder Verdruß hatte, dachte ich immer: Wo ist Vater, der würde mich schützen."

Nichkel streichelte sie. "Du liebes Kind! Wie alt bist du denn nun?"

"Sechzehn, Vater."

"Sechzehn, damals warst du sechs Jahre alt. So bin ich also zehn Jahre fort gewesen."

„Ja, Vater, zehn Jahre.“

Er streichelte sie immer noch.

„Damals nannte ich dich einen Punkt.“

Sie lachte. „Sawohl Vater, einen runden Punkt nanntest du mich.“

„Wo ist denn der andere Punkt?“

Wino zeigte auf die Lüre.

Dort stand ein bildhübscher Backfisch, brünett mit braunen Augen. Das rote Kleid stand dem Mädchen prachtvoll.

„Kommst du nicht zu mir, Sie?“

Da kam sie langsam näher, vor Verlegenheit fichernd.

„Kannst du dich meiner nicht entsinnen?“

Sie schüttelte die braunen Locken und ficherte immer noch.

„Ich war zu klein, Vater.“

Er versuchte, auch sein jüngeres Kind an sich zu ziehen, aber es war was Kaltes zwischen ihnen. Es war die Fremdheit.

Loreida deckte den Tisch zum Abendbrot. Die Schüssel dicker Milch stand mitten darauf. Daneben ein Laib saures Roggenbrot. Und eine Schale gesalzener Fische. Sie setzten sich um den Tisch herum. Nun streckte Michkel zum ersten Male die Füße wieder unter den eigenen Tisch. Aber es war so anders, als er es sich vorgestellt hatte. Die Anwesenheit des fremden Russen, der der Geliebte seiner Frau war, verdarb ihm die Freude. Loreida stand auf und holte aus der Küche eine gebratene Fleischportion und stellte sie vor Jegorow.

„Was ist das?“ fragte Michkel.

„Grischka liebt es, zu jeder Mahlzeit Fleisch zu haben. Man kann doch nicht verlangen, daß er unser einfaches, estnisches Essen lobt.“

„Ach so!“ Der Duft des gebratenen Fleisches stieg Michkel lockend in die Nase. Wie lange schon hatte er kein Fleisch gegessen. Das verdroß ihn.

Loreida bemerkte es und warf ihm lockende Blicke zu. Dann sagte sie: „Nächstens sollst auch du Fleisch haben, ihr Mannsleute liebt es ja, Fleisch zu essen.“

Nach der Mahlzeit stand man auf. Die Töchter zogen sich in ihr Zimmer zurück.

Auch Michkel wollte wieder einmal in seinem eigenen Bette schlafen.

Doch Loreida stellte sich vor die Türe. „Nicht hier herein. Hier wohne ich mit Grischa.“

„Da hört doch alles auf. Wo soll ich denn schlafen?“

„Oben auf dem Heuboden habe ich für dich hergerichtet.“

Das war demütigend. Er wollte ein böses Wort sagen, aber Loreida warf ihm einen köstlich bittenden Blick zu. Es war ja wahr, erst mußte er die Zügel wieder fest in der Hand haben. Dann wollte er schon einschreiten.

So kroch er denn für heute die steile Stiege zum Heuboden empor und suchte den Schlaf, während unten in seinem Schlafgemache der verfluchte Russe an der Seite seines Weibes schlief.

Er konnte keinen Schlaf finden. Es bewegte ihn alles viel zu sehr. Er dachte gerecht und kühl überlegend. Daß sein lebensstrozendes Weib ihm nicht zehn Jahre ins Ungewisse treu geblieben war, das war eigentlich ganz natürlich. Wie sollte er ihr das verdienen? Er hätte häufiger schreiben sollen. Freilich, ob das geholfen hätte, war fraglich. Sie war gesund und vollblütig. Sie verlangte nach einem Männchen, denn sie war ein Weibchen.

Darüber würde er hinwegkommen. Trotz des kleinen Lembit, der doch seinen Namen trug, sein Erbe war, ohne sein Sohn zu sein. Etwa einen gerichtlichen Prozeß anstrengen, um Lembit für außerehelich erklären zu lassen? Ufu, das war öffentlicher Skandal. Nein, mochte das hingehen. Aber den schnodderigen Russen mit den Händen in den Hosentaschen: den mußte er los werden. So bald als möglich! Nurmewälja ernährte ihn! Teufel! Welches Recht hatte der Kerl, sich von ihm, Michkel ernähren zu lassen? Dem wollte er Beine unter den Körper setzen, daß er laufen könne!

Ein leises Geräusch ließ ihn aufhören. Im Hellsdunkel der nordischen Nacht sah er ein Mädchen mit offenem Haar und dürftiger Bekleidung zu ihm heraufsteigen.

„Aino?“ fragte er.

„Ja, Vater,“ flüsterte sie.

„Was willst du, Kind?“

„Ich kann nicht schlafen, Vater.“

„Ich auch nicht.“

„Das glaube ich dir, Vater.“

Sie setzte sich an den Rand seines Lagers, eng zusammengekauert. „Armer, armer Vater!“, flüsterte sie und wieder „armer, armer Vater.“

Sie streichelte seine Hände. Sie streichelte seinen Kopf. Oh, das tat wohl, die weiche, weibliche Hand, die Liebe eines Kindes. Weshalb sie ihn bemitleidete, das war ja klar. Ihr Vater, der Besitzer von Nurmewälja hier oben auf dem Heuboden und unten die Mutter mit dem fremden Schmarozer, den Aino nie hatte leiden können, und Lembit, ihr Bruder und doch nicht ihres Vaters Sohn.

Sie streichelte ihn immerfort. „Armer, armer Vater.“ Unter dem sanften Streicheln der weichen Mädchenhand wurde sein Herz ganz ruhig und schließlich schlief er ein.

Da stand sie auf, ganz leise. Murmelte ganz sachte noch einmal: Armer Vater! und schlich dann auf den Zehenspitzen die Stiege hinab. Später fand auch sie Schlaf.

Als Michkel unter dem Sonnenstrahl erwachte, der durch die Balkenfugen hindurch sein Gesicht erreicht hatte, fühlte er sich wohl und gestärkt. Er stieg vom Heuboden hinab in den Hof und wusch sich am Brunnen. Es war noch früh. Im Wohnhause schienen sie noch alle zu schlafen. Da machte er einen Gang über die Felder, über seine eigenen Felder. Er sah seinen Roggen, dessen Halme im Morgenwinde wie ein See Wellen schlugen. Er betrachtete das Haferfeld, die noch junge Gerste, frisch und gelblich grün. Er ging quer über den Kartoffelacker. Er griff mit der Hand in das Kleeheu und zog ein Büschelchen heraus, hielt es unter die Nase. Das duftete gut. Dann schlenderte er die Dorfstraße entlang. Vor den einzelnen Gehöften begann es sich zu regen. Sommermorgen in Arbeit.

Vor der Türe der Dorfbude stand in Hemdärmeln der Kaufmann Ants, sein Freund, und segte mit einem Rutenbesen die Schwelle.

„Tag, Ants, gut geschlafen?“

„Tag...“ Ants musterte den fremden Mann erstaunt.

„Hast du Feuer?“ Michkel zog die erloschene Pfeife aus der Tasche.

„Feuer... Herrgott! Der Michkel!“ Ants' schlaues

Kaufmannsgeſicht verzog ſich zu einem ſtrahlenden Grinsen. „Wo kommſt du her, Freund? Wir hatten dich ſchon faſt vergeſſen. Komm herein, Freund. Iß ein Stück Brot mit uns.“ Er ſchüttelte Michkels Hand, daß ihm der Arm faſt aus dem Gelenke flog.

Michkel wiederholte nur trocken: „Haſt du Feuer?“ Er war kein Freund von Gefühlsausbrüchen zwiſchen Männern.

Ants gab ihm das verlangte Feuer. Michkel ſtieß ein paar kräftige Rauchwolken in die Luſt. Dann ſagte er: „Später einmal, Ants. Jetzt will ich wieder nach Hauſe. Ich kam erſt geſtern abend an.“

„So, ſo! Höre einmal, dir gefällt es wohl nimmer zu Hauſe?“ Ants warf ihm einen lauernden Blick zu.

„Nein“ ſagte Michkel trocken.

„Höre Freund, ſchaffe mal Ordnung in deinem Heim. So geht es nicht weiter. Das ganze Dorf lacht darüber, daß dein Weib, neun Jahre nach deiner Abreiſe, noch ein Kind gebär. Schaffe Ordnung, Freund.“

„Wollen ſehen, was ſich tun läßt.“ Ein tiefer Schatten lag über Michkels Augen.

„Noch eins, Michkel! Ich habe von Murmewälja Vieh gekauft für zwanzig Tauſend. Heute ſollte ich das Geld hinbringen. Du erſparſt mir wohl den Gang. Ich gebe dir ſofort das Geld.“

„Iſt recht.“

Ants ging ins Haus und kehrte bald mit einem Paſſen großer Scheine zurück. Michkel zählte ſie ehrfurchtsvoll. So viel Geld hatte er noch niemals auf einmal in der Hand gehabt. Und das gehörte ihm nach all den Entbehrungen der letzten Jahre. Wahrhaftig, die Koreida hatte zu wirtſchaften verſtanden! Sie war eben ſein

tüchtiges Weib und um dieser geschäftlichen Tüchtigkeit willen stieg es wie jung gewordene Liebe in ihm auf. Der Russe aber mußte fort. Er wollte es Loreida nicht verdenken, daß sie ihm nicht zehn Jahre ins Ungewisse treu geblieben war. Er war auch selbst schuld, warum hatte er nicht geschrieben! Er war auch bereit, allen Naturgesetzen zum Spott den Lembit als seinen Sohn anzuerkennen. Doch der Russe mußte fort. Wenn er auch selber reich war, welche Veranlassung hatte er, den Kerl auf seinem Gute zu unterhalten?

„Leb' wohl, Ants, mit Gott!“

„Mit Gott, Michkel. Komme bald wieder.“

Als Michkel heimkehrte, roch es angenehm nach Kaffee. Kaffee in seinem Hause? Den gab es früher doch nur zu Geburtstagen. Freilich, nun waren sie reich geworden.

Loreida begrüßte ihn herzlich, wie in der guten alten Zeit. Nur lag etwas Lauerndes in ihren Augen. Das war ihm fremd. Jegorow ging in der Stube auf und nieder, beide Hände in den Hosentaschen, eine Papiros im rechten Mundwinkel.

Loreida stellte eine Schale voll dicker Milch vor ihn und ein schweres Stück Roggenbrot. Er bemerkte im offenen Schranke Weißbrot.

„Gib mir Weißbrot, Loreida, und fülle mir eine Kruke mit Milchkaffee.“

„Kaffee? Was denkst du, Michkel, wir trinken zum Frühstück keinen Kaffee.“

„Die ganze Stube riecht ja nach Kaffee.“

„Der ist nur für Grischa. Er verlangt Kaffee zum Frühstück. Er ist ein Herr, ein Gebildeter, da ist er es nicht anders gewöhnt.“

Michkel knurrte etwas Unverständliches. Dann sagte er: „Gib mir das Weißbrot aus dem Schranke.“

„Nein, Michkel, das ist nur für Grischa. Er hat einen so schwachen Magen.“

„Teufel!“ rief Michkel und holte sich mit schweren Schritten das schöne Weizenbrot.

Grischa hatte sich in einen Stuhl geworfen, streckte beide Beine von sich und musterte Michkel halb blasiert, halb neugierig-amüsiert. Die Zigarette zitterte in seinem Mundwinkel. Er hatte so erregbare Nerven.

„Wo sind die Kinder?“ fragte Michkel.

„Die Kinder? Lembit ist nebenan in seiner Wiege.“

„Ach was!“ Michkel stampfte mit dem Fuße, „nach meinen Kindern frage ich.“

„Uino und Sie sind auf dem Kleefelde bei der Heuarbeit.“

„Ist gut!“

Loreida spürte, daß ein Gewitter in der Luft lag. Sie setzte sich neben ihn und legte ihre Hand auf seine.

„Wo stecktest du denn heute morgen? Ich war ganz früh bei dir auf dem Heuboden, doch du warst schon fort.“ Das letzte log sie.

„Du warst früh bei mir?“ fragte Michkel, halb verhöhnt.

„Natürlich, Michkel. Bin ich nicht dein Weib?“ Sie blickte gemacht verschämt in ihren Schoß.

„Loreida!“ sagte er und legte ihr den Arm schwer um die Schultern, „bist du mir noch ein wenig gut?“

„Aber natürlich, natürlich.“ Ihre Stimme klang unsicher. Das bemerkte er in seiner Freude nicht.

„Also, wo stecktest du?“ Nun war es ein ganz kofetter Blick, der an ihn heranflog.

„Ich ging über die Felder, dann war ich bei Ants. Der gab mir das Geld für verkaufte Vieh.“

„Alles? Zwanzig Tausend?“

„Ja, alles! Gib mir den Schlüssel zur Schieblade, ich will das Geld einschließen.“

Sie holte den Schlüssel und schloß das Geld in der Schieblade ein. Vorher überzählte sie es jedoch. Sie war eine tüchtige und vorsichtige Wirtin.

Grischa brannte eine neue Zigarette an und gähnte.

„Und Sie, Herr Jegorow, wann gedenken Sie abzureisen?“

„Abreisen?“ Vor Staunen blieb ihm der Mund offen und das Streichholz brannte ihm bis an den Finger, daß er es mit ärgerlichem Schmerzenslaut fortzuschleuderte.

„Abreisen! Nun ja. Ich brauche Sie hier nicht.“

„Abreisen?“ fragte er wieder und warf einen spöttisch fragenden Blick auf Loreida.

„Grischa darf doch bleiben? Nicht wahr, er darf bleiben?“ fragte Loreida und streichelte ihres Mannes Hand.

„Jegorow soll abreisen!“ sprach Michkel in bestimmtem Tone.

Nun erschraf Grischa. Abreisen? Ja, wovon sollte er denn leben? Etwas arbeiten? Sich schinden? Wahrschäftig, hier war es besser, wo ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Abreisen? Daran hatte er nie gedacht, daß das Schlaraffenleben ein Ende nehmen könnte. Er spielte mit seiner dicken, goldenen Uhrkette, die ihm Loreida zum letzten Namenstag geschenkt hatte. Seine Finger blühten von den Steinen in den vielen Ringen. Alles Geschenke Loreidas. Er schlug ein Bein über das andere. Die Lackkappen seiner eleganten

Schuhe glänzten im Morgenlichte. Abreisen? Nein, das paßte ihm absolut nicht.

„Wohin sollte ich denn reisen, Sie — Este?“ Das Wort Este war verächtlich gesprochen.

„Wohin? Das geht mich gar nichts an. Fort! das ist die Hauptsache. Meinetwegen zum Teufel.“

„Lieber Michkel, Grischa soll bleiben. Ich will es.“

„Fort soll er!“

Grischa erhob sich. „Es ist ja wahr. Ich müßte wirklich fort. Was für eine Rolle spiele ich hier, neben den Ehegatten in den Flitterwochen? Ich werde gehen. Sobald Sie wünschen. Nun werden Sie aber begreifen: Wohin soll ich gehen? Wovon soll ich leben? Meine Beamtenstelle habe ich längst verloren, für das Heer bin ich untauglich. Ich frage Sie, wovon soll ich leben?“

„Wovon leben Sie denn hier?“

„Von Loreidas Liebe, von Loreidas Güte lebe ich, das heißt im Grunde natürlich von Ihrer Güte.“

„Da werden Sie sich einen anderen Erwerb suchen müssen.“

„Ich sagte Ihnen schon, wo soll ich einen Erwerb finden? Doch ich bin bereit zu gehen, falls für mich gesorgt ist. Sie haben soeben zwanzig Tausend eingenommen. Geben Sie das Geld mir und ich gehe noch heute.“

„Grischa!“ rief Loreida verzweifelt, „Grischa, gehe nicht! Ich liebe dich, ich kann ohne dich nicht leben. Grischa, bleibe bei mir.“ Sie warf sich Grischa um den Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küssen. „Grischa, ich lasse dich nicht. Wenn du gehst, gehe ich mit dir. Bis an den Ural, wenn es nötig ist. Hörst du es, Michkel: Wenn Grischa geht, so gehe ich mit ihm. Bei Gott!“

Michkel war weicher geworden. Grade so hatte sie

vor zehn Jahren an seiner Brust gelegen und mit ihm gehen wollen. Das war eine verheulene Geschichte.

Er blickte auf den Boden und dachte nach. Dann faßte er einen verzweiferten Entschluß.

„Loreida, mein Weib. Wenn du den dort so unsinnig liebst, wenn du ohne ihn nicht leben kannst, gut, dann mag er einstweilen hier bleiben, bis die Scheidung zwischen uns ausgesprochen ist. Dann könnt ihr euch heiraten und glücklich sein. Jedoch wo anders, nicht hier! Ich will das nicht sehen. Und euer Kind mögt ihr auch mitnehmen. So wird es am besten sein.“

„Das geht doch gar nicht, Michkel...“

„Doch, das geht. Ich nehme alle Schuld auf mich. Ich beschwöre, daß ich die Ehe gebrochen habe. Dann kannst du gleich wieder heiraten. Auf den kleinen Meineid soll es mir nicht ankommen. Mögt ihr so glücklich werden, als der Teufel euch macht. Aber hier hinaus! Ich will ein sauberes Haus haben.“

„Das geht aber gar nicht, Michkel! Grischa ist doch — verheiratet — —“

„Was? Verheiratet?“

„Ja, er hat Frau und fünf Kinder.“

Michkel sprang auf. „Schweinerei“ rief er und noch einmal ganz langsam „Schwei—ne—rei.“

Er war absolut ratlos, was er nun anfangen sollte. Er griff nach seiner Mütze und ging auf das Feld hinaus, um zu überlegen. Loreida und Grischa wechselten einen raschen Blick. Sie hatten gesiegt, fürs erste jedenfalls.

Michkel ging aufs Klee-feld, wo gearbeitet wurde. Aino ließ den Rechen fallen und flog ihm um den Hals. Sie bemerkte den wütenden Ausdruck seines Gesichtes und begann es zu streicheln. Sie kam langsam näher,

die Hände auf dem Rücken, und ihre Kinderaugen musterten freundlich-neugierig den Vater.

Ach, Aino konnte sich ja denken, was den Vater empörte. Sie war schon gewöhnt an das alles, sie bemerkte es kaum noch. Dem Vater aber war es neu. Und ihn traf es viel persönlicher.

„Vater, lieber Vater.“

„Kind, der Russe ist ein Schwein und deine Mutter ist auch nichts besser.“

„Ich liebe die Mutter, lieber Vater. Sie ist immer sehr gut zu uns gewesen“ sagte sie leise, fast scheu.

Immer besser. Nun nahm auch sein Kind Partei gegen ihn.

„Du findest es ganz in der Ordnung, was die beiden treiben?“

Sie schüttelte den Kopf. „Mutter war immer allein, immer, immer.“

Das war es. Das erklärte vieles. Das Kind hatte recht. Aber nun mußte es zu Ende sein. Er wollte doch schließlich Herr im Hause sein, in seinem eigenen Hause. Nur wußte er momentan nicht, wie er das anfangen sollte. Er streifte den ganzen Tag umher, auf allen Feldern. Er ging in seinen Wald, besichtigte die weidenden Rühe, deren gestimmte Glocken ein hübsches Waldbild abgaben. Das Vieh war in prächtigem Zustande. Die ganze Landwirtschaft war in bestem Stande. Man sah, Loreida war tüchtig und umsichtig gewesen. Das hatte er auch immer von ihr gewußt. Wie glücklich hätten sie nun sein können, wenn nicht der verfluchte Russe sich bei ihr eingenistet hätte. Teufel!

Abends kroch er wieder auf den Heuboden. Er konnte wieder lange nicht einschlafen. Er sah noch nicht den

Weg, den er beschreiten könnte, sich des Russen zu entledigen. Er wartete, ob nicht Aino wieder käme, wie gestern. Aber dieses Mal kam sie nicht.

Die zwanzig Tausend dem Russen zu geben und einen Fußtritt dazu? Der Bauer trennt sich schwer vom Gelde und gar erst von einer so großen Summe. Freilich, dann wäre jener gegangen und hätte sein Weib mitgenommen, als Geliebte eines verheirateten Mannes. Teufel!

Die Töchter waren lieb, besonders die Aino. Er dachte an seine Kinder. Da wurde es ihm freundlicher zu Sinn. Er wollte ihnen rechte Freude machen, er wollte ihre Gesichter vor Freude aufstrahlen sehen. Reich war er ja, eine große Summe lag in der Schieblade. Da konnte er die Mädel schon mit einer Freude überraschen.

Am nächsten Morgen ging er zum Kaufmann Ants, seinem alten Freunde.

„Ants, ich will der Aino was schenken. Sie soll froh sein . . . Rate mir was.“

„Eine weiße Schürze vielleicht?“

„Nein, ein großes Geschenk, was dem Kinde eine Freude macht.“

Ants dachte nach.

„Eine Nähmaschine vielleicht? Ich habe grade eine im Lager.“

„Was kostet das?“

Ants nannte den Preis. Das war viel Geld. Einerlei. Die Aino sollte die Maschine haben.

„Gut, Ants, die Maschine. Schicke sie uns gleich zu. Ja?“

„Sofort, Michkel, und für die andere Tochter?“

Michkel fragte sich hinter dem Ohre. Mit noch einer zweiten großen Ausgabe hatte er nicht gerechnet. Aber gerecht wollte er sein.

„Ein Fahrrad vielleicht?“

„Sie versteht das Radeln gar nicht.“

„Tut nichts! So lernt sie es eben.“

„Der Preis?“

Michkel seufzte. Das war viel Geld. Doch er bestellte auch das.

„Noch eins, Ants. Ich habe das Geld nicht mit.“

Ants lachte gemütlich: „Nurmewälja-Bauer, du bist mir für viele Nähmaschinen sicher.“

„Ist gut.“

„Was macht der Russe? Hast du schon Ordnung geschafft?“

Michkel überhörte die Frage und ging heim.

Das gab aber eine Freude zu Hause, heute. Jedes der Mädchen erklärte, grade das hätte es sich schon längst gewünscht. Die strahlenden Mädchenaugen suchten immer wieder begeistert den Vater. Koreida war als Mutter fast eben so froh über die Seligkeit ihrer Kinder, nur als Hausfrau runzelte sie ein wenig die Stirne zu der Größe der Ausgabe.

Der Russe saß in einem Winkel und rauchte. Ihn langweilte diese Familienszene. Vaterglück! Er lächelte blasiert. . . .

Am nächsten Vormittage wollte Michkel die Rechnung bezahlen. Er hatte selbst einige Stunden auf dem Felde mitgearbeitet. Da war es ihm wohler geworden. Arbeit beruhigt. Nun war er ins Haus getreten und wollte mit dem Gelde zu Ants gehen.

„Koreida! Ich will jetzt zu Ants, um die beiden

Maschinen zu bezahlen. Gib mir den Schlüssel zur Lade."

Loreida zog den Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn.

Michkel öffnete behutsam das Schloß und zog die Lade hervor.

Was war das? Die Lade war leer. Einige alte Rechnungen, sonst nichts. Wo war der ganze Packer Geld? In den Boden der Lade war ein großes Loch geschnitten, mit einem Messer. Ganz ungeschickte Arbeit. Aber das Geld war fort. Was war das?

"Loreida" schrie er, "Loreida, das Geld ist gestohlen!"

"Unmöglich!" Auch sie war ganz erschreckt.

"Das Geld ist gestohlen! Mit dem Messer ist ein Loch in den Boden geschnitten worden. Wer hat das getan?"

Loreida blickte schnell zu Grischa hinüber. Der sah aus dem Fenster, die Hände in den Hosentaschen. Die erloschene Papiros im rechten Mundwinkel zitterte stark. Da wußte sie alles.

"Ich habe es getan!" sprach sie ruhigen Tones zu ihrem Manne.

"Du?" Er lachte höhnisch. "Du schneidest ein Loch in die Lade, um das Geld zu nehmen? Du hattest ja den Schlüssel in der Tasche!"

"Ich — ich — hatte den Schlüssel verlegt."

"Du lügst. Der dort ist der Dieb!" Er stürzte sich auf Jegorow und packte ihn. Die beiden Männer rangen miteinander. Michkel preßte seine Finger um Jegorows Gurgel, daß dem vor Atemnot die Augen aus den Höhlen traten.

"Zurück, Michkel! Bist du verrückt?" Sie verfügte

über große Körperkräfte. Nun warf sie sie zu ihres Mannes Ungunsten in die Wagschale. Sie riß an seinen Armen, bis Michkels Finger sich von der Gurgel des Russen lösten. „Bist du verrückt? Willst du einen Mord begehen?“ Jegorow hatte sich wie ein Al fortgewunden. Nun stand er feuchend da. Das lockige, gepflegte Haar verwüstet. „Tschuchna!“ zischte er, ein Spottwort, mit dem die Russen gern die Esten belegen.

Michkel setzte sich die Mühe auf das zerzauste Grauhaar und stapfte breitbeinig hinaus. Er ging irgendwohin, er wußte selber nicht wohin. Immer grade aus. Ein Zaun war ihm im Wege. Den überkletterte er. Immer weiter. Am Waldrande hockte er nieder. Zog die Knie empor und stützte das Kinn darauf. So hockte er stundenlang, bis es Abend war, bis sein Rücken steif war von der unnatürlichen Haltung. Er hatte gegrübelt und gegrübelt. Es wurde Abend. Mistkäfer kamen brummend geflogen und verschwanden im Waldinnern. Nun ja, dort hatten Kühe geweidet. Das zog die Mistkäfer an.

Als er endlich aufstand, da wußte er genau, daß er den Russen töten werde. Wann? Wo? Das wußte er noch nicht. Die Gelegenheit würde schon kommen. Ihn niederschlagen? Damit er für Lebenszeit wieder nach Sibirien zurückmüßte. Oh! Er kannte Sibirien. Zehn Jahre seines Lebens hatte dieses Land der Schneewüsten gefressen. Sollte er den Rest seines Lebens auch noch daran geben? Nein, die Sache mußte anders angefangen werden. Seine Stunde würde schon heranreifen. Er nickte vor sich hin. Nun er mit sich völlig einig war, kam ein Friedegefühl über ihn. Jetzt war er bereit, jede Demütigung zu tragen. Und wenn er

dem Herzallerliebsten seiner Frau täglich die Stiebel putzen mußte. Los! Er würde wachsen und wachsen und fröhlich lächeln dazu. Er wußte, die Rechnung würde bezahlt werden. Mit Blut bezahlt werden!

Er ging nach Hause, aß mit gutem Appetite sein Nachtmahl und verkroch sich dann im Heu, oben auf dem Heuboden.

Den nächsten Tag verbrachte er schon ganz bei der Arbeit und mit der Arbeit. Die Kartoffeln mußten gehäufelt werden. Wohl! Er spannte den Gaul vor den Pflug und arbeitete wie ein Tagelöhner. Es war seine eigene Scholle, die er bearbeitete. Das schmale Ende des Feldes stieß an den Kleeacker, wo Heu gemacht wurde. Jedesmal, wenn er dort den Pflug wandte, nickte ihm Alino aufmunternd zu und Sie präsentierte den Rechen, wie die Schildwache das Gewehr. Er war stolz auf seine Töchter und im Grunde liebte er ja auch Loreida, trotz allem. Den Russen haßte er. Doch, da Jegorow in seinem Beschlusse bereits tot war, regte ihn der Haß nicht weiter auf. Das war ja nur eine äußere Formalität, wann er seinen Richterspruch vollzog. Innerlich war er bereits vollzogen. War aber Jegorow erst tot, dann wollte er ganz vorsichtig und umsichtig um die Liebe seines Weibes werben. Früher oder später würde der Erfolg da sein.

So arbeitete er darauf los, heute und morgen und übermorgen. So arbeitete er alle Tage, traf seine Anordnungen, zahlte den Arbeitern und Knechten Löhne. Kurz, die Zügel der Wirtschaft wußte er mit sicherer Hand zu packen. Seine Laune wurde jeden Tag besser. Loreida war glücklich, daß er sich in die Situation gefunden hatte und sie und ihren Freund gewähren ließ.

Sie konnte zuweilen sogar Zärtlichkeiten über ihn ausschütten, schwesterliche Zärtlichkeit. Die Töchter hingen am Vater. Wenn es was zu nähen gab, so saß Aino vor der Maschine und strahlte vor Glück über die Arbeit. War Sie von einer Radtour am Sonntag heimgekehrt, so konnte sie dem Vater am Halse hängen, wie eine dunkle, kleine Klette. Es herrschte also eitel Glück in Nurmewälja. Nur die beiden Männer, gewissermaßen beide Loreidas Gatten, redeten niemals miteinander. Michkel behandelte den Russen einfach als Luft, behandelte ihn, als ob er bereits tot wäre. Dieser aber ließ ein schnell vorüberhuschendes, geringschätziges Lächeln sehen, wenn sein Blick mal das Auge Michkels streifte. Ihm erschien die Rolle des gehörnten Ehegatten äußerst komisch. Schickte sich der Erste in diese Rolle, um so besser, um so bequemer! Mit seinen Einkünften stand es zwar knapp. Michkel war verdammt geizig. Doch er hatte ja die zwanzig Tausend, die er immer bei sich trug. Das gab eine Reserve für lange Zeit. Er konnte noch für unabsehbare Zeit hier das Idyll weiter leben.

Der Herbst war gekommen. Gelbe Blätter wirbelten im Nordwinde. Der Roggen war geerntet, das Sommerkorn geschnitten. Nun wurden die Kartoffeln aufgenommen. Es war eine gute Ernte. Das würde mal ein Geld geben, wenn er sie dem Baron für die Brennerei verkaufte.

In den Nächten wurde es empfindlich kalt, oben auf dem Heuboden. Immer tiefer wühlte er sich ins Heu und schließlich erklärte er beim Mittagessen kategorisch, er werde nicht mehr oben schlafen. Das war so barsch erklärt, daß der Russe erschrak. Seit er einmal Michkels Finger an seiner Gurgel gefühlt hatte, wurde er

nervös, sobald der Hausherr in erregtem Tone sprach. Aino und Die sahen sich an und wechselten einen Blick. Als dann in der Abenddämmerung Michkel vom Felde heimkehrte, fand er ein Bett und einen Strohsack im Wohnzimmer.

„Was ist denn das?“

„Vergib, Vater,“ sagte Aino, „daß wir nicht früher daran gedacht haben. Du sollst jetzt in unserem Zimmer wohnen und wir schlafen im Wohnzimmer.“

„Hier ist ja nur ein Bett.“

„Du sollst jetzt in meinem Bette schlafen. Für mich ist ein Strohsack auf dem Boden auch gut.“

„Na, na, Kind. Schließlich wird Nurmewälja noch so viel abwerfen, daß ich eine Bettstelle kaufen kann.“

Er legte Aino die Hand auf die Schulter und sah ihr liebevoll in die Augen.

Von nun an hatte der Hausherr ein warmes Zimmerchen. Es lag freilich neben Loreidas Schlafstube und dadurch wuchs seine Erbitterung gegen Jegorow. Bisher hatte er mit dem Russen nicht abrechnen können. Nun war der Herbst da mit seinen finsternen, stürmischen Nächten. Vielleicht konnte die Gelegenheit nicht mehr fern sein. Wenn der Liebste seiner Frau mal einen einsamen Spaziergang in den Wald machen sollte in dunkler Nacht! Doch dem fiel das gar nicht ein. Er räkelte sich überall herum, pfiff vor sich hin, rauchte ohne Ende Zigaretten. Arbeiten, der? Dem ehemaligen Subaltern-Tschinownik paßte das nicht. Höchstens las er mal die russische Zeitung und erzählte dann, was im Lande passierte.

Die Armee war in voller Auflösung. Soldatentrupps, Deserteure zogen bettelnd, wohl auch raubend im Lande

umher. Hier, in diesem abgelegenen Weltwinkel, war von alledem nichts zu merken. Doch eines Tages, als Michkel in der Abenddämmerung die Dorfstraße entlang heimwärts schritt, begegnete ihm ein Haufe wüster Gesellen.

Ein zerlumpter Soldat streckte ihm die Hand entgegen.

„Gib Geld zu Branntwein, Genosse!“

Seit Kriegsbeginn waren alle Schenken geschlossen. Der Verkauf alkoholischer Getränke war streng untersagt. Doch man half sich. Tief im Dunkel der weiten estländischen Wälder hatten die Bauern ihre geheimen Destillationen. Waren sie vor Verrat sicher, so verkauften sie zu Phantasiepreisen einen erbärmlichen Fuselschnaps, für den sie immer Abnehmer fanden.

„Habe kein Geld für dich, Brüderchen.“

„Nimm mein Gewehr, nimm meine Munition, Genosse, aber gib Geld.“

„Wieviel willst du dafür haben?“

„Hundert. Ich gebe es billig.“

Ein Funke glomm in Michkels Augen auf. „Gut,“ sagte er, „hier sind hundert.“

Mit sehr vergnügtem Gesichte übergab der Soldat ihm Gewehr und Munition und empfing den bunten Schein. Dann lief er den übrigen nach.

Michkel aber löste das Bajonett vom Gewehr und warf es in den Graben. Die Flinte trug er vorsichtig, um nicht gesehen zu werden, in seinen Mantel gewickelt in den Wald. Es war schon dunkel geworden, nur schwacher Mondschein. Im Walde schabte er mit seinem Messer das weiche Moos beiseite, tat das Gewehr auf die Erde und deckte es wieder mit Moos zu. Dann schnitt er mit

seinem grifffesten, estnischen Messer einige Fichtenzweige von den Bäumen und breitete sie über die Stelle.

So! Die Vorbereitungen waren erledigt. Er hatte zwar, zu Hause versteckt, eine gute Jagdflinte. Nur Loreida kannte das Versteck. Aber es hätte auffallen können, wenn er nach der Jagdflinte gefragt hätte. Er hatte früher gern ein wenig Wilddieberei getrieben in den Forsten des Barons.

Dieses Militärgewehr hatte nie jemand bei ihm gesehen. Er konnte es nach vollstreckter Rache ruhig am Latorte liegen lassen. Wie sollte er zu einer Militärwaffe kommen? Abends war er ausgezeichnete Laune. Sehr viel sprach er ja nie, aber er war heute verhältnismäßig aufgeräumt. Er holte sogar eine Flasche Fusel hervor, die er vor einiger Zeit im Walde gekauft hatte und goß den Schnaps in Biergläser. Wino und Die wollten nicht davon. Loreida nippte nur. Er selber war mäßig. Doch der Russe war glücklich, endlich einmal sich wieder einen gehörigen Rausch antrinken zu können. Abends spät war er so besoffen, daß er nur noch grunzen konnte wie ein Schwein.

Das machte Michkel großen Spaß. —

Der Herbst machte weitere Fortschritte. Die Felder waren gefroren, auf feuchten Wiesen spannten sich dünne Eisplatten wie Glasscherben über den herbstlichen Rasen. Die durchweichten Straßen waren zu unebenem Hocker gefroren, über den die federlosen Bauernwagen laut polternd holperten. Zuweilen stäubte auch Schnee aus schieferdunklen Wolken.

Es ging in den Winter.

Da las Jegorow eines Tages aus der Zeitung vor. Die Regierung war gestürzt, die Bolschewiken hatten

die Regierung übernommen. Die Front war aufgelöst. Soldaten kehrten zu Zehntausenden eigenmächtig heim.

Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich der estnischen Bauern. Wurde aller Besitz aufgelöst, so verloren sie ihre Ersparnisse. Die Gutseigentümer verloren ihre Güter. Das konnte ungemütlich werden. Hatte man sein Leben lang gespart, damit hinterher die Juden kämen und ihre Ersparnisse aufteilten? Da wäre es wahrhaftig besser, der deutsche Feind käme ins Land und nähme Recht und Gesetz in Schutz.

Eines Tages hatte Michkel im Walde gearbeitet. Jetzt war die rechte Zeit, die Bäume zu fällen, die er im nächsten Sommer brauchen würde. Es hatte geschneit, nun schien die, tief am Himmel stehende nordische Sonne schwach zwischen den Bäumen hindurch. Da hörte er Lärm auf der Straße. Er sah einen großen Trupp Leute. Es mußten Soldaten sein. Es wurde beständig geschossen und geschrien. Michkel fürchtete für seine Sicherheit. Er kletterte an einer breiten, äste-reichen Tanne in die Höhe. Dort, in der Höhe konnte er sich verborgen halten, bis die Bande vorüber war.

Es mochten gegen sechzig Mann sein, die fast direkt unter ihm vorüberzogen. Voran zwei Dirnen größten Kalibers, und längst über die Jugend hinaus. Leuchtend rot gemalte Wangen und Lippen, zerrissene Stiefel aus Lackleder und der berauschende Parfümgeruch, den sie ausströmten, zog bis zu ihm in sein Versteck. Dahinter grölende Soldaten, rote Schleifen an den Mützen. Weit hinten, im Graben schien ein Mann zu liegen. Ob sie den wohl zurückgelassen hatten?

Als die Rotte vorüber war, stieg er vom Baume

herunter. Die Neugierde plagte ihn, nach dem zurückgelassenen Manne zu sehen. Er ging eine halbe Werst und da fand er im Graben eine Leiche. Eine Leiche, deren Hand noch warm war. Das Blut sickerte dem Toten aus dem Hinterkopfe.

Michkel begann zu zittern. Er kannte den Toten dort. Es war ein alter estnischer Bauer aus dem Nachbardorfe. Der Mann war arm gewesen, in Politik hatte er sich nie gemischt. Warum hatte man ihn erschossen? Aus reinem Übermut? Teufel! Waren das Zeiten!

Er schlich durch den Wald nach Hause.

Zum Nachtmahl erschien Jegorow mit einer großen roten Schleife am Arme. Man muß mit den Wölfen heulen, erklärte er. War übrigens ganz vergnügt dabei.

Plötzlich schrie Sie auf. „Seht, seht, das Schloß des Barons brennt!“

Ein roter Schein fiel durch die Fenster. Die Dorf- hunde heulten in langgezogenen Tönen.

Da klopfte es an der Türe. „Wer ist da?“

„Ants.“

Michkel stand auf und öffnete.

Ants trat verstört ins Zimmer. Er schluckte einige Male. Dann begann er ohne Vorbereitung: „Eine Bande Soldaten und zwei Dirnen sind aufs Schloß gerückt, haben Baron und Baronin gefangengenommen, auch die Baronesse. Dann haben die beiden Dirnen ein Gericht über sie abgehalten und sie wegen Vornehmheit zum Tode verurteilt. Alle drei wurden vor die Schloß- rampe gezerrt und dort von den Soldaten erschossen. Das Urteil wurde vollstreckt, wie sie sagten. Dann haben sie das Schloß geplündert und in Brand gesteckt. Und dann verfielen sie darauf, die drei Leichen in das bren-

nende Schloß zu werfen. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen. Teufel! Was sind das für Zeiten!"

„Jaak's Leiche liegt im Graben. Dort hinter dem Walde, wo der Werstpfosten steht. Ich fand sie heute dort," sagte Michkel dumpf.

„Jaak? Herrgott! Jaak tot! Was kann der ihnen getan haben! Was sind das für Zeiten!"

„Der Wind der Freiheit weht," sagte mit boshaftem Lächeln der Russe, der die rote Schleife am Arme trug, „der Wind der Freiheit! Nieder mit allem Hergebrachten!"

Unts riß seinen Mund auf: „Das sagen Sie, Herr Jegorow, ausgerechnet Sie, der vor kaum einem Jahre Anzeige gegen mich erstattete, weil kein Zarenbild in meiner Bude hing?"

„Damals war eben Zarenzeit. Jetzt haben wir die Freiheit," sagte der Russe und lächelte spöttisch.

„Verfluchtes russisches Volk!" sagte Unts auf estnisch, „kämen doch die Deutschen!"

„Ja, kämen nur die Deutschen und schafften Ordnung!" riefen Aino und Die aus einem Munde.

„Sie werden kommen," erklärte Loreida prophetisch... und der glühende Fackelschein des brennenden Schlosses warf zuckende Lichter über ihre Weissagung.

In den folgenden Tagen schwirrten aufregende Gerüchte durch das Dorf. Es war alles im russischen Reiche außer Rand und Band. Mord und Raub überall. Zur Rechenschaft wurde niemand gezogen. Erlaubt war, was gefällt. Hinter Zäunen, auf der Straße fand man die Leichen seiner Bekannten. Niemand suchte die Mörder. Statt der Gerichte gab es nun Volkstribunale. Soldaten, die kaum lesen oder schreiben konnten, präsidierten dort. Die Polizisten waren ermordet oder gefangen oder

hielten sich versteckt. Statt ihrer funktionierte eine Miliz, deren Glieder zum Teil aus Raubmördern bestanden. Die Bolschewiken hatten alle Gefängnisse geöffnet und verwandten befreite Verbrecher mit Vorliebe zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Michkel Rache nehmen konnte. Nur im Hause konnte es nicht geschehen. Loreida durfte nicht ahnen, wer Jegorow getötet hätte. Nur die Gelegenheit ließ auf sich warten. Der Russe rührte sich nicht von Hause.

Eines Tages kam aber die Gelegenheit dennoch. Der Russe erklärte, er wolle für einen Tag nach Reval. Er wolle sich mal den Kummel in der Stadt ansehen und wissen, wohin der Hase läuft. „Grischa,“ rief Loreida entsetzt, „du begibst dich in Lebensgefahr. Grischa, bleibe hier.“ Sie legte ihm beide Arme auf die Schulter. „Grischa, ich bitte dich, ich flehe dich an, bleibe hier.“

Doch Grischa war fest entschlossen. Nur reichliches Reisegeld bat er sich aus. Das gab ihm Michkel, so unverschämt seine Ansprüche auch waren. Noch nie hatte Michkel so gerne Geld ausgegeben.

Michkel selbst spannte ihm das Pferd vor den Wagen. Er sollte das Gefährt im Stationsfruge einstellen und übermorgen, wenn er zurückkäme, es dort wieder abholen. Der Krüger würde den Gaul unterdessen füttern. Übermorgen abend sollte der Russe wieder in Murmelsjälä sein. „Grischa,“ rief Loreida, „keinen Tag später. Ich ängstige mich zu Tode sonst.“

„Auf übermorgen also!“ Jegorow stieg in den Wagen und fuhr los. An der Waldecke schwenkte er seine abgegriffene Tschinownikmütze, von der er die kaiserliche Kokarde entfernt hatte.

Loreida saß wie auf Kohlen während seiner Abwesenheit. Sie begann hundert Arbeiten und ließ sie wieder liegen. Ihr Gefühl war durch die Sorge um den abwesenden Geliebten zu neuer Leidenschaft emporgeleht.

Nichkel aber machte einen fröhlichen, entschlossenen Eindruck. Zuweilen nickte er vor sich hin. Als der Tag der Rückkehr herangerückt war, sah er aber doch eigentümlich aus. Sein verbissener Ausdruck fiel Loreida auf. Nun ja, er war wohl wieder einmal eifersüchtig. Loreida konnte das verstehen. Aber so viel Haß hatte sie noch nie in eines Menschen Auge schimmern sehen.

„Möchte nur Grischa gesund zurückkehren!“ sagte sie, „wäre er nur erst wieder da!“

„Wer weiß, ob er wieder zurückkehrt. Man kann heute nichts wissen.“

„Was sagst du, Nichkel? Oh, ich habe so böse Ahnungen.“

Da richtete sich Nichkel stramm auf, sah ihr fest ins Auge und zischte: „Krepieren soll er, der Hund!“

Nun, wo der Tag seiner Rache gekommen war, fühlte er sich außerstande, sich noch länger zu verstellen.

Loreida begann hysterisch zu schluchzen.

Er ließ sie schluchzen. Sollte er sie etwa trösten, grade er?

Als es dunkel geworden war, zog Nichkel seinen Schafspelz an und ging hinaus.

„Wohin gehst du?“

„Was geht's dich an?“ Er wandte sich nach ihr um und sie sah den schwälenenden Haß in seinem Blicke. Dann schlug er die Türe zu.

Nach einer Stunde schon konnte Grischa zurück sein. Ein Glück, daß Michkel keine Waffe hatte. Er wäre heute imstande gewesen, Grischa umzubringen. Oder sollte er die Flinte aus dem Verstecke genommen haben? Sie suchte nach. Nein, die war da. Sie zog sie hervor und steckte eine Patrone hinein. Heutzutage konnte jeder in die Lage kommen, sich verteidigen zu müssen.

Michkel ging mit schnellen Schritten in seinen Wald. Es war kalt und frischer, weicher Schnee war gefallen. Nun aber blinkten vereinzelte Sterne. Im Norden spannte sich ein dunkler Bogen über den Himmel. Ein breiter Lichtstrahl schob sich hinter dem dunklen Bogen hervor, wie der Lichtkegel eines Scheinwerfers. Der Lichtstreifen wuchs rasch empor, bis über den Zenit hinaus und färbte sich blaßrot. Dann kam ein zweiter Lichtstreifen hervorgeschossen und nun ein dritter. Schon warf das Nordlicht einen rötlichen Schein über die Schneelandschaft. Michkel ging lautlos durch den weichen Schnee im Walde. Die richtige Stelle hatte er bald gefunden. Die Äste räumte er beiseite, das Moos entfernte er und hob das Militärgewehr heraus. Im schwachen Scheine des Nordlichts prüfte er Verschuß und Abzug. Es funktionierte alles vortrefflich. Dann steckte er eine Patrone in den Lauf, füllte das Magazin. Vielleicht war mehr als ein Schuß erforderlich.

Michkel lag nun schon seit einer Stunde im Graben, dort, wo die Büsche bis dicht an die Landstraße herantraten. Das Gewehr schußbereit vor sich. Seine Augen ließ er immer wieder die Straße entlang wandern, in Richtung der Station. Von dorthier mußte er kommen. Er wurde ungeduldig. Wo blieb der Kerl?

Das Nordlicht stand in seiner vollen Pracht am Himmel.

Duzende von roten Strahlenbündeln fuhren gleichzeitig hinter dem dunklen Nordhimmel hervor. Es war heller, wie bei Vollmondschein. Man hätte in diesem blutigen Lichte lesen können. Die Schneelandschaft schien hell wie am Tage, nur als blicke man durch purpurnes Glas. Am Himmel liefen, nein sprangen Millionen leuchtender Funken hin, wie Schwärme kleiner Lichtwürmchen, die alle einem gemeinsamen Ziele zustrebten.

In solcher Pracht trat die Erscheinung selten auf. Seltsam erregte sie Michkels Nerven. Es war so hell. Das kam ihm gelegen. Er würde vortrefflich zielen können, freilich konnte er auch leicht bemerkt werden. Es kam aber zu so später Stunde niemand des Weges daher. Damit war kaum zu rechnen.

Es war noch eine Stunde vergangen. Das Nordlicht war verblaßt gewesen. Nun flammte es von neuem auf in majestätischer Mystik. Da war ein fernes Gefährt zu hören. Das mußte er sein. Michkels sämtliche Muskeln strafften sich. Jetzt war der Augenblick der Rache gekommen. Er lag auf dem Bauche, das Gewehr vor sich auf der Brüstung. Die dicken, wollenen Fausthandschuhe streifte er von den Händen. Die Finger mußten frei sein.

Das Gefährt war schon ganz nah. Er erkannte seinen Gaul. Es ging nur im Schritt voran. Um so besser, so konnte er bequem zielen. Jegorow schien zu schlafen. Er lag, hinten übergelehnt, im Wagen. Natürlich, der Kerl hatte irgendwo Fuselschnaps ergattern können. Nun war er besoffen wie ein Schwein.

Michkels Herz schlug so laut, daß er meinte, der Russe müsse es hören. Er hatte doch noch nie einen Menschen zur Hölle gesandt. Kein Wunder, daß ihn die Gesichte

erregte. Er zielte genau aufs Herz. Es war so nordlichthell, daß er bequem visieren konnte.

Plötzlich ertönte im Walde, hinter ihm ein Schuß. Michkel fühlte einen harten Stoß im Rücken. Das Gewehr entfiel seinen Händen. Er konnte nicht mehr atmen. Schwarz wurde es ihm vor den Augen. Er stürzte in einen tiefen Brunnen. Dann war er tot.

Die rauchende Flinte in der Hand, trat Loreida aus dem Walde. Sie war unruhig geworden, hatte böse Ahnungen gehabt. Grischa kam nicht, Michkel blieb verschwunden. Da nahm sie für alle Fälle die Flinte und ging ihrem Manne nach. Im roten Nordscheine waren seine Spuren im frischen Schnee leicht zu verfolgen. Gerade noch im letzten Augenblicke war sie gekommen, um Grischas Leben zu retten... durch den Tod ihres Gatten...

Der Gaul hatte nach dem Schusse erschreckt einen Sprung vorwärts getan. Dadurch war Grischa aus dem Wagen geschleudert worden. Das Pferd jagte seinem Stalle zu. Grischa lag regungslos auf der Landstraße.

Loreida trat mit zusammengekniffenen Lippen herzu. „Grischa!“ Er rührte sich nicht. Sie kniete nieder und umfaßte seinen Kopf. Da schrie sie gellend auf. Der Kopf war kalt. Sie faßte seine Hand. Sie war kalt und steif. Er war tot, mußte schon seit vielen Stunden tot sein.

Loreida hatte Körperkräfte. Sie drehte die Leiche um. Da fand sie im Rücken eine Wunde, eine Einschußöffnung. Irgendwo am Wege mußte man ihm eine Kugel nachgesandt haben. Wohl aus einem Haufen marodierender Soldaten war der Schuß gefallen. Vielleicht nur aus Übermut! Vielleicht war es auf Pferd

und Wagen abgesehen gewesen? Hatten nicht neulich zwei vorüberkommende Soldaten sich gerühmt, bei der Station eine ganze Familie von sechs Personen ausgerottet zu haben. Lachend hatten sie sich gerühmt. Für alberne Prahlerei hatte man es gehalten, bis nach einigen Tagen die grauenhafte Bestätigung eintraf. Niemand durfte den Soldaten was anhaben. Die fühlten sich solidarisch. Die Bevölkerung eines ganzen Dorfes wäre von nachkommenden uniformierten Bagabunden ausgerottet worden, wäre einem Soldaten ein Leid geschehen.

So war Grischa tot! Schon seit einigen Stunden tot und um eine Leiche zu retten, hatte sie ihren eigenen Gatten erschossen.

Die dünnen, würmchenförmigen Funken liefen in Millionen, unruhig zuckend unter dem Himmel hin. Die purpurnen Lichtfegeln strahlten ihr Licht auf den Schnee. Im Norden war ein leuchtendes weißes Tuch über den Himmel gespannt, von dem rote Fransen herabhingen. Über das ganze Firmament war leuchtende Bewegung gebreitet.

Loreida blickte nach ihrem Manne. Der lag im Graben, den Oberkörper auf den Grabenrand gelehnt. Der Kopf stützte sich auf die Arme und in den aufgerissenen, verglasten Augen spielten die Reflexe des Nordscheines.

Da schrie sie noch einmal gellend auf.

Die Sumpfgeister

Einsam lag inmitten meilenweiter Sümpfe das Gehöft Soopere. Von der Landstraße bog, mitten im Hochwalde, ein elender, von Wurzeln durchwachsender Waldweg südwärts ab. War man zwei Stunden auf diesem Wege gefahren, so lichtete sich der Wald. Der Sumpf begann. Eine weite, von Sträuchern und Krüppelbäumen bestandene Fläche, auf der Wassertümpel glänzten. Der miserable Weg wand sich, durch aufgelegtes Strauchwerk und Holz ein wenig erhöht, als Knüppeldamm durch den Sumpf. Auf diesem Wege mußte man mehrere Stunden fahren. Dann kam man nach Soopere. Ein kleines Gehöft, die Gebäude uralt und baufällig, die Strohdächer schwarz und struppig, stellenweise dicht mit grünem Moos bewachsen. An das Gehöft anschließend ein Feld, auf dem die Sommersonne lag. Es war ein gestreckter Höhenrücken, nur wenige Fuß die endlosen Sumpfflächen überragend. Hier stand weltabgeschieden das Soopere, auf deutsch das Sumpfgesinde.

Wenige Fuß von der Haustüre ging es etwas abwärts zum Sumpfe, dessen Rand vom Frühling bis Herbst von großblütigen Vergißmeinnicht umsäumt war. Wenige Schritte weiter begann bereits das Gebiet der weißfloßigen Wollblumen.

Am Rande des Sumpfes lag auch der Brunnen, fast bis oben gefüllt mit bräunlichem Sumpfwasser.

Ein junges Mädchen machte sich am Brunnen zu schaffen. Sie schöpfte Wasser. Die Kleidung war ärmlich, an den Füßen grobe Schnürschuhe. Barfuß konnte man hier nicht einmal im Sommer gehen, der vielen Giftschlangen wegen. Um den Kopf hatte sie ein grell buntes Tuch geschlungen.

Das Mädchen hatte zwei Eimer am Brunnen gefüllt. Nun nahm sie die Tragstange über die Schulter und hängte an jedes Ende einen vollen Eimer. Langsam schritt sie hinauf zum Hause, wobei Wasser aus den über-vollen Eimern über den Rand lief.

Sie stellte die Eimer in der Küche ab. Dann holte sie die Art und begann auf dem Hofe Holz zu spalten.

In der Türe der Hütte erschien ein alter Mann. Ein breiter, weißer Bart wallte bis an den Gürtel hinab. An einigen Stellen sah man, daß der Bart einst rot gewesen sein mochte. Die eingesunkenen Augen des Greises waren blau.

„Ziu!“ rief er, obgleich er fast vor ihr stand.

Sie ließ die Art einen Augenblick ruhen und wandte den Kopf über die Schulter.

„Ziu, gib mir was zu essen. Ich will mit der Flinte in den Sumpf.“

„Gleich, Großpapa.“

Er verschwand wieder in der Türe. Sie trug eine Armlast Spaltholz in die Küche und begann zu braten. Es roch nach Speck.

Dann brachte sie eine Holzschale voll dicker Milch in die Stube. Brot und Speck lagen dabei.

„Wann kommst du wieder zurück, Großpapa?“

„Weiß ich nicht, Ziu. Vielleicht am Abend, vielleicht erst morgen oder übermorgen.“

„Zur Nacht bleibst du wieder im Heu?“

„Kann sein. Wenn ich auf einer Sumpfhöhe gemachtes Gras finde oder einen offenen Heuschuppen, dann schlüpfe ich hinein.“

„Fürchtest du nicht den Buschwächter? Der soll jetzt besonders auf die Wilddiebe aufpassen.“

Der Greis lächelte verächtlich. „Gehört das Wild vielleicht dem Buschwächter? Oder sonst wem? Gott hat es für alle geschaffen! Wer es schießt, dem gehört es.“

„Du hast recht, Großpapa. Doch die Geseze sind anders gemacht worden und die Buschwächter sind jetzt bewaffnet, um Wilddiebe zu fangen.“

Er lächelte wieder verächtlich. „Die Leute sind viel zu bequem. Die werden grade tagelang durch die Sümpfe streifen, um mich zu fangen. Bis an die Knie im weichen Schlamm zu waten, das ist nichts für diese Herren. Sie kennen auch nicht die Stellen, wo man versinkt, daß einem der Schlamm über den Ohren zusammenschlägt. Sie kennen nicht die überwachsenen Seen mit doppeltem Boden. Dort bricht man durch das Torfgeslecht am Grunde des Wassers und verschwindet, ehe man Zeit hatte, seine Sünden dem Teufel aufzuzählen. Dort ist man verschwunden, als wäre man durchs Eis gebrochen. Und das ist ein Eis, das niemals auftaut. Wer dort verschwand, der ist fort. Den findet auch der liebe Gott nicht auf.“

„Schrecklich!“

Der Alte lächelte behaglich vor sich hin.

„Ich habe oft Angst, wenn du so lange fortbleibst, Großpapa.“

„Angst? Vor Buschwächtern?“ Der Alte fragte erstaunt.

„Nein. Großpapa. Vor den Sumpfsgepenstern.“

„Habe keine Angst, Tiu. Du bist ja sicher. Der Kolomats ist im Grunde ein guter Kerl. Dazu schläft er im Sommer. Im Winter kriecht er freilich gern in den Schornstein und heult und pfeift dort. Oder er klopft an die Fenster oder knackt in den Wänden. Aber er tut

keinem Menschen was. Er liebt nur zu erschrecken. Außerdem schläft er im Sommer."

"Könnte nicht ein anderes Gespenst kommen?"

"Die kommen nicht auf trockenes Land. Mit denen freilich ist nicht zu spaßen. Der Rabbataß liegt am Grunde des Sumpfes, dort, wo der Schlamm ganz weich und tief ist. Plötzlich packt er den Menschen an den Beinen und hält ihn fest. Dann kann man sich nie mehr von der Stelle bewegen und kommt langsam um. Dann frißt der Rabbataß die Leiche. Doch man kann vorsichtig sein und aufpassen, wo der Rabbataß im Schlamme liegt und atmet, dort sieht man Blasen aufsteigen. Höchstens ein Buschwächter tritt dort hin. Wohl bekomme es ihm!"

"Und der Uneprats? Den hast du doch selbst gesehen?"

Der Greis wurde sehr ernst. "Der Uneprats? Mit dem ist nicht zu spaßen. Der wohnt an den tieffsten Stellen und bei den Seen mit doppeltem Boden. Der redt plötzlich sein kahles Haupt aus dem Sumpfe. Dann sieht sein Kopf genau so aus wie ein trockener Birkenstumpf. Nur hat er große, blinzelnnde Augen. Große, helle Augen. Mit denen schaut er den Menschen an, daß dieser näher kommen muß, immer näher und näher und an nichts mehr denken kann, als an die unheimlichen Augen. Schritt um Schritt kommt man den Augen näher, bis man im Moore versinkt oder durch den doppelten Boden des Sees bricht. Dann taucht der Baumstumpf mit den unheimlichen Augen wieder unter und saugt dem Menschen das Blut aus."

"Du hast ihn ja selbst gesehen, Großpapa!"

"Ja, das war damals, als ich jung war. Ich stapfte mit der Flinte durch das Moor. Der Vorsteher plätscherte neben mir durch die Tümpel. Birkenhühner wollte ich

schießen. Da steht nicht weit vor mir ein Birkenstumpf. Die Rinde weißgrau. Oben ist der Stumpf abgerundet. Ich denke grade: ganz wie ein großer Menschenkopf sieht das aus, wie ein Menschenkopf, der zur Hälfte aus dem Sumpfe aufgetaucht ist, so daß der Mund noch im Schlamm steckt. Nur groß war er, wie der Kopf eines Riesen. Mit einem Male bemerke ich zwei Augen, die mich blinzeln anblicken. Ich konnte den Blick nicht abwenden. Wie der Frosch von den Augen der Schlange gelähmt wird, daß er sich ruhig fressen läßt, so ging es mir mit dem Uneprats. Keinen Blick konnte ich von ihm wenden. Immer näher und näher heran zog es mich. Der Hund blickte das Moorgespensst an und heulte und winselte. Ich, langsam immer näher heran, wie in unwiderstehlichem Zwange. Plötzlich gibt der Boden unter mir nach. Ich breche ein. Grade hatte ich noch die Geistesgegenwart, meine Flinte quer zu stellen. Die hielt mich, als ich bis zum Halse eingebrochen war. Die rettete mir das Leben. Ich half mir wieder heraus an der querliegenden Flinte, konnte dann einen floßigen Baumast packen. So kam ich wieder auf festeren Grund. Als ich gerettet war, da war der Baumstumpf verschwunden. Der Hund heulte auch nicht mehr, sondern zog die Oberlippe kraus und rieb sich an meinem Knie.

Das war damals, als ich noch jung war, kurz bevor ich deine Großmutter heiratete."

Liu hatte die Geschichte schon oft gehört. Der Großvater liebte es, sie zu erzählen. „Später hast du den Uneprats nie mehr getroffen?"

„Später sah ich ihn nie mehr."

„Du vermeidest wohl auch jene Gegend?"

„Der Uneprats kann überall sein, heute hier, morgen

dort. Überall wo es für Menschen gefährlich ist. Doch ich kenne jetzt alle Stellen, viele Meilen in die Runde. Ich bin ein alter Mann und habe mein Leben hier in den Sümpfen verbracht. Auf den weiten Flächen, wo moosüberwachsene Hümpel sich ausbreiten, dort ist keine Gefahr. Man sinkt wohl bis zum Knie ins weiche, nasse Polster ein und wenn man den Fuß herauszieht, so klingt es, als schlürfe jemand Tee. Doch dort passiert nichts. Aber weiterhin nach Süden, dort, wo hohes schilfiges Gras in schwarzen Pfützen wächst, dort ist Gefahr. Dort wohnen die Gespenster."

"Auch am Tage fürchtest du sie?"

"Auch am Tage, besonders jetzt, im Hochsommer. Wenn die Sonne so recht heiß auf dem Moore brütet, Scharen von Bremsen und Stechfliegen über dem Sumpfe schwirren, dann sieht man die Blasen aufsteigen aus schwarzem Schlamm, dort, wo der Rabbataß tief unten lauert."

"Ich habe Angst, Großpapa. Ich bin so viel allein."

"Kindereien, Kind! Bis zu unserem Gehöft kommt nur der Kollomats, und der tut nichts."

"Gehst du heute in südlicher Richtung? Ach bitte, gehe doch auf eine andere Seite."

"Die Gespenster können überall sein, wo das Moor tief ist. Ich bin vorsichtig. Und südwärts findet sich eine Moorinsel, wohl zwanzig Werst von hier. Nur wenig höher als der Sumpf rund herum. Dort ist der Boden trocken und dichter, dunkler Fichtenwald wächst darauf. Wohl zweihundert Schritte lang und breit ist die Moorinsel. Als ich jung war, bin ich mal auf eine der Fichten geklettert. Von oben konnte man das Ende des Sumpfes sehen. In der Ferne schimmerten gelblich reife Felder

und noch weiter war ein kleiner Kirchturm zu sehen. Diese Moorinsel war unseren Vorfahren heilig. Dort opferten sie Jummal, bevor die Deutschen ins Land kamen und sie taufte. Dort liegt noch der alte Opferstein. Noch viele Jahrhunderte, nachdem das estnische Volk getauft war, haben sich dort nachts Leute versammelt und geopfert. Ganz heimlich, aus Angst vor den Pastoren. Auch ich bringe dort Jummal gern ein Opfer.“

„Du, Großpapa? Du bist doch ein getaufter Christ und fährst alle Jahre zu Weihnachten in die Kirche.“

„Ja, ja, Kind. Ich bin ein alter Mann, und wer kann so genau wissen, was wahr ist. Für alle Fälle opfere ich auch Jummal. Schaden tut es nichts, vielleicht kann es nützen.“

Liu lachte. „Großpapa, das ist doch ein Unsinn.“

„Nichts ist Unsinn, Kind. Begreifen können wir den Pastorengott ebensowenig, wie Jummal. Und wenn man anfängt, nachzudenken, wird man noch dummer, als zuvor.“

„Aber die Bibel, Großpapa, da steht doch nichts von einem estnischen Jummal darin!“

Der Alte wiegte nachdenklich den Kopf. „Die Bibel ist schwer zu verstehen und ein Pastor begreift sie anders als ein schlichter Sumpfbauer. Wer kann das alles entscheiden?“

„Dann bist du ja ein halber Heide. Du bist wunderbar, Großpapa.“

„Kann sein, daß ich wunderbar bin. Wir Sumpfbauern werden alle im Alter wunderbar. Das kommt von den Ausdünstungen der Moore, den ewigen Abendnebeln. Oder davon, daß wir immer das Sumpfwasser trinken.“

Der Greis hatte sich erhoben. Er hatte seine Mahlzeit abgeschlossen. „Jetzt fülle mir den Sack mit Brot und Strömlingen und in den hölzernen Lechfer gieße dicke Milch. Ich bleibe vielleicht ein paar Tage fort.“

„Du wirst schwer daran zu schleppen haben, Großpapa!“

„Tut nichts. Meine Schultern sind noch stark!“

Während die Enkelin den hölzernen Lechfer, ein flaches, rundes Gefäß mit Milch füllte und den hölzernen Zapfen in das Spundloch stieß, machte der Alte sich zurecht. Mit Wasserstiefeln kann man nicht durch das Moor waten. Sie würden von oben her mit Sumpfwasser voll laufen. Der Alte zog ganz dicke wollene Strümpfe an, die bis über das Knie reichten. Dann steckte er die Füße in Pasteln, ungenähte sohlenlose Schuhe aus einem Stücke ungegorbener Schweinehaut, zog sie über dem Blatte zusammen und umwickelte mit den langen Pastelschnüren die Waden bis ans Knie. Er nahm den Patronengürtel und hing sich Brotsack und Lechfer über die Schulter. Dann faßte er die Flinte und pfiff dem Hunde, einem struppigen, langhaarigen Köter mit eingerolltem Schwanze.

„Leb' wohl, Großpapa!“

Liu begleitete ihn die wenigen Schritte bis an den Rand des Moores. Der Hund machte freudige Luftsprünge, rannte voraus und kam wieder herangesprungen. Der Sumpf gab quatschende Töne unter den Schritten des alten Mannes. Immer weiter und weiter entfernte er sich, bis er hinter den Krüppelbäumchen verschwand.

Liu pflückte einige Vergißmeinnicht und steckte sie sich an die Brust. Dann holte sie aus dem Hause den Milcheimer und ging langsam den Feldrain entlang auf

den Weideplatz hinter dem Felde, wo die Kuh, das Pferd, dem die Vorderbeine zusammengekoppelt waren, und einige Schafe weideten. Sie wollte die Kuh melken.

Es war wohl schwer, mit dem Greise jahraus, jahrein allein in den Sümpfen zu wohnen. Sie lechzte nach Leben. Aber daran war nichts zu ändern. Außer dem Großvater hatte sie niemanden auf der Welt. Und wenn der einmal starb, würde sie das Gehöft erben. Das ewige Alleinsein war sie so überdrüssig. Im Winter war es viel besser. Dann fror das Moor und der Schlittenweg führte quer über die Sumpflandschaft nach der Kreisstadt. Dann fuhren viele Schlitten mit lustigem Geflingel den Winterweg entlang, dicht an ihrem Gehöft vorüber. Dann kamen die Spiritusfuhren der Gutsbrennereien, oft zwanzig und mehr Schlitten, einer hinter dem anderen. Dann waren sie mit einem Male mitten in der Welt und mancher schmuße Bursche warf ihr im Vorüberfahren ein Scherzwort hin, wenn sie am Wege stand. Dann gab es auch Verdienst für den Großvater. Es mußten im Walde junge Fichtenbäumchen gehackt werden zu vielen Hunderten. Der Großvater lud die Bäumchen auf Schlitten und steckte sie zu Seiten des Weges in den Schnee, alle paar hundert Schritte einen. Das waren Leitzeichen für den Verkehr. War einer der estländischen Schneestürme über das Winterland gezogen, so waren alle Spuren verweht. Wie sollten Pferd und Rutscher den Weg finden in der weißen Gleichförmigkeit der endlosen verschneiten Moore? Da dienen die ausgesteckten Bäumchen zur Orientierung. Die Arbeit brachte Geld ein. Bisweilen half sie auch dem Großvater dabei.

Kam aber das Frühjahr, die Sonne wurde warm

und das Eis unsicher, dann blieben die Schlitten aus. Es war zu riskant. Man verschob die Fahrt auf den nächsten Winter oder benutzte die große Straße, die mit einem Umwege von zwanzig Stunden das weite Sumpfgebiet umging.

Liu ging den Feldrain entlang auf den Weideplatz. Sehr groß war er nicht, aber er bot doch genug Gras für Pferd, Kuh und die paar Schafe. Es ließ sich sogar so viel Heu gewinnen, daß man die Tiere über Winter durchbringen konnte.

Liu schritt auf die Kuh los. Die war am Pflöcke angebunden und glockte sie dumm an. Wenn sie den Kopf bewegte, tönte die Glocke an ihrem Halse. Plötzlich hob eine Schlange sich aus dem Grase, wiegte den aufgerichteten Oberkörper hin und her und aus dem weit geöffneten Rachen kam ein zischender Ton. Liu nahm einen Knüppel vom nahen Zaune und schlug sie tot. Solche Begegnungen war sie gewöhnt. Mit dem Knüppel schob sie die tote Schlange bis an den Sumpf und warf sie dann ins Moor hinaus. „Da, Kabbataß, das ist Fraß für dich!“

Dann hockte sie nieder und melkte die Kuh.

Ja, es war einsam! Sie hatte die frische Milch ins Haus getragen und in Schalen gegossen.

Nun saß sie auf der kleinen Holzbank vor der Türe, mit den Händen im Schoß und sang. Mit dunkler Altstimme sang sie ein wehmütiges Liedchen:

Immer bin ich nur allein,
Niemals darf ich glücklich sein.
Darf nicht tanzen, darf nicht springen,
Darf nicht lachen, darf nicht singen!

Hab' ein Herz, das niemand findet,
Rotes Blut, das keiner zündet.
Immer bin ich nur allein,
Niemals darf ich glücklich sein . . .

Sie hatte das Liedchen mit seiner schwermütigen Melodie gesungen. Nun ließ sie den Blick verträumt über die weite Sumpffläche gleiten, über die vielen weißen Wattebüsche der Wollblumen. Zuweilen gaukelte wohl ein Falter daher, schon abendmüde, denn der Tag ging zur Neige. Es war schon ein wenig kühler geworden. Die Stechfliegen schwirrten nicht mehr über dem feuchten Moore.

Da klang von ganz weitem der Ton eines Schusses. Ihr Blick wurde lebhafter. Großpapa macht Beute, dachte sie. Wenn er recht viel heimbrachte, dann gab es Geld. Er packte eine ganze Kiste voll, oder einen Korb und fuhr in die Kreisstadt. Die Hausfrauen und Köchinnen in den Küchen fragten nicht viel danach, wo das Wild herkam. Sie wollten auch gern einen gebratenen Auerhahn oder Birkhahn auf dem Tische haben oder einige Sumpfhühner.

Kam der Großvater dann aus der Kreisstadt, so brachte er vom Erlöse des Wildes allemal was mit. Ein buntes Kopftuch, Stoff zu einem Rocke, neue Schuhe oder sonst was, was ihr Freude machte. Einmal hatte er ihr sogar ein ganz kleines Gläschen Odeur mitgebracht, vom allerbilligsten natürlich. Ein Papiervergiftmeinnicht war statt der Etikette auf das Gläschen geflebt.

Da hatte sie den Großvater ausgelacht. Was sie hier in den Sümpfen mit dem Odeur anfangen sollte.

„Ihr Frauenzimmer liebt doch so was.“ Der Alte war verlegen geworden. Er fragte sich hinter dem Ohr und meinte schließlich kleinlaut: „Kann auch sein, daß ich schon absonderlich bin. Wir Morastleute werden im Alter wunderlich. Das kommt von den Sumpfsnebeln.“

Sie mußte noch eben lächeln, wenn sie daran dachte. Doch lieb gemeint war es vom alten Manne. Das Fläschchen lag ungeöffnet noch heute in ihrer Truhe.

Der Abend sank herab. Der Himmel war hell grünlich. Aus dem Moore stiegen die Abendnebel und legten sich wie dicke, weiße Wolltücher über den Sumpf. Noch stand eine rotgoldene Sommer Sonne unten am Himmel. Myriaden kleiner Mücken hoben sich aus den Nebeln und begannen das Mädchen mit leisem Singen zu umschweben. Einige Stiche hatte sie schon davon. Nun war es Zeit, ins Haus zu gehen.

Sie betrat das Haus, schloß Türe und Fenster, um sich vor den kleinen, stechenden Plagegeistern zu sichern und begann im Lichte des nordischen Abends Kartoffeln zu schälen. Das Vieh blieb zur Nacht draußen. Jetzt im Sommer hatte es keine Gefahr. Es gab zwar hin und wieder Wölfe im weiten Moore. Im Winter hörte man sie bisweilen heulen. Bei großer Kälte kamen sie sogar nachts an das Haus heran. Man fand dann morgens ihre Spuren im Schnee. Doch im Sommer scheuten sie die Nähe des Menschen. Es war ihnen zu hell. Vielleicht fanden sie auch genügend Nahrung im Sumpfe.

Vor dem Einschlafen fiel ihr noch ein, daß Großpapa auf der Moorinsel Zummal Opfer bringen wollte, für alle Fälle. Auf was für Ideen die Menschen nicht verfallen können. Dann fielen ihr die Moorgespenster ein. Kollomats war freilich eben nicht zu fürchten, doch dem

Uneprats zu begegnen, wenn er grade seinen Kahlkopf mit den großen, blinzelnden Augen aus dem Schlamme hob, das mußte wirklich scheußlich sein.

Liu war eingeschlafen. Gegen Mitternacht erwachte sie. Es war helle, nordische Sommernacht. Die bunte Uhr an der Wand tickte so laut. Sie bemerkte, daß sie vergessen hatte, das Uhrgewicht hinaufzuziehen. Sie stieg gähmend aus dem Bette und zog an der Kette. Das Gewicht lief mit schnurrendem Tone in die Höhe. Als sie wieder ins Bett stieg, warf sie einen Blick aus dem Fenster. Die dicken, weißen Sumpfnebel hatten sich erhoben und gelodert. Nun wallten sie um das Haus, wie aufgerissene Schleier. Zwischen den Schleiern lugte wohl ein Stückchen blaßblauen Himmels hervor.

Sie kroch wieder ins Bett, dachte verschlafen an den Großpapa. Ob der wohl eben, ins Heu gewühlt, irgendwo schlief oder ob er im dunkeln Schatten der alten Fichten, fern auf der Moorinsel Jummal Opfer brachte? Er mochte schon ganz priesterlich aussehen in seinem langen, weißen Barte, wenn die Moornebel rings die alten Fichten umwallten. Sie schlief bald wieder ein.

Als sie zu früher Morgenstunde erwachte und prächtig ausgeschlafen aufstand, da lagen die Morgennebel dick und weich wie ein Silberteppich auf dem Moore. Die Sommer Sonne leuchtete vom Himmel und brachte mit ihrer Wärme den Nebel zum Schmelzen, wie den Schnee im April.

Liu nahm den Eimer und ging auf die Weide, um die Kuh zu melken.

Als sie mit der Milch zurückkehrte, ging vor ihrem Häuschen ein Mann auf und nieder. Einen breitrandigen Filzhut trug er auf dem Kopfe und an den Füßen hatte

er hohe Wasserstiefel. Eine doppelläufige Flinte hing ihm über die Schulter.

Ein Fremder hier, mitten im Sommer?

„Tere“, grüßte der Fremde, „ist der Alte zu Hause?“

Tiu fragte mißtrauisch den Fremden: „Wer bist du?“

Es klang durchaus nicht wie eine Einladung, näher zu treten.

„Ach, wer ich bin? Der Buschwächter Alexander, man nennt mich gewöhnlich abgekürzt Uts.“

„Der Wald-Uts? Von dem habe ich gehört.“

„Höre, kleines Mädchen, du bist sehr niedlich, aber deinetwegen bin ich nicht hergekommen.“

„Das glaube ich dir, Wald-Uts.“

„Also, kurz gesagt: Wo ist der Alte?“

„Frage ihn selber!“

„Ist er zu Hause?“

„Nein.“

„Wie soll ich ihn dann fragen?“

„Das ist schon deine Sache.“

„Wo ist er denn hin?“

„Frage ihn selber.“

„Wenn er nicht zu Hause ist?“

„Das ist deine Sache.“

„Ich will dir was sagen, Mädchen. Auf der Jagd ist er. Er ist der größte Wildddieb der Gegend.“

„Ach was!“ Sie lachte spöttisch.

„Und ich will ihn fangen!“

„Ach was!“

„Wo hinaus ging er denn eigentlich?“

„Frage ihn selber.“

„Wenn du nicht so niedlich wärest, könnte ich mich über dich ärgern.“

Sie schnitt ihm eine Grimasse. „Bist du in der Stadt gewesen, daß du gelernt hast, Komplimente zu machen?“

„Das sieht doch jeder, daß du niedlich bist.“

„Es hat mir noch keiner gesagt.“

„Auch nicht der Spiegel?“

„Habe Besseres zu tun, als in den Spiegel zu schauen.“

„Hast wohl noch keinen Schatz?“

„Nein, habe auf dich gewartet, Wald-Alt!“ Sie machte ihm einen spöttischen Knicks.

„Also zunächst: Sage mir, wo der Alte hin ist.“

„Was weiß ich!“

„Auf dem Moore wird er sein. Nach Auerhühnern oder Birkwild!“

„Was weiß ich.“

„Gut, dann gehe ich aufs Moor hinaus. Werde ihn schon finden!“

Sie lächelte spöttisch, sah auf seine Wasserstiefel. Die würden gut voll laufen mit Sumpfwasser.

„Verstehest du denn, durch die Moore zu gehen?“

„Großes Kunststück! Immer ein Bein vor das andere.“

„Jawohl, ein Bein vor das andere!“ Sie lachte spöttisch.

„Wie geht denn dein Großvater über das Moor?“

„Immer ein Bein vor das andere!“

„Nun siehst du!“

„Und wenn du auf die Moorgespenster stößt?“

„Moorgespenster?“

„Hast du nie von Rabbataß und Uneprats gehört?“

„Von Rabbataß, der im Schlamme verborgen schnarcht?“ Er lachte und schlug mit der Hand danach.

„Er frißt die Leichen!“

„Ich bin ja keine Leiche!“

„Und den Uneprats fürchtest du auch nicht?“

„Was treibt denn der?“

„Er hebt seinen Kopf zur Hälfte aus dem Moore. Dann sieht er aus wie ein Birkenstumpf. Doch seine Augen blinzeln dich an, daß du immer näher heran mußt, bis du versinkst. Dann saugt er dir das Blut aus.“

„Hu! wie schauerlich!“

„Lache gar nicht, Großpapa hat ihn gesehen.“

„Und doch ist ihm nicht das Blut ausgesogen worden.“

„Großpapa rettete sich.“

Er lachte: „Ich werde mich auch retten, aber vorher spucke ich dem Uneprats auf die Gläse.“

„Sieh dich vor, Wald=Uts. Spotte nicht über die Sumpfgeister.“

„Ich glaube nicht an sie.“

Tiu sah ihn ganz erschreckt an. „Du glaubst nicht?“

„Kindermärchen, um schreiende Gören einzuschüchtern.“

„Nein, Wald=Uts! Es ist wahr.“

„Ach geh — wie heißt du übrigens?“

„Tiu.“

„Ich finde es albern, an solche Kinderfabeln zu glauben.“

Tiu dachte daran, daß der Großpapa vielleicht eben dem heidnischen Summal Opfer darbrachte. Der glaubte alles.

„Glaubst du auch nicht an Gott im Himmel?“

„Nein, Tiu, an den glaube ich auch nicht.“

„Was heißt das?“

Uts lachte. „Den haben sich die Pastoren ausgedacht, um das Volk zu schrecken. Den fürchte ich ebensowenig wie Uneprats.“

„Ja, wer ist denn im Himmel?“

„Niemand, Tiu!“

„Und in der Hölle ist auch kein Teufel?“

„Nein. Himmel und Hölle gibt es ebensowenig wie Rabbataß und Uneprats.“

„Das ist ja schrecklich.“

„Daß es keinen Teufel gibt?“

„Nein, daß du gar nichts glaubst.“

„Nur die Dummen glauben was, Tiu, und die Pastoren machen, als ob sie glaubten, um die kirchlichen Gefälle einzufassieren.“

Tiu schüttelte den Kopf. „Ich glaube an Gott und den Teufel und Uneprats, Rabbataß und Kollomats.“

„An Kollomats auch? Der wohnt doch nicht im Moore?“

„Doch, dort wohnt er. Zuweilen kommt er nachts hervor und setzt sich in den Schornstein und quiekt und heult.“

„Das ist der Wind, Tiu.“

Sie nickte mit dem Kopfe vor sich hin. Sie wußte das besser.

„Willst du mir nicht ein Frühstück anbieten, Tiu?“

„Bist du denn hungrig?“

„Natürlich, und vor der langen Wanderung über die Moore würde ich mich gern stärken.“

„Was willst du denn im Moore?“

„Ich sagte es doch: deinen Großvater fangen.“

Tiu fand es drollig, daß er von ihr eine Stärkung verlangte, um ihren Großvater fangen zu können. Sie schwankte, aber es siegte doch die estnische Gastfreundschaft.

„Ist gut, du kannst hereinkommen.“

Sie traten beide ins Häuschen.

Liu holte ihm dicke Milch, Strömlinge und Brot.

Er schnitt sich ein großes Stück Brot herunter und biß mit kräftigen weißen Zähnen hinein.

Liu sah zu und hatte sich ihm gegenübergesetzt.

„Was ist denn das?“ fragte er höhnisch. Er hatte einige Schrotkörner in einer Tischrinne entdeckt. „Das gehört wohl dem alten Wilddiebe, deinem Großvater?“

„Dessen Brot du eben isst, Wald-Uts.“

Er laute hungrig das Brot und löffelte die saure Milch dazu. Das Gewehr hatte er neben sich gestellt. Den Schlapphut hatte er auf dem Kopfe behalten.

„Willst du nicht deinen Hut abnehmen, Wald-Uts?“

„Warum?“

„Hier scheint doch die Sonne nicht.“

„Das macht nichts.“

„Großpapa nimmt in der Stube den Hut ab.“

„Ich nehme selbst vor dem lieben Gotte den Hut nicht ab.“

„Da bist du aber ein Held!“ Sie stand auf und zog ihm den Hut vom Kopfe.

Er war erstaunt. „Du bist anbinderisch!“

„Kann sein.“

„Teufel!“

„An den glaubst du ja gar nicht.“

Sie betrachtete ihn. Ohne Hut sah er ganz schmuß aus. Eigentlich gefiel er ihr. Doch er war frech und glaubte nichts.

„Was denkst du, Liu?“

„Gedanken.“

„Das ist bei einem Mädchen immerhin auffallend.“

„Ach geh, du hast grade Erfahrungen mit Mädeln!“

„Die habe ich. Doch noch zu wenig. An dir habe ich noch keine Erfahrungen gemacht.“

„Gelüstet es dich danach?“

„Natürlich. Du bist ein niedliches Kind.“

„Also mit dem Abnehmen deines Hutes hat es begonnen.“

Er lachte. „Ja, das war der Anfang. Die Küsse kommen später.“

„Bist du verrückt?“

„Wollen sehen, ob ich verrückt bin.“

Liu streckte die Unterlippe vor.

Er schob die leere Milchschüssel von sich. „So, jetzt wäre ich fertig. Hab' Dank.“

Er nahm seine Flinte, hängte sie über die Schulter, den Filzhut setzte er auf. Dann schneuzte er sich zwischen Daumen und Zeigefinger und trat in die Türe.

Liu folgte ihm.

Es war warmer Sommermorgen. Die Sonne hatte die ganze Nebeldecke aufgefressen. Schon schwirrten Fliegen und Bremsen über der feuchten Moosfläche.

„Mit den Wasserstiefeln wirst du nicht weit kommen.“

„Warum?“

„Sie werden voll Sumpfwasser laufen!“

„Was tut das? Besser, als daß eine Giftschlange mich sticht.“

„Durch den Sumpf kann man nicht in Stiefeln.“

Er lachte. „Es wird schon gehen.“

„Du kennst eben das Moor nicht.“

„Nein, weder das Moor, noch Rabbataß und Uneprats.“

„Spotte nicht! Es kann dir übel ergehen.“

„Mir geht es immer gut. Heute abend bin ich zurück. Hoffentlich gelingt es mir, den Alten auf frischer Tat zu fangen.“

Liu lachte spöttisch.

„Und bin ich abends zurück, dann wirst du mein Schatz!“ sagte er sicher.

Sie wich einen Schritt zurück. „Du wirst nie mein Schatz. Du glaubst an Gott nicht, noch an den Teufel.“

„An dich glaube ich, Liu.“

„So ist dein einziger Glaube noch falsch.“

„Das wollen wir heute abend sehen!“

„Falls nicht der Uneprats dich in den Schlamm gelockt hat.“

„Ach geh mit dem Uneprats!“

„Sei vorsichtig, Wald-Alts. Du magst im Walde zu Hause sein. Die Gefahren des Moors kennst du nicht.“

„Rabbataß und Uneprats!“ sprach er lachend vor sich hin.

„Rufe sie nicht!“

„Bist du abergläubisch!“

Sie standen am Rande des Sumpfes. „Nun lebe wohl, Liu, heute abend bin ich wieder da. Ich danke dir.“ Er reichte ihr die breite Hand.

Liu blickte ihm noch eine Weile nach, gegen die Sonne. Er schritt ganz anders aus, als der Großvater. Nun ja, er war ein junger Mann, kein Greis. Der Sumpf erstreckte sich meilenweit in jeder Richtung. Da war es ausgeschlossen, daß er den Großvater treffen könnte. Freilich, käme er in dessen Nähe, so könnte er nach dem Schalle der Schüsse die Richtung bestimmen und dem Schalle nachgehen. Immerhin, Großpapa war von Jugend an im Moor zu Hause. Er kannte den Sumpf

inwendig und auswendig. Er würde schon Mittel finden, dem Neuling aus dem Wege zu kommen.

Sie pflückte sich einen Strauß Wollblumen und Vergißmeinnicht und trug ihn ins Haus. Mit einem Male mußte sie lächeln. Das sah ja ganz aus, wie Uts' blaue Augen. Nur nicht so frech, fügte sie hinzu.

Dann ging sie auf den Weideplatz und spannte das Pferd vor den Pflug. Ein Feldzipfel stand unter Kartoffeln. Die mußten gehäufelt werden. Da ging sie ein Weilchen hinter dem Pfluge her, bis die Arbeit getan war. Der Feldzipfel war klein. In ein paar Stunden war die Sache erledigt. Sie spannte das Pferd wieder ab und koppelte ihm die Vorderfüße zusammen.

Dann ging sie in den Kohlgarten, kniete nieder und jätete Unkraut aus. Schließlich war es ihr zu heiß geworden. In den Sümpfen kann die Sonne stechen. Sie war auch von der Arbeit hungrig.

Auf dem Tische stand noch die leere Milchschale und der Rest des Brotes lag daneben.

Ihr schien es schon wie ein fernes Märchen, daß ein junger Mann heute hier gewesen war. Daß er sie mit verliebten Augen angeblickt hatte und versprochen hatte, abends wiederzukehren. Sie sah auf den Strauß im Wasser. Ja, das war die Farbe seiner Augen. Aber gefallen hatte er ihr nicht. Gar nicht! Sie liebte die frechen Burschen nicht, selbst wenn sie ihr interessant waren. Interessant war das Erlebnis immerhin gewesen. Zum ersten Male war im Sommer ein junger Mann bei ihnen eingekehrt.

Als sie sich gesättigt hatte, räumte sie ab und wusch das Geschirr. Dann setzte sie sich auf die kleine Bank vor der Türe und sang:

Immer bin ich nur allein,
Niemals darf ich glücklich sein . . .

Aber das war ja ein Unsinn. Gerade heute war sie nicht allein gewesen. Sie brach den Gesang ab und seufzte.

Im Südwesten war über dem Sumpfe der Himmel anders geworden. Er hatte seinen Glanz verloren. In dieser hohen, glanzlosen Luft schwebten verschwommene, weißliche Wölkchen. Liu kannte das. Das Moor hauchte seine mittagsheißen Dünste in die Luft. Da bildete sich ein Gewitter. Die Sonne stach unerträglich und der Stechfliegen konnte sie sich kaum erwehren.

Dann würde es abends kühl sein. Sie blickte in den Himmel. Sie sah, wie der Dunst dicker wurde und weiße, festgeballte Wolkentürme aus den Himmelsdünsten empornwuchsen. Irgendwo in der Ferne dröhnte es dumpf. Das war schon Donner. Pferd und Kuh konnten den Gewitterregen gut überstehen. Doch die paar Schafe vertrugen so was nicht. Sie ging auf den Weideplatz und trieb die Schafe in den Stall. Blökend liefen sie vor ihr her. Sie schob den Holzriegel vor die Türe des Verschlages, in dem die Schafe ängstlich meckerten. Dann blickte sie auf den Himmel. Die Sonne war schon hinter dichtem Gewölke verschwunden. Das Wetter stand hoch am Himmel und der Donner polterte über dem Moor. Dunkler wurde es. Blitze leuchteten auf. Da stürzte sich ein Windstoß über das Häuschen her. Die Stalltüre klapperte. Ein offenes Fenster wurde geworfen, daß die Scheiben klirrten.

Liu ging ruhigen Schrittes ins Haus, schloß alle Fenster und Türen. Dann setzte sie sich an den blanken Holztisch, stützte beide Ellenbogen auf und dachte nach.

Wo wohl der Wald-Uts jetzt stecken mochte? Der Großvater würde schon rechtzeitig Schutz gesucht haben. Aber der Uts? Wenn er gehörig naß wurde, geschah ihm da nicht ganz recht? Das wäre eine kleine Demüthigung für ihn gewesen und er hätte eine große verdient.

Dann kamen ihr Besorgnisse. Er glaubte nicht an die Moorgeister. Als ob der Uneprats sich viel darum kümmern würde, ob der Wald-Uts an ihn glaubte oder nicht. An solchen heißen Tagen mit stechender Sonne sei der Uneprats besonders durstig nach Menschenblut, hatte Großpapa erzählt. Schließlich: Was ging des Wald-Uts Schicksal sie an? Jeder liegt, wie er sich bettet. Aber war er nicht auch ein Mensch? Wie durfte ihr da sein Schicksal gleichgültig sein? Gegen Abend wollte er wiederkehren! Das war ja eine Frechheit, daß er ihr Schatz sein wollte. Doch es war so gruselig süß zu denken, daß er sie begehrte, daß sie einen Schatz haben konnte, wenn sie nur wollte. Und sie kam sich riesig bewundernswert vor, daß sie ihn ausgeschlagen hatte. Ja! Der konnte lange bitten!

Es war so dunkel geworden in der Stube wie kaum um Mitternacht in der Sommerzeit. Plötzlich flutete ein blendender Glanz durch die Stube und ein zischender Knall betäubte sie fast. Herr und Gott! stammelte sie erschreckt. Das hat vielleicht eingeschlagen! Sie trat in den schweren Regen hinaus und sah sich um. Nein, nirgends waren Flammen oder Rauch zu sehen. Aus dem Stalle klang kläglich das Blöken der Schafe.

Das muß in der Nähe eingeschlagen haben, dachte sie. Zuweilen fährt ja auch ein Blitz in einen der Krüppelbäume im Moor.

Das Wetter begann sich zu verziehen. Leuchtender

Himmel blaute zwischen rauchgrauen Wolken. Für einen Augenblick brach auch die Sonne schon durch. Der Regen hatte aufgehört. Sie trocknete mit einem Lappen die Bank vor der Türe. Dann setzte sie sich darauf und schaute in die wachsende Helligkeit des Himmels.

Wie das duftete! Nach Luft und Himmel! Einmal nicht der ein wenig nach fauligem Moos riechende Atem des Sumpfes. Das genoß sie. Das Himmelsblau weitete sich rasch. Der lachende Sommer kam zum Vorschein. Nur hinter dem Hause knurrte es noch fern. Dorthin war das Wetter abgezogen. Sie trieb die Schafe wieder auf den Weideplatz. Das Gras war so naß. An jedem Halme hingen schwere Tropfen. Die glitzerten im verjüngten Sonnenscheine. Die Hitze war gewichen. Es war fast kühl.

Nun würde es bald Abend werden. Wann der Großpapa zurückkäme, das wußte sie nicht. Der blieb oft eine halbe Woche fort. Aber Uts würde heute zurückkehren. Sie ging ins Haus und zog ihren besten Rock an. Vor die Bluse steckte sie eine handgroße silberne Brosche. Dann mußte sie lachen. Für wen schmückte sie sich denn eigentlich? Doch nicht für den Buschwächter, der nicht an Gott und Teufel glaubte? Der kurz und frech sie zum Schatz begehrt hatte. Sie konnte sich selber nicht begreifen. Begann sie vielleicht auch schon absonderlich zu werden? Moordünste hatte sie genug schon eingeatmet. Offenbar war auch in ihr schon nicht mehr alles richtig. Sie begann wunderbar zu werden, ja, sie trat an den kleinen, halb blinden Spiegel und beobachtete ihr frisches, junges Gesicht. Das war freilich gar nicht garstig. Das konnte schon einem Buschwächter gefallen. Sie lächelte sich zu. Also so sah es aus, wenn

sie lächelte. Die Zähne wurden sichtbar und in der linken Wange ein Grübchen. Es sah gar nicht übel aus.

Mit einem Male ertappte sie sich auf dem Gedanken: Möchte ihm nichts zugestoßen sein!

Sie hatte die Hausarbeiten erledigt. Nun saß sie vor der Lüre mit einer Näharbeit. Schon begannen sich die Abendnebel über dem Moore zu bilden. Da und da blickte sie von ihrer Näharbeit auf und ließ die Augen über die weiten Flächen wandern. Suchte sie dort was? Erwartete sie was? Ach nein! Schließlich darf man doch an jedem menschliches Interesse nehmen. Da war nichts Persönliches daran. Es war ein Bursche dahergekommen, der hatte ihre Schönheit begehrt. Zum ersten Male war ihr das widerfahren. Dadurch zeichnete er sich vor allen übrigen aus, die in den Wintermonaten vorübergefahren waren. Die hatten ihr rohe Scherzworte gesagt, hatten auch wohl ein Schmeichelwort verlautbart, aber das tiefe Glühen des Blickes, das wie ein erregender Afford die Worte der Männer begleitet, auch ganz gleichgültige Worte, — das hatte sie heute zum ersten Male gesehen. Diesen Mann würde sie nie vergessen, so wenig er ihr gefiel. Also war am Ende doch Persönliches dabei? Merkwürdig!

Die Nebel über dem Moore verdichteten sich. Die Sonne neigte zum Untergange. Wagerichte, silbergesäumte Streifenwolken lagen am westlichen Himmel. Die Mückenschwärme begannen sie zu belästigen. Da ging sie in die Stube, setzte sich an das Fenster und wartete. Nun mußte er jeden Augenblick sichtbar werden. Wenigstens der Oberkörper mußte aus den Nebelschwaden ragen. Es wurde dämmerig. Er kam nicht.

Sie sang ihr wehmütiges Liedchen:

... darf nicht tanzen, darf nicht springen,
darf nicht lachen, darf nicht singen...

Schließlich war es spät geworden. Ihre bunte Wanduhr schlug zehn. Da war sie es müde, hinauszuspähen. Sie ging zu Bett. Ihre Kleider warf sie sich auf ihren Heusack, um gleich aufstehen zu können, wenn er an der Lüre polterte.

Sie lag lange wach, endlich schlief sie aber doch ein.

Bald nach Mitternacht erwachte sie. Die Sommernacht dämmerte vor den Fenstern. Es war auch in der Stube nicht finster.

Von Uneprats hatte sie geträumt und als sie jetzt mit offenen Augen lag, schien es ihr plötzlich, als trete ein Schatten vor das Fenster. Es wurde ihr unheimlich zu Sinn. Der Wald-Uts konnte es nicht sein. Den Tritt seiner festen Stiefel hätte sie gehört. Sie war überzeugt, daß ein Riesenkopf, anzusehen wie ein Birkenstumpf mit blinzeln den Augen, in die Stube lugte. Ein Blick aufs Fenster hätte genügt, um Gewißheit zu haben. Aber sie hatte Angst. Stand etwa der Uneprats am Fenster, so würde sie gellend aufschreien. Wie war es unheimlich, so ganz allein auf dem Gehöfte zu sein. Wenn wenigstens der Hund da wäre. Doch den hatte der Großvater mitgenommen.

Schließlich wollte sie doch Gewißheit haben. Ohne den Kopf zu rühren, wandte sie die Augen langsam dem Fenster zu. Nein! Niemand stand vor den Scheiben! Nur Nebelschleier zogen langsam durch die Dämmerung. Beruhigt schlief sie wieder ein.

Als sie dann am vollen Morgen erwachte, die warme Sonne schon an den Nebeln sog, fiel es ihr erst auf, daß

Als immer noch nicht zurückgekehrt war. Sie wusch sich draußen am Brunnen. Wozu hatte sie sich nett gemacht, wenn niemand kam? Ob der Als sich wohl verirrt haben mochte und aus dem weiten Moore einen anderen Ausweg gefunden hatte? Dann würde er natürlich nicht ihretwegen den Umweg machen und sich ganz gehorsamst bei ihr zurückmelden. Doch das ganze meilenweite Moor zu durchqueren, um etwa, wie im Winter, bei der Kreisstadt herauszukommen, das war nahezu unmöglich für einen Neuling.

Sie ging auf den Weideplatz und melkte die Kuh. Sie sah nach den Schafen. Sie jätete im Kohlgarten. Als die Sonne mittaglich hoch stand, hörte sie ferne Schüsse vom Moore her. War er nahe? Oder war der Großvater auf dem Rückwege?

Nach einigen Stunden sah sie einen Mann langsam über das Moor näher kommen. Sie lugte scharf aus, schückte die Augen vor der Sonne. Das schien der Großvater zu sein.

Richtig, bald war sie ihrer Sache sicher. Der Großpapa kehrte heim.

Als der Alte mit müden Schritten vor die Hütte trat, sah sie, daß er gute Beute gemacht hatte. Der Sack auf dem Rücken war prall gefüllt, ein schwarzer Flügel hing oben heraus. Der Alte sah struppig aus. Seit drei Tagen ungewaschen und ungekämmt.

„Großpapa!“

Er lächelte müde einen stummen Gruß.

„Bist du sehr müde?“

Er nickte. „Man wird eben alt. Lumpige drei Tage auf dem Moore umhergeschlichen und man fühlt schon alle seine Knochen. Ja, Kind, wenn man über achtzig

ist, dann geht es nicht mehr aufwärts mit den Kräften. Bald kommt der Schluß."

"Ach, rede doch nicht so, Großpapa. Du wirst noch hundert Jahre leben."

Der Greis nickte wehmütig lächelnd mit dem Kopfe. „Wirst schon sehen, Kind, eines Tages ist's aus. Auch ich werde sterben."

"Das hat noch viel Zeit, Großpapa."

Er trat ins Haus und stellte die Flinte fort. Dann löste er den leeren Lechker. Liu zog ihm den gefüllten Sack vom Rücken.

"Du hast viel Beute, dieses Mal."

"Achtzehn Stück" sagte er befriedigt. „Fünf Auerhähne, zehn Birkhühner, Jungwild und drei Sumpfhühner. Die Kette strich direkt vor dem Hunde ab. Ein Teil muß bereits versprengt gewesen sein. Die Tiere sind groß. Einen Wolf habe ich gesehen. Das Krummauge war aber zu weit vom Schuß."

"Einen Wolf, jetzt im Sommer?"

"Ja, es ist doch besser, wir bringen die Schafe nachts in den Stall. An Pferd und Kuh wird sich Krummauge jetzt im Sommer nicht heranmachen. Doch der Schafgeruch zieht ihn von weitem heran."

"Hast du den Buschwächter getroffen?"

"Bist du toll? Was sollte mir an dem liegen?"

"Ihm lag aber viel an dir."

"Dem Buschwächter? Wie kommt der darauf?"

"Er war hier in deiner Abwesenheit und ging auf das Moor, um dich zu ertappen."

"Der Teufel segne es ihm! Der Oberförster? Oder ein Gehilfe?"

"Der Wald-Ats!"

„Der?“ Der Alte lächelte verächtlich. „Das ist ein Neuling, der noch nie auf dem Sumpfe war. Der faßt mich nicht.“

„Er war hier, fragte nach dir. Auf seine Bitte gab ich ihm zu essen. Dabei fand er zwei Schrottkörner in der Fuge des Tischbrettes und glaubte, dich damit schon halb gefaßt zu haben.“

„Der Esel!“ Der Alte lachte.

„Dann ging er auf den Sumpf hinaus. Er wollte am Abend wieder zurück sein.“

„Kann sein, daß er kommt, verstecke mal sofort das Wild in der Riesgrube im Roggenfelde.“

„Das war gestern früh, daß er sich aufmachte. Und bis eben ist er nicht zurück. Vielleicht ist ihm was zugestoßen?“

„Ach, Unkraut vergeht nicht.“

„Er ist doch schließlich ein Mensch, Großpapa. Er sprach so frech über Gott und glaubt nicht einmal an den Teufel. Und über die Sumpfsgeister hat er laut gelacht, daß wir solche Kindermärchen glauben.“

„Da soll er sie nur kennen lernen.“

„Er ist nicht wiedergekehrt. Ich fürchte, er hat sie kennen gelernt.“

Dem Alten fiel der bekümmerte Ausdruck der Enkelin auf. Was war das? „War er lange bei dir, Ziu?“

„Eine Stunde oder auch zwei! Höchstens zwei.“

„Hat er dir gefallen?“

Ziu zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann stieß sie ein schroffes „Nein“ heraus.

Der Alte hatte überlegt. Er war nun alt. Er würde bald in ein Land gehen, wo es keine Sümpfe gab und die lieben Engel hatten keine Flinten. Sonst wäre es

gar nicht so unvorteilhaft, mit einem Buschwächter verschwiebert zu sein. Der drückte dann selbstverständlich beide Augen zu, wenn er ihn, von wunderbarem Zufall geführt, mal auf der Jagd trafe.

„Du hast wirklich nichts von ihm gesehen? Du bemerkst ja jede fremde Spur im Moore, trotz deiner alten Augen.“

„Nichts!“ Der Greis schüttelte den Kopf.

Da seufzte Liu hörbar.

Er warf den Rock ab und legte sich auf das Bett. Er wollte gründlich Schlaf nachholen.

„Der Uneprats wird ihn geholt haben,“ meinte er und wenige Atemzüge später schnarchte er bereits.

Liu dachte: Kann sein, daß ihn der Uneprats geholt hat. Und gestern hatte er noch vor ihr gestanden und sie angeschaut mit seinen frechen Augen. Möglich war es freilich auch, daß er noch käme oder daß er andere Wege eingeschlagen hatte. Aber wahrscheinlich war es nicht.

Sie machte sich in der Wirtschaft zu schaffen, besorgte das Vieh, arbeitete im Kohlgarten. Zwischendurch spähte sie über das Moor hinaus, ob er nicht käme.

Doch er kam nicht.

Als es zu dämmern begann und die Abendnebel sich über das Moor lagerten, wurde sie müde. Sie beschloß, zu Bette zu gehen. Der Großvater schnarchte emsig.

Bald schlief auch sie. Wieder erwachte sie bald nach Mitternacht und wieder hatte sie von Uneprats geträumt. Heute war es jedoch nicht so schauerlich. Sie war nicht allein zu Hause. Sie hörte den Großvater mit schweren, eisenbeschlagenen Stiefeln umhergehen.

Dann kam er zu ihr herein. Die nordische Dämmerung

spielte auf seinem langen, weißen Barte. „Liu, bist du wach?“

„Was willst du, Großpapa?“

„Ich will zur Kreisstadt fahren, um das Wildpret zu verkaufen.“

„Jetzt, in der Nacht?“

„Denkst du, ich würde am Tage gehen, wenn mir der Oberförster selbst begegnen könnte? Nein, jetzt schläft alles und wenn die tugendhaften Herren erwachen, dann bin ich längst auf der großen Chaussee und die Begegnenden kennen mich nicht und wissen nicht, von wo ich komme und wohin ich fahre. Hole das Wild!“

Liu stand auf, kleidete sich notdürftig an, zwei lange Zöpfe hingen ihr über die weiße Nachtlacke herunter.

Dann ging sie zur Riesgrube und holte das geschossene Wild hervor. Unterdessen hatte der Alte das Pferd vor den Bauernwagen gespannt. Auf den Boden des Wagens tat er das geschossene Wild, Stroh schüttete er darüber. Dann breitete er eine schmutzige, gestreifte Decke über das Stroh und setzte sich darauf.

„Laß dich nicht erwischen, Großpapa.“

Er lächelte gutmütig pfiffig. „Sei ohne Sorge. Ich habe Zummal einen Hasen geopfert. Da wird mir nichts passieren.“ Er gab dem Gaul einen leichten Peitschenhieb und fuhr ab.

Liu ging wieder ins Bett. Doch warf sie vorher einen Blick über die Sumpfnebel. Zummal einen Hasen geopfert! dachte sie. Was konnte das helfen! Der Hase war zwar einst Zummal heilig gewesen. Der Volksglaube war so stark, daß selbst heute kein richtiger Este Hasenfleisch aß. Doch das waren eben alte Sagen aus der Heidenzeit. Die durfte kein Mensch ernst nehmen.

Der Großpapa war wunderbar. Das war das Schicksal aller Leute, die ihr Leben in den Moornebeln zubrachten. Sie werden wunderbar, der eine früher, der andere später. Sie glaubten und sahen Dinge, die kein anderer sah.

Sie legte sich wieder zu Bett und schlief ein.

Im Traume sah sie den Wald-Mts. Der war bleich, wie der Nebel und hatte weit aufgerissene, angstvolle Augen. Und er rief sie: „Komm — Tiu, komm zu mir.“ Sie hörte wieder seine Stimme wie er wisperte: „Heute abend bin ich wieder da.“ Das waren ja seine letzten Worte gewesen, als er ging. Sie wälzte sich unruhig umher. Immer wieder flüsterte er ihr zu: „Komm, ach komm!“

Als sie schließlich erwachte, hatte sie ausgeschlafen. Aber sie hörte immer noch seine Stimme: Komm, ach komm —.

Sie kleidete sich an und blickte auf das leicht wogende Nebelfeld über dem Moore. Die heiße Sonne tat schon ihre Arbeit. Die Nebel wurden leichter.

„Komm, ach komm!“

Eine Unruhe packte sie. Wenn er sie rief, war es nicht besser, sie ginge ihn suchen? Irgendwo auf dem weiten Moore mußte er doch sein. Freilich, sie war nie weiter auf das Moor hinausgekommen, als man in einer halben Stunde gehen kann. Was hätte sie dort suchen sollen. Nun aber hatte sie dort was zu suchen. Die Stimme rief: Komm, ach komm! Sie schüttelte den Kopf. War sie ganz von Sinnen, sich von einem Traume in die Gefahren des Moores locken zu lassen. Wirklich, auch sie begann bereits wunderbar zu werden. Das sah sie ein. Dennoch rief es: Komm, ach komm!

Und es war die Stimme des Wald-Uts, die rief. Sie würde die Stimme unter Tausenden erkennen.

Da beschloß sie, zu gehen. Vielleicht würde sie ihn finden. Wenn sie so wunderbar gerufen wurde, so konnte sie auch wunderbarlich zu ihm geführt werden.

Sie nahm einen kurzen, wollenen Unterrock. Über die Beine zog sie des Großvaters noch nasse Wadenstrümpfe. Sie zog die Pasteln des Greises an. Unter dem Blatt mußte sie die eng zusammenziehen, die Pasteln waren ja zu groß. Im glühenden Sonnenbrande ging sie unhörbar über das Moor, wie über ein weiches, elastisches Polster. Insekten umschwirrten sie, die Sonne stach.

Sie ging weiter und weiter. Sie ging, wohin die momentane Eingebung sie trieb. Sie wußte ja nicht, wo ihr Ziel lag. Schilfiges Gras strich um ihre Füße. Das Moos hatte aufgehört. Der Boden war weicher. Sie sank bei jedem Schritte ein, oft bis an die halbe Wade. Einmal fühlte sie einen Schmerz. Sie war bis ans Knie im sonnenwarmen, weichen Boden versunken. Offenbar lag im Schlamme begraben ein spitziger Baumzweig, auf den sie getreten war und sie hatte nur weiche Schweinshaut und den wollenen Strumpf unter der Sohle. Da fühlt man alles durch. Sie ging weiter und weiter. Immer noch hatte sie seine Stimme im Ohr: Komm, ach komm. — Sie wanderte und wanderte. Sie kam nur langsam weiter. Sie sank so tief ein und der eine Fuß schmerzte. Zuweilen verspernte ihr ein weiter Sumpfstümpel den Weg. Dann mußte sie ihn umgehen. Immer mehr Wasserflächen gab es, immer tiefer versank sie im Schlamme. Aber die Stimme rief: Komm, ach komme! Die Krüppelbäume hatten fast

ganz aufgehört. Schilf, Wasser, schwarzer, weicher Moorboden — sonst gab es hier nichts. Die Sonnenstrahlen stachen, Fliegen und Bremsen umschwirrten sie. Vor sich, rechts bemerkte sie in der Ferne ein dunkles Wäldchen, schwarzgrün wie der schweigende Hochwald. Ob das wohl die Moorinsel war? Die heimliche Opferstätte ihrer Vorfahren, wo Großpapa gestern geopfert hatte? Sie wollte darauf los und sie kam schließlich dort an. Es ging einige Meter aufwärts unter den hohen, dunklen Fichten. Richtig! Im Schatten der Bäume lag ein großer, uralter Stein. In der Mitte des Granitblockes war eine Vertiefung. Frische Kohlen lagen darin, einige kleine Knochen und am Rande ein Stückchen Hasenfell, halb verkohlt.

Hier also hatte Großpapa gestern geopfert. Sie warf sich auf den trockenen Waldboden. Todmüde war sie. Und sie schlief sofort ein.

Als sie nach einer Stunde erwachte, fühlte sie sich schlecht. Sie hatte starkes Kopfschmerz. Vor den Augen flimmerte es ihr und die nassen Beine waren so schwer und steif. Komm, ach komm! Klang es ihr leise in den Ohren, die Stimme des Wald-Alts.

Schwerfällig richtete sie sich auf. Hier konnte sie doch nicht bleiben, von meilenweiten Sümpfen umgeben. Vom trockenen Waldboden stieg sie wieder hinab in den weichen, lauen Sumpf. Wieder brannte ihr die Sonne auf den Scheitel. Ob sie nicht einen Sonnenstich davongetragen hatte? Es flimmerte ihr so stark vor den Augen und sie konnte schwer denken. Manches Mal mußte sie quer durch die Wassertümpel, sie war zu müde, sie immer zu umgehen. Dann wartete sie bis an den Gürtel im Moorbwasser, das bei ihren Schritten

leise rauschte. Zuweilen schwamm ein Frosch mit kräftigen Stößen vor ihr her und entfloß erschreckt der ungewohnten Störung. In ihren Ohren klang es immer noch: Komm, ach komm!

Nicht ein Wölkchen war am Himmel, die Sonnen-
glut zu dämpfen. Sollte sie nach Hause? Umkehren?
Ja, wußte sie denn noch, in welcher Richtung ihr Haus
lag? Nichts wußte sie mehr, als das große Hitze-
flimmern um sich herum und den feuchtwarmen, fauligen Geruch
des Moors. Sie ging weiter und weiter. Oder watete
sie heimwärts? Sie wußte es nicht.

Die Augen hielt sie gesenkt. Sie mußte doch sehen,
wohin sie trat. Auch blendete sie das Hitze-
geflimmer. Einen furchtbaren Druck hatte sie im Kopfe.

Sie kam wieder an einen Lümpel, groß wie ein Teich.
Zu beiden Seiten schlossen sich kleinere, glänzende Wasser-
flächen an. Sie wollte auch hier quer durchgehen. Naß
war sie ja doch schon und tief waren die Wasserlachen
nicht, nur der Schlamm am Boden war noch weicher.
Sie trat ins Wasser. Nein! hier war nicht einmal weicher
Schlamm am Grunde. Es war Pflanzengrund und der
Boden des Lümpels federte leicht unter ihren Schritten.
Kleine weiße Blüten lagen auf dem dunklen Wasser.
Das Sumpfkraut blühte. Auf der anderen Seite ragte
ein breiter Birkenstumpf ein wenig aus dem Schlamme.
Es flimmerte ihr so stark vor den Augen oder blinzelte
der Baumstumpf sie an? Hatte der denn Augen? War
das am Ende der Uneprats, der nach ihr Ausguck hielt?
Sie schrie auf. Wer hörte ihren Schrei in der Unend-
lichkeit des Moores? Sie mußte unverwandt den Birken-
stumpf anstarren. Langsam setzte sie ein Bein vor das
andere, den Blick immer auf die blinzeln-
den Augen ge-

richtet. Sie blieb auf dem wiegenden Seegrunde stehen, streckte die Arme abwehrend aus. Da gab mit einem Male der Seegrund nach, zerriß. Sie versank mit einem gellenden Schrei und kam nicht wieder in die Höhe. Ringsförmig liefen kleine, glatte Wellen über das Moorwasser hin und schaukelten die kleinen, weißen Blüten. Dann lag die dunkle Wasserfläche wieder still im Sonnenbrand, wie ein finsterer, unheimlicher Spiegel.

Die Waldbrüder

Sechs Bauernjungen saßen in der Dorfschenke zusammen. Derbe Bauernspäße wurden gemacht und dröhnend belacht. Jeder hatte sein Glas vor sich und wenn es leer war, wurde aus der Karaffe nachgefüllt. Die Stimmung war vorgerückt, der Brantwein hatte die Köpfe erhitzt.

Am Schmalende saß ein junger Bursche, blond mit schwärmerischen blauen Augen, aus denen entschlossene Energie bligte. Er mochte gerade mündig geworden sein. Er stand auf und rief mit lauter Stimme ins Nebenzimmer: „Schenkenpapa, he Schenkenpapa!“

Ein kleiner, unrasierter Kerl erschien in der Türöffnung.

„Schenkenpapa, fülle uns die Karaffe noch einmal, Teufel, und gib mir ein Stück Brot mit Käse darauf.“

„Käse? Seht doch den vornehmen Herrn an. Ganz wie ein Baron. Will Käse essen, wenn er besoffen ist.“

„Teufel, ich bin nicht besoffen. Und die Karaffe voll Schnaps zahle ich. Ihr braucht Euch nicht zu sorgen ums Bezahlen. Nur beim Austrinken sollt Ihr helfen.“

„Werden schon fertig werden!“ flang es im Chor.

„Seht den Prozen!“ rief ein Bursche mit plattem Schädel, an dem die Ohren wie Henkel abstanden, „seht den Prozen, muß der viel Geld haben!“

Der große Blonde dämpfte die Stimme: „Könntet ihr alle haben, grade so gut wie ich, wenn ihr nur wolltet.“

Der Schenkenpapa stellte die volle Schnapskaraffe auf den Tisch und brachte das Käsebrot herein. Dann entfernte er sich wieder.

„Höre einmal, Tuffu! Wir wollen auch so reich werden, daß wir Käse essen können. Also, wie macht man das?“

Zuffu dämpfte die Stimme: „Schließt mal die Türe.“

Ein junger Kerl erhob sich und schloß die Türe. Dann blickten alle auf den blonden Zuffu.

„Also raubt euch das Geld, dann habt ihr es.“

Auf den meisten Gesichtern malte sich Enttäuschung. „Sawohl, Räuber werden und zwanzig Jahre Zuchthaus erhalten, wenn man erwischt wird!“

„Man läßt sich eben nicht erwischen, ihr Trottel!“

„Bist du denn Räuber?“

„Das habe ich nicht gesagt,“ äußerte Zuffu vorsichtig.

Der Kerl mit den abstehenden Ohren meinte grinsend: „Räuber? warum nicht? Ich halte mit.“

„Das muß freilich gut sein, immer Geld zu haben,“ sagte ein anderer nachdenklich.

„Natürlich ist das gut,“ meinte Zuffu und biß in sein dickes Butterbrot.

„Wie fängt man denn das an?“

„Talent muß man haben,“ sagte Zuffu.

„Ich glaube, ich habe Talent,“ äußerte der mit den abstehenden Ohren.

Zuffu prüfte ihn mit dem Blicke: „Ich denke auch, Jaak. Du hast Talent.“

„Und was dann?“

„Waffen.“

„Wo bekommt man denn die ohne Waffenschein?“

Zuffu lächelte: „Man holt sie sich.“

„Von wem denn?“

„Von dem, der sie hat.“

„Unser Dorfkaufmann hat Revolver. Er verkauft sie, wenn man einen Waffenschein hat.“

„Wir holen sie ohne Waffenschein, — wenn ihr nur wollt.“

„Das ist nicht ohne! Das gefällt mir! Als Räuber herumstreifen, immer Geld haben, gar nicht arbeiten! Wirklich, das gefällt mir.“

„Was du für Unsinn denkst! Nicht arbeiten! Dann würdest du ja gleich der Polizei in die Arme laufen. Nein, wenn man Räuber ist, so ist man es nur in der Nacht, mit ruhig gemachtem Gesicht und ein Tuch vor Nase und Mund gebunden. Am Tage tut man seine Arbeit, geht hinter dem Pfluge her, mäht das Gras oder was man sonst tun muß und macht ein möglichst dummes Gesicht. Wer wird denn hinter dem getreuen Knechte den Räuber vermuten!“

„Das ist ganz wahr,“ sagte Jaak. „Willst du, so gründen wir eine Räuberbande. Ich halte mit.“

„Ich auch!“ kam es von mehreren Seiten. „Und der Zuffu ist unter Hauptmann.“

„Dann müßt ihr mir blind gehorchen. Auf Leben und Tod gehorchen. Sonst rennen wir der Polizei in die Arme.“

„Gut, wir wollen dir gehorchen. Aber Menschen töten wollen wir nicht.“

Zuffu lächelte überlegen. „Das braucht ihr nicht! Mord ist überflüssig. Nur der Verräter wird getötet, hört ihr wohl? Der Verräter wird getötet!“ Seine Augen hatten einen drohenden Schimmer angenommen.

Es rieselte den jungen Burschen kalt über den Rücken. Man sah es Zuffu an. Das war kein Scherz. Er würde persönlich den Verräter umbringen.

„Gut also,“ sagte Zuffu, „wir gründen heute eine Räuberbande. Wir wollen den Reichen Kontributionen

auferlegen. Zunächst fangen wir beim reichen Kaufmann an. Er wohnt allein. Seine Magd am anderen Ende des Häuschens. Ist zudem stotternd. Wir drücken eine Fensterscheibe ein, treten verumumt mit elektrischen Laternen vor ihn hin. Die Revolverläufe blitzen in der Dunkelheit und wir rufen: Hände hoch oder wir schießen. Dann hebt er seine Hände hoch. Er muß uns in seine Bude führen und die Revolver ausliefern. Ich denke, einige Tausender kann er uns auch mitgeben als Lohn für die Arbeit."

Alle lachten leise. Jaak meinte: „Wir haben ja noch keine Waffen, um ihn einzuschüchtern."

Zusammen zog aus der Tasche zwei Revolver und tat sie vor sich auf den Tisch. „Hier sind zwei! Vorsicht, Jaak, sie sind geladen! Das genügt. Zwei Läufe werden auf den Kaufmann gerichtet, die anderen halten Holzstücke in der ausgestreckten Hand. In der Aufregung und bei der Dunkelheit wird der Kaufmann das nicht bemerken. Seid sicher!"

Alle lachten.

„Also los! Fangen wir sofort an!" Das war Jaak's Ansicht.

„Bist du toll? Halbbetrunkene, wie wir eben sind? Nein, dann müssen wir nüchtern sein, wie die Kartoffeln. Leise und vorsichtig! Ein betrunkenes Geste ist niemals leise und vorsichtig."

„Wann geht es dann los?" fragte einer der Räuber.

„Morgen, wenn ihr wollt. Morgen abend gegen Mitternacht. Ihr müßt alle schon in den Betten gewesen sein und dann leise aus dem Fenster steigen. Versteht ihr? Auf keinen von euch darf ein Verdacht fallen."

Ihr habt alle die Nacht durchgeschlafen. Man soll denken, Fremde hätten den Kaufmann überfallen."

Die Leute grinnten pfiffig.

„Wann kommen wir denn hier zusammen?"

„Hier?" Zuffu lächelte spöttisch. „Willst du nicht den Polizisten auch noch einladen? Als Ehrengast vielleicht? Nein, Jaak, so geht es nicht. Wir versammeln uns in der verlassenen Riesgrube, etwa eine Werst von hier im tiefen Walde. Ihr kennt doch alle die alte Riesgrube?"

„Ja—ja—ja."

„Also dort treffen wir uns. Dort schmieren wir uns Ruß ins Gesicht und ver mummen uns. Und dann machen wir dem Kaufmann eine Visite, grade so vornehm, als ob Barone sich untereinander besuchten!"

Alle lachten.

„Wir verstehen uns untereinander. Wir folgen dir, Zuffu!"

„Ist recht. Euch fünf hatte ich doch ausgesucht, als ich euch heute abend in die Schenke rief. Ich kannte euch schon."

Ein junger Bursche meinte gedehnt: „In mir hast du dich geirrt, Zuffu. Ich will nicht. Ich mag kein Räuber sein."

„Die Geschichte ist dir wohl zu gefährlich?" Zuffu lächelte mit herausforderndem Spott und goß die Gläser voll. „Es lebe das Räuberleben!" Er hob sein Glas an den Mund.

„Ta élagu!" klang es im Kreise, „es lebe!"

„Gefährlich oder ungefährlich! Das ist es nicht, was mich abhält. Es ist unrecht." Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich bin ehrlicher Eltern Sohn und will auch selber ehrlich bleiben, verstanden?"

„Höre einmal, mein Jungchen,“ sprach Zuffu, der aufgestanden war und drohend einen Revolver gepackt hielt, „sieh dich vor! Wenn du uns verrätst, wenn du nur eine Silbe über die Lippen bläfst, die uns nachtheilig ist, so lebst du keine zwölf Stunden länger. Hast du kapiert? Du hast es gehört: Der Verräter wird getötet.“

„Verraten werde ich euch nicht. Verrat ist gemein. Kein Este verrät einen anderen Esten. Doch mitspielen werde ich nicht. Es geht mir gegen das Gewissen!“

„Seht den Gewissensfritz!“ lachten einige, „den sanften Pridif!“

„Genug! Jeder wie er will und ich will nicht!“

„Mache, was du willst! Doch vergiß nicht: Tod dem Verräter! Zum Teufel!“

„Schenkenpapa!“ brüllte Zuffu.

Der Wirt öffnete die Türe und kam näher.

„Schenkenpapa, ich bezahle!“ brüllte Zuffu, obgleich der Wirt schon neben ihm stand. Er warf einen großen Schein auf den Tisch.

Der Alte wechselte das Geld.

Dann standen sie sehr geräuschvoll auf. „Also hofentlich sehen wir uns gelegentlich wieder,“ meinte Zuffu leichtthin.

Sie gingen auseinander.

Pridif war schon vor einem Viertelstündchen gegangen. — Sein Weg führte durch einen Waldzipfel — als ihn eine starke Hand von hinten packte.

„So, mein Jungchen. Siehst du den Revolver in meiner Hand?“

Pridif versuchte sich frei zu machen. Der andere hatte Riesenkräfte. Das konnte nur Zuffu sein.

„Was willst du?“ leuchtete er.

„Dir zeigen, daß ich dich töten kann, sobald ich will. Für heute lasse ich dich laufen. Doch rate ich dir: Sei auf deiner Hut!“

„Du Hund!“

„Schimpfen darfst du. Aber beim ersten Worte, das uns gefährlich wird, machst du einen Purzelbaum in die Hölle, daß dem Teufel der Appetit zum Seelenschmaus vergeht.“

„Laß mich in Frieden. Ich will mit euch nichts zu tun haben. Weder mit euch, noch eurem Teufel!“

„Ich wollte dich nur gewarnt haben. Es geht bei dir auf Leben und Tod!“

„Ich verrate keinen Menschen, Zuffu, denn Verrat ist gemein.“

„Dann ist ja alles gut.“

Zuffu trennte sich von Pridif und ging heim.

Am nächsten Abend, es war schon sehr spät, war die ganze Bande in der Riesgrube. Sie schwärzten sich die Gesichter mit Ruß, banden sich schwarze Schleier vor. „Vergesst nicht,“ rief Zuffu, „jeder nimmt ein Steinchen unter die Zunge. Das verändert die Sprache. Sonst könnte der Kaufmann uns an den Stimmen erkennen.“

„Ist recht, Zuffu.“

„Also los!“

Sie schlichen durch den Wald bis an das Haus des Kaufmanns, das am Waldende lag. Schweigend kamen sie vor ein niedriges Fenster. Zuffu preßte einen mit Pech beschmierten Lappen gegen das Glas. Dann stieß er es ein. Es gab einen leisen Knack, kein Gekirre. Die Scherben klebten alle am Lappen. Nun fuhr er mit der Hand hinein und öffnete den inneren Riegel.

Sie stiegen alle hinein. Zucku führte sie im matten Scheine des Taschenlämpchens bis vor das Bett des schlafenden Kaufmanns.

Nun brüllten sie alle „Hände hoch!“

Der Kaufmann erwachte, setzte sich im Bette auf, schlaftrunken. Sie schrien noch einmal „Hände hoch!“

Da hob er zitternd seine Hände in die Höhe. „Wer seid ihr?“

„Räuber!“

„Was wollt ihr von mir?“ Er sah Revolverläufe auf sich gerichtet.

„Steh auf, alter Kerl und führe uns in die Bude!“

Der Kaufmann kam aus dem Bette, die Arme hoch gestreckt. Es kann einen nervös machen, von allen Seiten Schießwaffen auf sich gerichtet zu sehen.

„Wo ist der Budenschlüssel?“

„Unter meinem Kissen.“

Ein Räuber griff ins Bett und zog den Schlüssel hervor.

„Setzt vorwärts in die Bude, aber leise! Wir sind Kavaliere, wir wollen dein Fräulein nicht gern im Schläfe stören.“

Der Kaufmann ging voraus, mit erhobenen Armen. Die Räuber hinterher. Sie öffneten die Türe von innen. Dann ging es über den Hof in die Bude.

„Also, wo sind deine Revolver?“

„Links oben in der Schieblade!“

Die Räuber zogen das Fach heraus. Richtig, da lagen wohl zwanzig Revolver. Die wurden in den mitgebrachten Sack getan.

„Wo hältst du die Munition?“

„Im Fache darunter.“

Richtig! Der ganze Munitionsvorrat wurde mitgenommen.

„Und jetzt gib uns zehn Tausend!“

„Zehn Tausend? Ich armer Mann! Denkt ihr, ich sei Millionär?“

„Das denken wir nicht, sonst würden wir eine Million verlangen.“

„Ich will euch zwei Tausender geben.“

„Nichts da! Zehn Tausend, oder du bist ein kalter Mann.“

Der Kaufmann begann zu weinen. Sein ganzes, in vielen Jahren erworbenes Geld sollte er abgeben. „Habt Erbarmen, gebt euch mit zwei Tausend zufrieden.“

„Nein, zehn Tausend. Du bist ein reicher Kerl. Wo ist das Geld?“

„In der Kasse.“

„Wo ist der Kassenschlüssel?“

„Gehe einer zurück und hole den Schlüssel.“

Jaak übernahm den Auftrag. Bald kehrte er mit dem Schlüssel zurück. Die Kasse wurde geöffnet. Die an den Boden festgemachte feuer- und diebes sichere Metallkassette gab einen glöckenhaften Ton, als der Deckel aufging.

„Da sind sogar zwölf Tausend darin,“ grinste Jaak.

„Zehn Tausend haben wir gesagt!“ äußerte Zuffu streng. „Ein Mann — ein Wort! Zehn Tausend haben wir verlangt, der Rest bleibt in der Kasse.“

Jaak nahm die zehn Tausend heraus. Die Finger juckten ihm auch nach den restlichen zwei Tausend. Aber er fürchtete Zuffu. So ließ er zwei Tausender im Geldkasten.

„So! Nun binden wir den Kerl, damit er uns nicht

verrät." Der weinende Kaufmann wurde mit Stricken aus seinem eigenen Lagerbestande umschnürt und dann an einem eisernen Haken festgebunden.

„Mir ist so kalt!" klagte der Kaufmann. Er zitterte. Er war ja im Hemde.

Zusku lachte. „Armes Kerlchen. Du fürchtest wohl einen Schnupfen?"

Er suchte aus den Lagerbeständen einige warme Pferdedecken und hüllte den Kaufmann sorgfältig ein. „So, die Decken sind warm. Die können wir auch brauchen! Kerls! Jeder nehme sich zwei Decken vom Lager. Wir werden sie brauchen."

Nun waren sie fertig. „Nun wirst du hier stehen, bis man dich am Morgen findet. Grüße alle lieben Bekannten von uns."

„Wer seid ihr denn?" fragte wimmernd der Gefesselte.

„Die Waldbrüder," sagte Zusku, „vergiß uns nicht."

Dann ging es mit der Beute in den Wald zurück.

In der Riesgrube wurde der Raub geteilt. Jeder bekam vier Revolver, Munition, zwei Pferdedecken und einen Tausender.

„Zusku, es macht zwei Tausender auf die Nase," grollte Jaak vorwurfsvoll.

„Nein, Jaak, tausend auf jede Nase. Der Rest ist für die Armen."

„Für die Armen? Du bist wohl selbst der Arme?"

Zusku fuhr ihn an: „Halt's Maul und gehorche. Ich sagte: Für die Armen."

Da verstummte Jaak.

„Jetzt haben wir die Beute geteilt," fuhr Zusku fort.

„Jetzt paßt auf, was ich euch sage:

Hier können wir nicht wieder zusammenkommen.

Wir würden rasch entdeckt werden. Ich weiß aber eine Höhle. Fünf Werst von hier fällt der Glinf senkrecht ins Meer ab, wohl siebzig Meter hoch. Dort ist ganz tief unten, zwischen Erlengebröck versteckt, eine Höhle im Kalkfels. Der Eingang so eng und niedrig, daß man nur kriechend hereinkann. Inwendig aber ist die Höhle geräumig, dort kann ein Duzend Männer sich aufhalten. Der Eingang ist nicht zu finden. Das Meer reicht hier direkt an den Felsen heran. Man muß eine halbe Werst bis an die Knie im Wasser waten, bis man dahin kommt. Darauf verfällt niemand! Freilich, gibt es Sturm, so steigt das Wasser, daß man ersaufen könnte und die Brandung schlägt heran, bis an den Eingang zur Höhle. Dann ist der Zugang gesperrt. In der Höhle zu sitzen ist kühl, darum brauchen wir die Decken. Und dort wollen wir sie auch lassen."

Ein Murmeln der Zustimmung lief durch die Räuber.
„Auf! Vorwärts!"

Sie gingen eine gute Stunde durch den Wald. Die Fichtenäste schlugen ihnen ins Gesicht, sie stolperten über Wurzeln. Dann hörten sie das Meer rauschen. Sie gingen an den Strand hinab. „Mir nach," rief Zuffu und trat ins Wasser. Nun wateten sie wohl eine Viertelstunde durch das Wasser. Die verummenden Lächer hatten sie abgenommen. „Halt, hier ist es." Sie kletterten einige Schritte am Felsen aufwärts, bogen die Erlenzweige beiseite. Zuffu war voran, leuchtete mit der Taschenlaterne. Dann kroch er durch den engen Spalt. Die anderen folgten. Sie befanden sich in einer geräumigen Höhle. Zuffu entzündete eine Kerze, die er in eine leere Flasche steckte. Beides hatte er schon früher in die Höhle gebracht.

„So, nun breitet eure Decken aus und setzt euch.“

Es sah ganz behaglich in der Höhle aus, die von der Kerze hell erleuchtet war.

„Das ist also unser Hauptquartier. Jeder von euch muß es zu finden wissen!“

„Hauptquartier!“ wiederholte Jaak. „Das klingt gut.“

„Hierher bringen wir alle unsere Waren. Doch wollen wir vorzugsweise Geld sammeln. Das verrät uns nicht, ein Tausender sieht akkurat wie der andere aus.“

„Bargeld lacht,“ sagte einer der Räuber. Alle lachten vergnügt.

„Und jetzt in die Betten. Denn wir haben selbstverständlich die ganze Nacht ruhig zu Hause geschlafen.“

Die Räuber lachten dröhnend.

Einige hatten sich die Pfeife angesteckt.

„Heute mögt ihr rauchen,“ sagte Juffu. „Merkt euch aber, im allgemeinen ist dieser Raum für Nichtraucher!“

Jaak meinte: „Befestige doch über dem Eingang ein Schild mit der Aufschrift: Für Nichtraucher.“

Ein anderer Räuber äußerte: „Und ein zweites Schild: Es wird gebeten, nicht in die Höhle zu spucken!“

Er nahm einen Zug aus seiner Pfeife und spie in weitem Bogen aus.

Da gab es wieder ein dröhnendes Gelächter.

„Setzt aber nach Hause! Und zwar jeder einzeln. Im Meere wascht ihr euch die Gesichter ab und dann in die Betten!“

Einer nach dem anderen verließen sie die Höhle. Juffu folgte als letzter...

Das war eine Erregung im Dorfe am nächsten

Morgen, als der Raub bekannt wurde. Alles lief vor der Bude zusammen. Der Polizist war da. Wer waren die Räuber gewesen? Die Waldb Brüder hatten sie sich genannt. Kein Mensch hatte früher von Waldb Brüdern gehört. Wohl eine Bande aus der nahen Stadt? Und zehn Tausend hatten sie geraubt, wo sie zwölf Tausend hätten haben können! Das war einfach verrückt. Das konnte keiner begreifen.

Zuffu hatte den ganzen Vormittag auf dem Felde gearbeitet. Als er zur Mittagspause zurückkehrte, erzählte ihm der Bauer vom frechen Überfall. Sein sympathisches, offenes Gesicht verzog sich vor Entrüstung. „Empörend!“ rief er, „man sollte die Kerle hängen!“

„Ja freilich hängen. Aber erst haben. Wo suchen wir sie?“

„Wozu ist denn die Polizei da?“

„Ach, die!“

Die Wellen der Erregung über den frechen Raubüberfall hatten sich noch nicht gelegt, da kam aus der Stadt Nachricht über ein neues Gaunerstückchen. Mitten in der Nacht hatte eine Räuberbande die Hauptpolizei überfallen. Die beiden machestehenden Schutzleute hatten sie mit vorgehaltenen Revolvern überwältigt und gebunden, den dujourierenden Offizier, der grade, auf dem Stuhle sitzend, ein wenig eingenickt war, entwaffnet. Und dann hatten sie die Wanduhr geraubt, ausgerechnet die Wanduhr der Polizeibehörde. Was aber die Sache ganz rätselhaft machte: Sie hatten den vollen Wert der Wanduhr in Bargeld auf den Tisch gelegt, grade vor den gefesselten Offizier.

„Du sollst keinen Schaden haben, geehrter Offizier,“ hatte der Räuberhauptmann gesagt und einen tiefen

Büchling gemacht. „Man wird dich beschuldigen, du hättest es an der nötigen Umsicht fehlen lassen und vielleicht den Wert der Uhr von deinem Gehalte abziehen. Das soll nicht sein. Hier ist der Wert der Uhr bei Heller und Pfennig. Auch bitte deinen Vorgesetzten einen herzlichen Gruß von den Waldbrüdern zu bestellen — und ein anderes Mal schlafe nicht ein, wenn du Dujour hast. Dafür haben Vorgesetzte kein Verständnis.“

Dann waren sie gegangen, die Gefesselten ihrem Schicksal überlassend.

Das war eine ganz verrückte Geschichte. Es ist nicht leicht, den Schaden zu haben, aber noch schwerer den Spott. Der Polizeihauptmann schnaubte vor Wut. Die ganze Stadt lachte. Die Räuber hatten Humor! Statt sich die Uhr in einem beliebigen Geschäfte zu kaufen, das Geld hatten sie ja gehabt — nein — ausgerechnet die Polizeiuhr mußten sie haben. Die Polizeiwachen wurden verdoppelt. War das in der Weltgeschichte vorgekommen: Ein Raubüberfall auf die Hauptpolizei? Man lachte darüber. Es wurden rote Plakate an den Straßenecken angeklebt. Tausend Mark Belohnung für denjenigen, der zur Verhaftung der Räuberbande die nötigen Angaben macht. Auch in den Dörfern, rings um die Stadt wurden die Plakate verbreitet. Zuffu hatte sich aus Eifer für die gute Sache erboten, in seinem Dorfe die Auslobung umsonst anzukleben. Mit Kleistertopf und Pinsel zog er durch die Dorfgassen und wo nur ein Platz war, heftete er das große Plakat an Mauer oder Zaun.

Spät in der Nacht aber klebte er ein Plakat an die Wand der Höhle, direkt unter die Polizeiuhr.

Die Räuber waren alle versammelt. Sie lachten

über das Plakat in ihrer Höhle. Sie hatten Branntwein mitgebracht. Die Flasche freiste. Die Stimmung hob sich.

„Morgen ist Sonntag,“ sagte Zuffu. „Morgen abend wollen wir in die Schenke, wir haben doch Geld jetzt. Nun kann jeder sich so viel Käse geben lassen, als er will.“

Jaaf meinte lauernd: „Ich möchte mal Sardinen probieren.“ Die übrigen brachen in ein schallendes Gelächter aus. „Hört doch nur, der Parvenü will Sardinen essen.“

„Ja, Sardinen,“ bestätigte Jaaf noch einmal.

„Friß Ruhdreck, wenn du die Sache nur bezahlen kannst,“ rief ein Räuber lachend.

„Sardinen,“ bestand Jaaf.

„Gut,“ sagte Zuffu. „Morgen abend in der Schenke. Aber einzeln kommen und sich so begrüßen, als hätte man sich ein Jahr nicht gesehen!“

„Ist recht!“

„Noch was Wichtiges!“ sagte Jaaf geheimnisvoll. „Meine Braut dient als Magd auf dem Gute. Sie hat gestern gehört, wie der Gutsherr dem Verwalter befahl, am Montag aus der Stadt zwanzig Tausend zu holen. Er schrieb ein Papierstück aus. Dagegen soll der Verwalter aus der Bank zwanzig Tausend holen.“

„Mensch, das sagst du erst jetzt? Du sollst Sardinen essen, bis dir der Bauch plakt vor Lust! Montag, also Montag machen wir einen guten Fang. Dort wo der Weg durch den Wald führt, lauern wir ihm auf. Um wieviel Uhr soll er denn kommen?“

„Weiß nicht!“

„Das müssen wir aber wissen.“

„Meine Braut hat nichts darüber gesagt.“
„Weiß sie, daß du Räuber bist?“
Jaak lächelte verschminkt, antwortete aber nicht.
„Vergiß nicht: Der Verräter wird getötet.“
„Meine Braut würde nie einen Räuber verraten.“
„Ganz gleich! Weißt du, mache mich mal bekannt mit ihr, aber bald. Ich will sie selber ausfragen.“
„Ist recht, Zuffu!“
„Wann kann das sein? Unbedingt vor Montag.“
„Sie erwartet mich noch heute. Komm mit.“
„So spät in der Nacht erwartet sie dich?“
„Sie ist meine Braut.“ Jaak grinste vielsagend.
„Ach so!“

Durch die Dunkelheit der Nacht wanderten Zuffu und Jaak. Sie wanderten dem Gutshofe zu.

Als sie ankamen, klopfte Jaak dreimal an ein Fenster im Diensthofenflügel des Schlosses.

Das Fenster wurde geöffnet.

Sie stiegen beide in das Haus.

„Mache Licht, Krööt, ich habe den Zuffu mitgebracht. Er will dich sprechen.“

Krööt entzündete eine Kerze. Sie war nur notdürftig bekleidet. Das schimmernde Goldhaar hing gelöst über das weiße Nachtgewand. Die Füße waren bloß. War sie hübsch? Zuffu musterte sie prüfend. Wenn sie ihn ansah, waren die blauen Augen hübsch, auch das Näschen war gar nicht übel, aber der viel zu kleine Mund mit der herabgezogenen Unterlippe sah aus, als wollte sie eben speien. Als sie mit Jaak sprach und ihm das Profil zuwandte, sah er: das Profil war hübsch. Sie hatte eine adelige Nase. Ob wohl das Blut des Gutsherrn in ihren Adern floß?

„Nun erzähle uns was, Krööt!“

„Was soll ich denn erzählen?“

„Ist deine Herrschaft sehr reich?“

„Wie kann ich das wissen?“

„Das merkst du doch.“

„Mehr Geld, als ich, haben sie sicherlich.“

„Und Montag soll der Verwalter ihnen noch Geld holen?“

„Wie wissen Sie das?“

„Jaak erwähnte es.“

„Und das interessiert Sie?“

„Reiche Leute sind interessant.“

Sie warf ihm einen kofetten Blick zu. „Sie interessiert nur Geld?“

„Weiberschönheit auch, natürlich.“

„Da kommen Sie heute nicht auf Ihre Rechnung. Schade!“

„Bist du etwa häßlich, Krööt?“

„Natürlich bin ich häßlich.“ Sie sah nicht aus, als ob sie von der Wahrheit ihrer Worte durchdrungen wäre.

Zukku sah ihr in die hübschen Augen. Dann sagte er: „Augen hast du, wie Vergißmeinnicht in Schlaglahne.“

Sie lachte, warf ihm aber einen herausfordernden Blick zu. „Sie sind ein Schmeichler und wollen über mich spotten.“

„Nein, das will ich nicht. Bei Gott. Du hast schöne Augen. Wenn du nicht schon einen Bräutigam hättest, — — Teufel — — dann wollte ich dein Bräutigam sein.“

„Ein hübscher Junge sind Sie wohl,“ sagte sie nachdenklich.

Jaak hatte sich neben sie gesetzt und schlang den Arm

um ihre Hüften. Seine Augen glänzten. Es war aber mehr Besitzerstolz, als Liebe, was daraus sprach.

„Wie ist denn der Verwalter? Ist er ein guter Mensch?“

„Streng soll er sein.“

„Und wie sind deine Herrschaften?“

„Gut sind sie wohl,“ meinte Krööt, „aber sehr hochmütig.“

„Natürlich. Und Montag holt der Verwalter ihnen Geld. Da werden sie wohl noch hochmütiger werden.“

„Natürlich.“

„Wann sollte denn der Verwalter aus der Stadt zurückkommen?“

„Was geht's Sie an!“

„Nichts geht es mich an. Doch deine Stimme klingt so hübsch.“

„Gar nicht. Klingt gar nicht hübsch!“

„Mir gefällt sie.“

„Was Ihnen nicht alles gefällt!“ Sie lachte leise. Sie warf Juffu einen Blick zu. Der Blick war heiß wie ein Sonnenstrahl.

Mit einem Male riß sie sich von Jaak los, ging an ein Wandschränkchen und zog ein Kleid über ihre Untergewänder. Ein elegantes, städtisches Kleid, nach der letzten Mode, nur sehr auffallend und in schreiender Farbe.

Sie stellte sich im Kleide vor Juffu. „Ist das nicht hübsch? Gefällt es Ihnen? Das Kleid hat Jaak mir neu-lich geschenkt. Er ist ein guter Junge. Er schenkt mir sehr viel. Er liebt mich.“ Sie tätschelte nachlässig Jaaks Kopf.

„Dein Kleid ist hübsch, Krööt. Die Söhne des Gutsherrn machen wohl lange Augen nach dir?“

Sie lachte. „Kann schon sein. Was geht's mich an?“

„Und Montag werden die wohl auch Geld haben?“

„Was geht's mich an?“

„Wann, sagtest du, sollte der Verwalter mit dem Gelde kommen? Um fünf Uhr?“

„Nein, um sieben.“

„Richtig, um sieben Uhr war es.“

„Interessiert Sie das so?“

„Nicht im geringsten.“

Sie setzte sich auf Jaaks Schoß und tätschelte sein wirres Haar. Aber ihre Blicke hingen an Zuffu. Wie eine herausfordernde Frage.

„Komm, Jaak, gehen wir heim!“

Jaak grinste gemächlich. „Sie ist meine Braut. Ich komme erst morgen.“

„So so!“ Zuffu stand auf und reichte ihr die Hand.

„Mit Gott! Vielleicht sehen wir uns noch einmal.“

Sie antwortete nicht, aber ihre Blicke sogen sich fest an seinen Augen.

Zuffu stieg aus dem Fenster und ging nach Hause. Was mochte dieses frische, hübsche Mädel an Jaak gefunden haben? Er war ein guter Räuber, aber doch ein widerwärtiger Kerl. Richtig, er schenkte ihr schöne Kleider. Das mochte es sein.

Die Hauptsache hatte er nun erfragt, Montag um sieben Uhr abends sollte der Verwalter mit dem Gelde durch den Wald fahren.

Es ging schon auf den Herbst, obgleich es noch warm war. Es war stark dämmerig, als um halb sieben Uhr die fünf Räuber am Wege lauerten. Das Buschwerk zwischen Straße und Hochwald gab dichte Deckung. Gleich nach sieben Uhr kam das Fuhrwerk in gemäch-

lichem Tempo daher. Der Verwalter war allein. Er kutschte sich selbst. Das war besonders günstig.

Auf einen leisen Pfiff hin stürmten die Räuber vor. Jaak packte das Pferd und stellte sich vor den Wagen. Mehrere Revolverläufe bligten vor dem Gesichte des Verwalters. Die elektrischen Taschenlaternen blendeten seine Augen. „Hände hoch!“

Er hielt die Hände hoch und stammelte ein „Ach Gott!“ hervor.

„Gib das Geld her.“

„Welches Geld? Ich bin ein armer Mann. Ich besitze kein Geld.“

„Du lügst! Du hast zwanzig Tausend bei dir.“

„Das ist nicht mein Geld.“

„Haben wir gefragt, ob es dir gehört? Heraus damit oder du wirst übermorgen beerdigt.“

„Wie soll ich es herausziehen, wenn ich meine Hände nicht bewegen darf?“

„In welcher Tasche ist es?“

„Ich sitze darauf.“

„So stehe auf!“

„Wie soll ich aufstehen, ohne meine Hände zu rühren?“

„Wir helfen dir!“ Zwei Räuber griffen ihm unter die Arme und rissen ihn aufwärts. „Du darfst ruhig lachen, wenn du kuglig bist!“

Die Räuber grinsten.

„Schnell, es kommt ein Wagen gefahren. Ich höre in der Ferne einen Wagen,“ rief Jaak.

Zusku zog die schwere lederne Aktentasche vom Sitz.

„So, jetzt ist alles in Ordnung.“ Zusku riß ein Blatt Papier entzwei und schrieb mit verstellten Krakelfüßen

darauf: Zwanzig Tausend bestens dankend erhalten.
Die Waldbrüder.

„Da, Ordnung muß sein!“

„Jetzt bist du frei, gute Reise.“

Der Verwalter ließ sich das nicht zweimal sagen. Er gab dem Pferde die Peitsche und fuhr im Galopp davon. In dem begegnenden Wagen saßen zwei Damen. Er rief ihnen zu „Räuber!“ und jagte weiter.

Die Räuber aber gingen durch den Wald in höchst vergnügter Stimmung. Das hatte sich gelohnt. Sie strebten ihrer Höhle zu. Dörfer und Häuser vermieden sie. Meist ging es durch abendlichen Wald.

Am Waldrande lag einsam ein Häuschen. Rötliches Licht blinkte aus dem Fensterchen.

„Gehen wir dorthin?“ fragte Zucku, „machen wir der Häuslerin einen Besuch.“

Ein Räuber lachte. „Der armen Leena? Die ist so arm, daß sie nicht einmal alle Tage zu essen hat. Da ist nichts zu holen!“

„Um so besser, dann bringen wir ihr was. Jaak gibt Licht.“

Im Scheine der Taschenlaterne öffnete Zucku die Mappe und entnahm ihr zwei Tausender.

„Das ist zu viel!“ meinten die Räuber mißbilligend.

„Wenn ich sage, das ist richtig, so ist es richtig.“ Zucku ließ nicht mit sich spaßen.

Als sie miteinander in das Häuschen drangen, fanden sie die alte Häuslerin am Tischchen sitzend. Bei einem Kerzenstümpfchen las sie in der Bibel.

„Mein Herr und mein Gott!“ rief sie erschreckt, als die verummten Gestalten ins Zimmer drangen. „Was wollt ihr von mir? Ich besitze ja nichts, als die Aussicht

auf den baldigen Tod. Den werdet ihr doch nicht rauben wollen?"

„Altechen," sagte Zuffu, „wir sind Räuber. Hast du schon von den Waldbrüdern gehört?"

„Mein Gott, ja..."

„Wir sind die Waldbrüder! Und wir sind gekommen, dir zu helfen."

Zuffu legte die beiden Tausender neben das Lichtstümpfchen. „Zwei Tausend! Laß es dir gut gehen und friß Sardinen und Käse, wenn du willst."

„Herrgott! Ist das für mich? So viel Geld habe ich noch nie gesehen. Und ihr seid die Waldbrüder? Gott segne euch, lieben Räuber. Soll ich für euch beten?"

„Ja," sagte Jaak, „aber zum Teufel!"

„Weiter," kommandierte Zuffu. Die Räuber verließen die enge Stube und verschwanden im nächtlichen Walde.

„Jetzt müssen wir ein Stückchen auf der großen Straße wandern," erklärte Zuffu. „Man wird uns schon heute verfolgen, vielleicht mit Polizeihunden unsere Spur aufnehmen. Auf der großen Chaussee verlieren sich die Spuren rascher." Sie kamen auf die große Straße, verfolgten sie ein Weilchen. Als das Rauschen des Meeres hörbar wurde, bogen sie im Gänsemarsch auf einen Feldweg, der sie an den Strand führte.

Wie sie schließlich mit verschränkten Beinen in ihrer Höhle saßen und bei Kerzenschein die Flasche freisen ließen, waren sie sehr vergnügt. Gute Beute gemacht und eine edle Tat vollbracht.

„Ich habe einen neuen Plan," sagte Zuffu.

Alle blickten gespannt.

„Kennt ihr in der Stadt den reichen Kaufmann Meyer?“

„Den Ellenreiter?“

„Genau den. Das ist ein großes Geschäft. Der hat jeden Tag riesige Einnahmen und das Geld liegt in der Kassenschachtel eingeschlossen. Die Schachtel ist aus Holz. Die können wir leicht sprengen. Jeden Sonnabend schickt er die Wocheneinnahme in die Bank. Also am Freitag ist es am besten.“

„Bei Meyer?“ fragte Jaak zweifelnd. „Das ist ein reiches Geschäft. Aber in der belebtesten Straße und ein Schutzmann steht grade vor der Türe auf Posten!“

„Darum glaubt das Nas auch, ohne Geldschrank auskommen zu können.“

„Wie sollen wir denn dort hinein?“

„Besorgt euch jeder eine Brechstange und kauft euch beim Friseur falsche Bärte für eine Maskerade. Doch jeder bei einem anderen. Wählt falsche Bärte aus ein wenig angegrautem Haare. Das sieht vertrauenerweckend aus. Dann gehen wir in der Nacht heran und stoßen mit den Brechstangen ein Loch in die Mauer. Natürlich von der Straßenseite. Es darf nicht nach Heimlichkeit aussehen.“

„Bist du denn verrückt, Zucku? Da sieht uns jeder Passant an der Arbeit.“

„Nun grade! Je mehr Leute uns sehen, um so weniger werden sie darauf verfallen, daß wir Räuber sind. Und fragt irgend jemand, was das bedeutet, so sagen wir, man hätte uns bestellt, eine neue Türe in das Geschäft zu brechen.“

„Ist es nicht auffallend, wenn Meyer grade in der Nacht Bauarbeiten vornehmen läßt?“

„Gar nicht! Am Tage würde es die Kunden abhalten. Solche kleine Änderungen werden gewöhnlich während der Nacht vorgenommen.“

„Zukfu, wir folgen dir! Aber ein freches Stück ist es doch.“

„Ein lustiges Stückchen,“ sagte Zukfu „und einträglich auch!“

Nun wurde das Geld des Verwalters geteilt. Eine Reserve wurde übrig gelassen — für die Armen. Die schöne lederne Aktenmappe sollte fortan als Geldschrank dienen.

Einzeln stiegen sie wieder aus der Höhle, ihre Vermummungen ließen sie zurück und wuschen sich im Meere.

Zukfu ging immerfort die Krööt im Kopfe herum und am nächsten Abende klopfte er leise an ihr Fenster.

Sie erschien, wie am ersten Abende und beugte sich in die Nacht hinaus. „Jaak, bist du es?“

In der Dunkelheit schwieg er.

„Jaak?“ fragte sie flüsternd.

„Nein, ich bin es, Zukfu.“

„Was wollen Sie?“

„Ich will mit dir plaudern. Laß mich herein.“

„Was denken Sie!“

Sie schloß leise wieder das Fenster.

Da klopfte er wieder an die Scheiben.

Sie öffnete nicht. Er konnte aber trotz der Dunkelheit unterscheiden, daß sie am Fenster stehen geblieben war.

Er klopfte wieder.

Da öffnete sie abermals. „Was wollen Sie eigentlich?“

„Mit dir plaudern, Krööt.“

„Ganz unnütz!“

Sie wollte wieder das Fenster schließen, aber er hatte den Arm zwischen geschoben.

„Was wollen Sie?“ fragte sie ungehalten.

Er stieg zum Fenster hinein. „Mache Licht!“ kommandierte er leise. Er hatte so eine eigene Art, zu kommandieren, als ob es selbstverständlich sei, daß man sich ihm unterordnete. Mit dieser Gabe schwang er sich überall zum Haupte auf. Auch Krööt fügte sich und zündete das Lämpchen an.

„Was wollen Sie?“ fragte sie abermals. Sie sah indessen nicht ungehalten aus.

„Du hast mir neulich gefallen. Da wollte ich zu dir kommen. Ich habe zu viel an dich gedacht.“

„Ach — ach!“ machte sie spöttisch.

Er griff in die Tasche und zog etwas hervor. „Nun zeige mir mal deine Hand!“

„Was wollen Sie damit?“ Sie war mißtrauisch.

„Zeig' nur her und schließe die Augen!“

Sie schloß die Augen. Da gab es einen leichten Knack an ihrem Handgelenke. Sie blickte hin. Ein goldenes Armband umschloß das Gelenk und einige große rote Steine bligten selbst bei der schwachen Beleuchtung.

„Was ist das? Oh, das ist schön! Was bedeutet das?“

„Ein kleines Geschenk für dich!“ Er schmunzelte gutmütig.

„Ist das für mich? Wirklich für mich?“

„Ja, das ist für dich!“

„Ist das wirklich echtes Gold?“

Er lächelte. „Selbstverständlich! Einem so hübschen

Mädchen schenkt man doch nicht Schmuck aus Judengold."

"Müssen Sie gut sein!" Sie warf beide Arme um Iussus Hals und küßte ihn mehrmals auf den Mund: "Danke, danke!"

Iussu setzte sich auf den harten Stuhl, blickte fast befangen auf Krööt und sagte: "Ich möchte, daß du meine Braut wärest."

"Ich bin doch Jaak's Braut."

"Wird er dich denn auch heiraten?"

"Ich denke!" Es lag aber keinerlei Jubel in ihren Worten.

"Zunächst bist du ja seine Braut, nicht seine Frau." Sie nickte.

"So kannst du ihn noch zum Teufel jagen."

"Er ist so gut zu mir. Er macht mir viel Geschenke."

"Liebst du ihn denn?"

"Was ist Liebe?" Sie zuckte die Achseln.

"Magst du ihn gern leiden?"

"Das schon!"

"Und mich gar nicht?"

"Ich kenne Sie so wenig."

"Aber ich gefalle dir nicht?"

"Das habe ich nicht gesagt!"

"Krööt, jage ihn zum Teufel, sei meine Braut!"

"Sie würden mich ja nie heiraten. Ein Mädchen will geheiratet werden."

"Bei Gott! Ich würde dich heiraten!"

Sie sah ihn mit einem prüfenden Blicke an. Es leuchtete in ihren Augen.

"Wer gefällt dir besser, der Jaak mit den Henkelohren oder ich?"

„Nicht — Jaak,“ gestand sie zögernd.

„Nun siehst du? Sei meine Braut und bald halten wir Hochzeit!“

Sie kam dicht an ihn heran. „Wissen Sie, ich denke zuweilen, der Jaak gehört zu den Waldbrüdern. Wo nimmt er das viele Geld her?“

„Dummheiten,“ sagte er. „Bin ich auch ein Räuber, weil ich dir ein goldenes Armband geschenkt habe?“

„Ist es wirklich echtes Gold?“

„Ehrenwort, es ist echt.“

„Dann müssen Sie auch viel Geld haben.“

„Das habe ich auch.“

„Und sind doch nur Knecht?“

„Arbeiten muß der Mensch! Doch im Herbst kaufe ich mir einen Bauernhof. Und du sollst meine Bäuerin sein. Willst du?“

„Ich kenne Sie noch so wenig.“

„Ich bin sehr reich.“

„Das schadet nichts.“

Nun mußte er lachen.

„Nein, das schadet nichts und wenn du meine Frau wirst, sollst du es gut haben.“

Sie seufzte. Die Aussichten waren lockend. Und er gefiel ihr so gut, sie fühlte ein so heißes Empfinden aufsteigen für diesen blonden Mann. Daß sie Jaak die Rechte eines Bräutigams eingeräumt hatte: ein Mädchen will eben geheiratet werden und sie kannte keinen anderen, der sie haben wollte. Nun war sie zwischen zwei Feuern. Wenn sie frei wäre, hätte sie ohne weiteres dem Juffu ihr „ja“ zugejubelt. Doch vielleicht ging es wirklich, daß sie dem Jaak absagte.

Zuffu zog sie auf seinen Schoß. Sie sträubte sich nur wenig.

„Meinst du, daß du mich lieben kannst?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Nun, so fange doch an.“

„Und wenn Jaak kommt? Wenn er ans Fenster klopft?“

„Dann bleiben wir mäuschenstill, bis er denkt, du seiest von Hause.“

„Ach Zuffu!“ Sie legte den Kopf auf seine Schulter.

„Kröt, liebes kleines Mädchen.“

„Meine Unschuld ist bei Jaak,“ flüsterte sie, „ich bin nicht Mädchen.“

„Das schadet nichts!“ meinte er. „Ich bin ja auch nicht unschuldig.“

„Willst du mich denn wirklich heiraten?“ Sie sagte zum ersten Male „du“.

„Bei Gott, Kröt.“

Da schlang sie den Arm um seinen Hals und ließ die Steine des Armbands im Scheine des Lämpchens blitzen.

Als er bei Morgengrauen aus dem Fenster kletterte, da wußte er, daß er der Sieger über Jaak war. Der war als Liebhaber abgetan. Und als am nächsten Abend Jaak an das Fenster klopste, da öffnete sie nur einen Spalt und sagte: „Jaak, es muß zwischen uns aus sein!“

„Was heißt das?“

„Ich will nicht mehr deine Braut sein.“

„Warum nicht, Kröt? Bin ich nicht gut zu dir gewesen?“

„Ja, du warst sehr gut, aber ich kann dich nicht heiraten. Ich liebe dich nicht mehr.“

„Was ist Liebe? Ich war immer gut zu dir und du bist die einzige, die mir gefällt.“

„Armer Jaak. Zwischen uns ist es aus.“

„Dann hast du dich verliebt?“

„Kann sein!“

„In wen? In wen?“

„Das kann dir doch egal sein.“

„Nein, das ist mir nicht egal.“

„Jaak, du bist so gut. Du findest sofort eine andere Braut. Mich aber gib frei.“

„Teufel, dich will ich haben! Ich mag keine andere Braut!“

„Leise, Jaak! Schrei nicht so. Das ganze Haus wacht ja auf.“

„Ist mir egal!“

„Bitte, Jaak! Sei vernünftig.“

„Ich will wissen, wer dich gestohlen hat, du Schweinemamsell!“

„Einer, der mich nicht für eine Schweinemamsell hält.“

Plötzlich kam ihm ein Einfall. „Neulich hast du dem Zuffu Augen gemacht. Er gefiel dir! Gestehe, er ist es!“

Er packte ihre Hand.

„Und wenn er es wäre? Was geht's dich an?“

„Der Zuffu ist es! Teufel und Hölle!“

Für einen Augenblick ließ er ihre Hand los. Da schloß sie schnell das Fenster.

Er klopfte wohl noch lange Zeit. Doch sie stellte sich taub. Da schlich er davon, das Herz von Haß gebläht. Das würde er dem Zuffu eintränken!...

Es war spät am Abend. Die Hauptstraße der Stadt wimmelte noch von Menschen. Herren und Damen.

Alles was aus den Theatern oder Konzerten kam. Alles, was in die Cafés ging. Zwischendurch geschminkte, stark parfümierte Mädchen, die paarweise auf und nieder promenierten. Da erschien ein Trupp graubärtiger Arbeiter mit Brechstangen.

Sie fragten höflich den Posten stehenden Schutzmann: „Bitte, ist dieses das Meyersche Haus? Wir sollen dort eine Lüre durchbrechen und die soll bis morgen früh fertig sein.“

„Ja, das ist das Meyersche Haus.“

Sie gingen sofort an die Arbeit. Mit jedem Stoße der Brechstangen bröckelte ein wenig aus der Mauer heraus. Der Schutzmann ging auf und nieder. Zuweilen folgten seine Augen mit Interesse der fortschreitenden Arbeit.

Das Publikum blieb stehen und sah der Arbeit zu. „Bitte keine Menschenansammlung,“ rief der Schutzmann. „Ich bitte weiter zu gehen.“

„Was geschieht denn hier?“

„Es wird eine zweite Lüre in das Meyersche Geschäft gebaut.“

„Ach so, ach so.“

Die Brecheisen fuhren gegen die Hausmauer, daß es in allen Stockwerken dröhnte. Irgendwo oben öffnete sich ein Fenster. Ein Kopf fuhr heraus: „Was, zum Teufel geht hier vor sich? Ich will schlafen!“

„Wir sollen im Laufe der Nacht eine zweite Lüre in das Geschäft bauen.“

„Geht das denn nicht am Tage?“

„Nein, dann stört es den Geschäftsbetrieb.“

„Teufel!“ Das Fenster wurde wieder geschlossen. Sie arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne

lief. Schließlich war ein Loch geschaffen, groß genug, um einen Mann bequem herein zu lassen.

Zuffu zwängte sich durch das Loch. Wie es hier drin nach Filz und Wolle roch! Höchste Zeit, daß man für Ventilation sorgte. Mit der kleinen Laterne fand er leicht die Kasse. Ein Stoß mit dem Brecheisen zerschmetterte die hölzerne Kasse. Die gebündelten Geldscheine fielen zu Boden. Er hob sie sorgfältig auf, füllte alle seine Taschen mit Geld. Und was in die Taschen nicht mehr paßte, schob er unter die Weste, so daß ihm in wenigen Minuten ein Schmerbäuchlein wuchs. Dann kroch er wieder auf die Straße. Wieder wurden einige Stöße gegen die Mauer geführt. Dann hieß es: Wo ist der Türrahmen? Teufel, den haben wir zu Hause gelassen. Holen wir ihn sofort, um das richtige Maß zu kennen! Sie lehnten die Brecheisen gegen die Mauer. Dann wandte sich Zuffu an den Schuzmann: „Herr Schuzmann, während wir den Türrahmen bringen, seien Sie so freundlich, aufzupassen, daß niemand unsere Brecheisen stiehlt.“

Der Schuzmann lächelte jovial: „Seien Sie ruhig! Hier in der belebtesten Straße wird niemand stehlen, dazu noch vor meinen Augen. Sie können getrost sein.“

Da gingen die graubärtigen Männer mit schweren Schritten die Straße aufwärts und verschwanden um die nächste Ecke.

In der Höhle gab es zwei Stunden später eine freudige Erregung. Die Beute wurde gezählt. An eine so hohe Summe hatte keiner von ihnen geglaubt. Bravo Zuffu! Das war ein Meisterstreich! Das Geld wurde geteilt und ein kleiner Teil wieder in des Verwalters Mappe gesteckt, für die Armen!

Dann gingen sie auseinander. Einzeln. Stiefel und Hosen trug jeder auf dem Arme. Es war schon herbstlich kühl und man wollte nach dem Waten im kalten Meerwasser trockenes Zeug anziehen.

Zuffu kam als letzter. Er wollte wieder zu Krööt. Auf dem Wege überholte er eine dunkle Gestalt, die ihn anredete.

„Jaak, bist du es?“

„Ja, Zuffu,“ sprach dieser düster, „ich habe ein Hühnchen mit dir zu rupfen.“

„Wegen des Mädchens?“

„Ja. Krööt war meine Braut. Jetzt ist sie mir untreu, deinetwegen. Lasse sie in Ruh. Ich gebe sie nicht auf!“

„Sie hat ja dich aufgegeben.“

„Glaubst du, ich gäbe mich damit zufrieden?“

„Ja, was willst du denn eigentlich tun?“

„Dich zwingen, abzutreten!“

„Pah!“

„Ich warne dich vor meiner Rache!“

„Pah!“

„Hüte dich, Zuffu! Du kennst mich schlecht.“ Jaak zückte die Worte leise.

„Du bist mir langweilig. Laß mich allein gehen.“

„Wohin gehst du denn? Hier geht es ja nicht nach Hause. Hier geht es auf das Gut.“

„Und wenn auch, was geht's dich an?“

„Du gehst zu Krööt!“

„Was geht's dich an?“

„Du Was!“

Zuffu lachte: „Wenn der Schwächling nichts weiter kann, fängt er zu schimpfen an!“

„Du Nas!“

„Klügeres fällt dir nicht ein?“

„Meinen Speichel sollst du lecken, räudiger Hund!“

„Werde es bleiben lassen.“

„Meine Rache wird dich zerschmettern. Was tust du, wenn ich dich der Polizei anzeige?“

„Der Verräter wird getötet. Außerdem kriegst du selber dann auch zwanzig Jahre. Vergiß das nicht!“

„Mit Wonne werde ich die zwanzig Jahre absitzen, wenn ich weiß, daß du auch im Zuchthause bist.“

„Du langweilst mich. Packe dich endlich fort!“

„Du Nas!“

Zufkus Geduld riß. Er gab Jaak einen Stoß, daß dieser in den Graben taumelte. Dann schritt er schnell aus. Ein paar Schüsse gab Jaak auf ihn ab. Die Kugeln sausten an ihm vorüber. In der Dunkelheit war es glücklicherweise schwer zu treffen. Er ging aber so schnell, als es die Dunkelheit gestattete. Der blödsinnige Kerl! Die Schüsse konnten ja im Dorfe gehört werden und Menschen herbeiziehen.

Am nächsten Tage war die Aufregung in der Stadt unbeschreiblich. Dieser Einbruch hatte nicht seinesgleichen an Frechheit. Auf einen Ballen dunkles Tuch war mit Kreide geschrieben: „Gruß von den Waldbrüdern.“

Am größten war die Erregung auf der Polizei. Die ausgelobte Belohnung wurde verdreifacht. Neue Plakate wurden überall angeklebt, auch in den umliegenden Dörfern. Wieder hatte Zufku es sich nicht nehmen lassen, in seinem Dorfe persönlich die Plakate auszuhängen.

Zur gleichen Zeit, als Zufku fleisterte, erschien auf der Polizei ein kleiner Kerl mit plattem Schädel und

abstehenden Ohren und verlangte den Polizeihauptmann zu sprechen.

„Gleich den Herrn Hauptmann?“

„Ja, es ist sehr wichtig. Ich will über die Waldb Brüder Aussagen machen.“

„Wissen Sie was? Was Sicheres?“

„Ja.“

Nun wurde er zum Polizeihauptmann geleitet. Mehrere Offiziere folgten ins Kabinett.

Hier machte Jaak alle Aussagen. Er nannte alle Mitglieder der Bande, er nannte Juffu als Hauptmann. Er schilderte die Lage der Höhle. Dort würde man Waffen und viel Geld finden.

Der Polizeihauptmann zweifelte ein wenig. Hier lag jedenfalls ein persönlicher Haß gegen den angeblichen Räuberhauptmann vor. Vielleicht nur ein Racheakt, wegen eines Frauenzimmers. Die Mitteilungen klangen zu abenteuerlich. Räuber, die eine große Armenkasse halten, aus der sie arme Leute unterstützen. Er schickte eine größere Anzahl Schutzleute aus, die unter der Führung des Denunzianten die Höhle untersuchen sollten. Bestätigte sich das, so würde auch das übrige wahr sein...

Am Nachmittage arbeitete Juffu auf dem Felde. Seine Gedanken waren bei der rein körperlichen Arbeit frei und liefen zu Krööt. Sie liebte ihn. Das war ihm klar geworden. Er hatte zwar überhaupt Glück bei den Weibern. Aber hier hatte er eine richtige Leidenschaft geweckt. Diese wollte er heiraten. Er konnte sich nun den schönsten Bauernhof kaufen und sein Räuberleben aufgeben. Mehr brauchte er nicht.

Es ging auf den Abend. Er würde bald die Arbeit

einstellen und nach Hause gehen. Er wollte sich einmal gründlich ausschlafen. Oder sollte er doch wieder zu Krööt?

Da bemerkte er plötzlich eine Kette Polizisten, die mit vorgestrecktem Revolver auf ihn loskamen. Teufel! So war Jaak wirklich zum Verräter geworden. Der Wald war nah. War er erst im Walde, so konnte er leicht in die Höhle gelangen. Dort waren sogar einige Speisereste. Dort konnte er mehrere Tage versteckt bleiben. Er lief auf den Wald zu. Da löste sich vom Waldrande eine andere Kette von Polizisten und kam auf ihn zu. Teufel! er war umzingelt! Was wollte er tun? Sich durchschlagen? Er hatte zwei geladene Revolver bei sich. Er würde sich durchschlagen können, aber es würde Blut fließen. Es war sein Stolz, daß er nie einem Menschen ans Leben gegangen war. Pfui Teufel, das war gewöhnliches Raubgesindel, das tötete!

Er blickte in die Runde. An ein Entkommen ohne Blutvergießen war nicht zu denken. Obgleich er sich dessen bewußt war, daß sein künftiges Leben hinter Kerfermauern verfließen würde, töten wollte er nicht einen Polizisten. Der übte ja nur seine gefährliche Pflicht aus. Die Leute kamen immer näher. Er beschloß, sich gefangen zu geben.

Er wurde ohne Gegenwehr gebunden. Als er wehrlos und gefesselt war, trat Jaak hervor. Sein Gesicht war von häßlichem Lachen verzerrt.

„Guten Abend, Zuffu! Wie fühlst du dich?“

Zuffu wandte den Blick von ihm. Er würdigte ihn überhaupt keines Wortes.

„Meinen Speichel sollst du lecken.“

Zuffu antwortete überhaupt nicht. Schweigend ließ

er sich in die Stadt führen. Dort wurde er in Ketten gelegt und in eine Einzelzelle gesperrt.

Seine Verhaftung hatte sich schnell herumgesprochen. Dadurch waren die übrigen Räuber gewarnt worden. Sie waren verschwunden. In den Wäldern verstreut. Weiß Gott, wo sie waren. Jaak fand man am nächsten Tage tot auf der Landstraße. Eine Revolverkugel war ihm vom Rücken aus durch das Herz gefahren. An der Leiche war ein Zettel. Darauf stand: Der Verräter wird getötet. Die Waldbrüder.

Die gerichtliche Verhandlung gegen den Räuberhauptmann fand erst nach einigen Monaten statt. Der Saal war überfüllt von Zeugen und Publikum. Zuffu saß auf der Anklagebank. Hinter ihm standen zwei Polizisten mit blankem Säbel.

Ach, er dachte nicht daran, zu fliehen. Wohin hätte er sich wenden sollen?

Sein junges, offenes Gesicht sah freundlich drein. Die guten, blauen Augen musterten die Menschen. Er bemerkte die Häuslerin, der er aus der Not geholfen hatte und nickte ihr zu. Die Alte begann zu weinen. An der Türe bemerkte er Krööt. Die sah mit starken, tapferen Augen zu ihm hin. Da flog es doch wie ein Schatten über sein Gesicht, als er die Braut erkannte. Aber er beherrschte sich und nickte auch ihr freundlich ernst zu.

Der Verteidiger hielt seine Rede. Er schilderte einen Helden, in dem der Drang, seine Mitmenschen zu beglücken, so stark war, daß er vom graden Wege abwich, um helfen zu können, um der mitfühlenden Wärme seines Herzens Luft zu machen. Er schilderte seine Güte, seine Rechtlichkeit, daß er sich wehrlos gefangen gab,

obgleich er sich die Freiheit erkämpfen konnte. Denn man hatte zwei geladene Revolver in seiner Tasche gefunden, von denen er nicht Gebrauch gemacht hatte. Von einer Freisprechung werde ja nicht die Rede sein, doch bat er um das mildeste Strafmaß. Sein Klient sei mehr Held gewesen, wie Räuber.

Der Staatsanwalt sprach trocken und sachlich, fast langweilig. Vor den Richtern stehe ein Räuberhauptmann, der aus Naturanlage Räuber sei. Er hätte sein Auskommen gehabt. Doch gerade das Räuberwesen hätte ihn angezogen. Und er hätte ein auffallendes Organisationstalent bewiesen, trotz seiner großen Jugend. Solche Leute seien besonders gefährlich. Hätten sie mal das Räuberleben kennen gelernt, so könnten sie nie mehr davon lassen. Raum hätte er seine Strafe abgegessen, so würde er sich wieder dem Räuberleben zuwenden. Der Angeklagte sei für das bürgerliche Leben verloren.

Er bat um die strengste Strafe.

Noch einmal erhielt der Verteidiger das Wort. Er versuchte an das Gefühl der Richter zu appellieren. Sie sollten daran denken, daß auf der Anklagebank ein fühlender, lebendiger Mensch säße, nicht ein toter Paragraph.

Der Angeklagte wurde gefragt, ob er noch ein letztes Wort zu sprechen wünsche.

Zuffu schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich danke, nein.“

Das Gericht zog sich zurück. Zuffu saß still mit freundlichen Augen in seiner Bank. Während über sein Leben beschlossen wurde, saß er so ruhig da, als könnte es sich höchstens um einen Wohnungswechsel handeln. Nichts von der Nervosität, die den Angeklagten zu solcher Wartezeit überfällt.

Nach einer Stunde etwa wurde gerufen: Aufstehen, das Gericht kommt!

Alle standen auf, auch der Angeklagte.

Die Richter kamen herein mit undurchdringlichen Mienen. Sie suchten ihre Plätze auf. Dann folgte die Urteilsverlesung, kompliziert, in veraltetem Kanzleistile.

Der Angeklagte wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Es waren ihm Milderungsgründe zugestanden worden. Tuffu starrte vor sich hin. In diesem Augenblicke erst übersah er ganz, was das bedeutete. Zehn Jahre. Für zehn Jahre vom Erdboden verschwunden sein. Wie anders würde er die Welt nach zehn Jahren wieder vorfinden! Er warf einen tieferen, traurigen Blick auf seine Braut.

Als er abgeführt wurde, begegnete ihm Kröt vor dem Korridor. „Lebewohl, Tuffu,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. Er fühlte etwas Hartes, Kaltes in ihrer Hand und hatte sofort verstanden. Er packte den Gegenstand. Die Polizisten herrschten das Mädchen an. Da ertönte ein Schuß. Tuffu hatte mit schneller Bewegung den Revolver sich an die Schläfe gesetzt und abgedrückt. Er fiel hin. Polizisten, Gerichtsdiener liefen herzu. Er war tot.

Der Dorfprophet

Er hieß im ganzen Dorfe der Altvater. Ein kleines Stübchen bewohnte er im Kullihofe. Der hatte einst ihm gehört. Als sein Weib gestorben war, übergab er den Hof der Tochter und dem Schwiegersohne und behielt sich nur das kleine Stübchen als Altenteil vor. Auch Tochter und Schwiegersohn hatte er begraben und nun wirtschaftete der Enkel mit seiner Frau auf dem Hofe und eine Schar von Urenkeln spielte zu seinen Füßen.

Zur Arbeit taugte er schon längst nicht mehr. Wie alt er war, wußte keiner genau. Er selbst auch nicht. Er hatte einmal im Kirchenbuche nachschlagen lassen, aber in der Folge hatte er sein Alter wieder vergessen. Das interessierte ihn ja eigentlich auch nicht. Sehr alt war er jedenfalls. Von denen, die mit ihm zusammen jung gewesen waren, lebte niemand mehr. Schon längst nicht mehr.

Im Sommer trug er nie eine Mütze. Der Wind spielte mit seinen schneeweißen Haarsträhnen, die ihm um den Greisenkopf flatterten. An den Füßen trug er stets dicke wollene Strümpfe und Schuhe, die aus Birkenbast geflochten waren und mit Schnüren befestigt, die in vielfachen Windungen seine Waden umschlangen. Der graue Rock war mit blanken Metallknöpfen versehen. So gingen die estnischen Bauern gekleidet, als er jung war und er war längst zu alt, um sich den Veränderungen der Zeit anzupassen.

Um seinen Greisenmund lag immer ein freundlich gütiges Lächeln, selbst wenn er mit sich selber redete, was gar nicht selten der Fall war. In seinen Augen aber lag ein schwärmerischer Glanz, ein Prophetenruf.

Am liebsten saß er im Sommer auf der niedrigen

Mauer, welche das Dorf umzäunte. Grade bei der Pforte, welche den Eingang verschloß. Hier saß er Tag um Tag auf dem weichen Polster von Moos und Mauerpfeffer, stützte die Arme auf den dicken Wacholderknüttel, den er als Stöß benützte und dachte nach. Kam ein herrschaftlicher Wagen auf der Straße dahergerollt oder eine Postkutsche, deren Weg durch das Dorf führte, so öffnete er die breite, knarrende Pforte und bückte sich nach der kleinen Münze, die ihm von den Vorüberfahrenden als Trinkgeld in den Straßenstaub geworfen wurde.

Er brauchte das Geld zwar nicht, was er nötig hatte, bekam er vom Enkel, aber mit den spärlichen Trinkgeldern konnte er Kinderherzen erfreuen.

Er liebte die Kinder. Und die Kinder liebten ihn. Oft saßen sie um ihn oder hockten zu seinen Füßen und lauschten den wunderbaren Begebenheiten, die er ihnen aus seinem Leben erzählte.

Die Erwachsenen behaupteten zwar, Altvater lüge fürchterlich, es seien alles ausgedachte Geschichten, die er erzählte. Niemals hätte sich ähnliches ereignet. Aber die Kinder lauschten mit offenen Mäulchen und es focht sie niemals an, ob Altvater log oder nicht. Und auch die Erwachsenen drückten ein Auge zu, denn sie erinnerten sich der Zeiten, wo sie selbst Altvaters Erzählungen gelauscht hatten und dann — wer konnte ihn Lügen strafen? Wer hatte damals schon gelebt, als alle diese wunderbaren Dinge passiert sein sollten?

Niemand neckte ihn, niemand foppte ihn, obgleich das Wunderliche seiner Erscheinung die Dorfjugend sonst sicher zu kindischer Ausgelassenheit gereizt hätte. Es war nicht nur die Liebe zum Greise, welche den Übermut

bändigte. Altvater galt auch für eine Art Heiligen, wenn auch für einen wunderlichen. Altvater war sehr fromm. Es hatte zwar niemand gehört, daß er sich jemals in die Kirche bemüht hätte. Er saß auch an den Sonntagen, zur Kirchenzeit auf seinem Mauerseize. Aber er las viel in heiligen Büchern. Den ganzen Winter über studierte er in der Bibel. Nur im Neuen Testamente. Von den Schriften des Alten Bundes behauptete er, die seien für die Juden geschrieben und nicht für die Esten.

Er kannte das Neue Testament großen Theiles auswendig. Es war schon vorgekommen, daß in Häusern, wo es Betrübnis gab, Altvater angehumpelt gekommen war, mit seinen prophetisch glänzenden Augen, die Anwesenden gemustert hatte und sie mit schönen Bibelsprüchen erquidte und aufrichtete. Er kannte die schönen Sprüche ja alle und wußte immer in das richtige Fach zu greifen, wenn es einen geistlichen Trost zu spenden gab.

Der junge Pastor des Kirchspieles hatte im geheimen Anwandlungen von Eifersucht gehabt auf Altvater. In geistlicher Not und in Zweifeln wandten sich die Dörfler lieber an Altvater, als an ihn, den verordneten Diener am Wort. Er hatte auch starken Verdacht, daß sich Altvaters Glaube beträchtlich von der reinen Lehre Doktor Martin Luthers entfernte. Aber dem Manne war nicht recht beizukommen. Der Kerl war viel zu ungebildet, um seine Lehre in ein System zu bringen, das man verteidigen oder angreifen könnte.

Einmal, als er durch das Dorf fuhr, hatte er an der Pforte halten lassen, hatte den Alten herablassend freundlich auf die Schulter geklopft und ihm gesagt, er sei ein wenig besorgt, ob er auf dem rechten Wege in den Himmel sei.

„Ich gehe den steilen Pfad hinan,“ sagte Altvater, „nicht den breiten Kirchenweg, auf dem man vierspännig fahren kann.“

Der Pastor hatte dieses Mal nur wenig Zeit und eine Kontroverse über den rechten Weg konnte lange währen. So fragte er nur noch schnell: „Du glaubst doch an Martin Luthers Lehre?“

Der Alte schüttelte freundlich den Kopf. „Liebes Kind, ich glaube an Jesu Christi Lehre.“ Er nannte jeden Menschen „liebes Kind.“

Der Pastor stieg in den Wagen. Er hatte heute keine Zeit und Greisenschrullen lassen sich nicht theologisch widerlegen. Er sagte nur ärgerlich: „Das ist ganz das gleiche!“

Altvater blickte ihm gütig nach, als der Wagen sich in Bewegung setzte. „Kann sein, liebes Kind...“

Es war ein heißer Sommertag. Sonntag. Altvater saß wie immer auf seiner Mauerecke. Der Südwind spielte lässig mit seinen weißen Haarsträhnen. Schmetterlinge gaukelten vorüber, Schwalben jagten sich schwirrend.

Die ersten Kirchfahrer kamen vorbei. Auf dem Heimwege. Alle nickten ihm zu.

Ein junger Bursche rief vom Wagen aus: „Sieh dich vor, Altvater. Du bist uralte und wirst bald sterben. Und du kommst nie in die Kirche.“ Der Bursche hatte sich nach dem Gottesdienste im Kirchenfruge ein wenig gestärkt und war in übermütiger Stimmung.

„Liebes Kind. Wenn der Schenkwirt vom Kirchenfruge unser Fürsprecher beim Herrgott sein sollte, wird es dir freilich besser ergehen, als mir.“

Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Als die Sonne sich zu neigen begann, und die Schatten länger wurden, kam eine Gruppe Kinder und setzte sich neben ihn auf die Mauer.

„Altvater, erzähle uns was.“

Und Altvater erzählte.

„Es war vor sehr langer Zeit, als eure Großeltern noch gar nicht geboren waren, da war ich ein Knabe und hütete die Kühe im Walde. Die Glocken der Kühe klangen zwischen den Fichtenstämmen. Es war Sommer. Ich saß im Grase, am Rande der Landstraße, die durch den Wald führt. Da kam eine Gutsequipe vorbeigefahren. Drin saßen der Graf und seine Frau, die Gräfin . . .“

„Waren das die Eltern vom letzten Grafen?“ fragten einige Burschen und junge Mädchen, die vorübergekommen waren und stehen blieben, um zuzuhören.

„. . . die Großeltern vom letzten Grafen waren es. Als der Wagen vorüberkam, stand ich auf und zog meine Mütze und starrte in den Wagen, auf den Grafen und die Gräfin. Die hatten schöne Kleider an, aber der Graf war bleich und krank. Er nickte mir freundlich zu und sah sehr traurig aus.“

Da hörte ich die Stimme des Herrgottes aus dem Waldesdunkel und die Stimme sprach: Johannes, merke auf. Dieser Graf wird bald sterben . . .“

„Du bist wohl auf du und du mit dem lieben Gotte?“ fragte ein übermütiger Bursche.

„Freilich, liebes Kind! Redest du ihn vielleicht mit Herr Baron an?“

Alle Kinder brachen in schallendes Gelächter aus. Der Bursche biß sich auf die Lippen. Gegen einstimmiges Kindergelächter kann man doch nicht mit Ver-nunftgründen anlaufen.

„Altvater, erzähle weiter!“

„Also: da fällt was aus dem Wagen. Das hatten die Herrschaften nicht bemerkt. Eine schwarze Tasche lag am Wege. Eine kleine, schwarze Tasche. Ich hob sie auf und rannte dem Wagen nach und schrie: Halt — halt. Schließlich hörte der Kutscher mich und hielt an. Da kam ich an den Wagen und reichte die Tasche hinein.

Sprechen konnte ich nicht. Ich war so rasch gelaufen, daß ich ganz ohne Atem war.

Die Gräfin war sehr erstaunt, daß sie die Tasche verloren hatte. Sie hatte es noch gar nicht bemerkt. Sie war sehr freundlich zu mir und sagte, ich solle nach drei Tagen aufs Schloß kommen.

Als ich nach drei Tagen aufs Schloß kam, fragte mich der franke Graf, wie ich heiße. Johannes, sagte ich. Da lobte er meine Ehrlichkeit, daß ich die Tasche nicht für mich behalten und fragte, ob ich nicht Stubenjunge auf dem Schlosse werden wolle.

Wenn ich das nur verstehe! So sagte ich.

Er sagte darauf: Das ist ganz einfach, du mußt immer dem Diener helfen, mußt die Schuhe putzen und die Ofen heizen. Gut, dachte ich, das verstehe ich und so wurde ich Stubenjunge auf dem Schlosse. Ich bekam gute Kleider und Socken und Schuhe, denn barfuß durfte ich mich vor dem Grafen nicht zeigen.

Einmal fragte der Graf mich: Warum siehst du mich immer so traurig an, Johannes?

Da sagte ich: Weil der Herr Graf bald sterben muß. Die Stimme Gottes ging durch den Wald und sagte es mir.

Der Graf war gar nicht böse. Er lächelte nur sehr traurig und sagte: Das weiß ich selber, Johannes. Die

Gräfin liebte ihn sehr und war immer um ihn herum. Kinder hatten sie nicht . . ."

„Aber Altvater, du sagtest doch, es seien die Großeltern vom letzten Grafen gewesen. Da konnten sie nicht ohne Kinder sein, nicht wahr?“

„ . . . Liebes Kind, warte. Bei Geschichten, die mit dem Ende beginnen, ist der Anfang langweilig.“

„Verzeih, Altvater!“

„ . . . Mir tat es so furchtbar leid, daß der Herr Graf sterben mußte und ich dachte grade nach, warum der Herrgott so ungerecht sei, junge Menschen sterben zu lassen. Es war dunkel und ich lag im Bette. Da wurde es mit einem Male hell im Zimmer und ein Engel stand vor mir und redete: Johannes, geh um Mitternacht in den Wald, an die Stelle wo du der Gräfin die Tasche abgabst und pflücke dort hundert Kräuter, grade hundert und koch daraus einen Tee. Den gib dem Grafen zu trinken. Dann wird er ganz gesund werden und Gott wird ihm einen Sohn schenken. Als der Engel das gesagt hatte, verschwand er und es wurde dunkel. Ich machte gleich Licht. Damals gab es noch keine Streichhölzer. Ich holte eine Kohle aus der Küche. Und ich kleidete mich an und ging in den Wald. Nicht einen Tag wollte ich verlieren. Es war noch etwas Zeit bis Mitternacht. Ich kam rechtzeitig an die Stelle und pflückte die hundert Kräuter und kam wieder nach Hause . . .“

„Altvater, warum mußten es denn grade hundert Kräuter sein?“

„Liebes Kind, willst du klüger sein, als die Engel im Himmel? Also: Am nächsten Tage kochte ich den Tee und brachte ihn in die Stube und bat den Herrn Grafen, ihn zu trinken. — Was ist das? fragte der Graf. Da

erzählte ich dem Grafen, wie der Engel mir erschienen sei.

Der Graf lächelte traurig und sagte, ihm hülfsen auch Engelstränklein nicht mehr. Aber er sagte: Ich danke dir, Johannes!

Wie der Graf den Trank durchaus nicht nehmen wollte, dachte ich mir eine List aus. Ich kochte den Trank so lange, bis er ganz wenig geworden war und dann goß ich ihn dem Grafen in die Suppe. Der Herr Graf rief: Ach, wie abscheulich schmeckt heute die Suppe. Aber er aß sie doch auf. Hätte er sie nicht gegessen, so hätte die Frau Gräfin die Köchin gescholten. Das wollte der Herr Graf wahrscheinlich nicht. Der Herr Graf war so sehr gut... Von da ab wurde es besser mit dem Grafen. Jede Woche wurde er frischer. Die Frau Gräfin freute sich und dachte, die neue Medizin mache das. Aber ich mußte das besser, viel besser... und zwei Jahre danach war der Herr Graf ganz gesund und bei der Frau Gräfin stand eine Wiege, darin schrie ein Kind. Dieses Kind war der Vater vom letzten Grafen auf dem Schlosse".

„Hörst du, Altvater,“ sagte wieder ein vorlauter Bursche, „du bist ja niemals Stubenjunge auf dem Schlosse gewesen. Du hast die ganze Geschichte erdichtet.“

„Liebes Kind, vielleicht habe ich auch die ganze Geschichte erdichtet. Wer kann das wissen? Das ist alles so lange schon her.“ Der Alte schlug einige Male mit der Hand in die Luft, als wollte er eine lästige Fliege verscheuchen.

„Altvater, werden auf dem Schlosse keine Grafen mehr wohnen?“

„Mein, liebes Kind. Die Grafen sind alle gestorben und der letzte hatte keine Kinder mehr. Das Schloß steht leer. Aber nicht mehr lange. Doch dann werden keine Grafen mehr darin wohnen. Schlichhäugige Männer werden darin sein, Männer, die einen Zopf hinten hängen haben. Und viel Blut wird hier fließen. Hier im Dorfe und im Schlosse. Bald wird hier Krieg sein . . .“

„Höre, Altvater, in unserem Lande gibt es keine Kriege. Seit zweihundert Jahren hat es hier keinen Krieg gegeben. Wie soll es mit einem Male Krieg geben. Die Schlachten werden in fernen Ländern geschlagen, nicht in unserem Dorfe.“

„Liebes Kind, wenn du das besser weißt, so hilf dem Herrgott die Welt regieren. Ich aber sehe es, hier wird Krieg sein und Blut wird fließen . . .“ Der Alte reckte seinen Arm und in sein Auge kam etwas Seherhaftes: „Seht, seht, hier, wo wir eben sitzen, werden Kanonen stehen, eins — zwei — drei — vier Kanonen und werden schießen auf die östlichen Männer, die vom Schlosse her kommen . . .“

Die Kinder rückten dicht aneinander. Es wurde ihnen unheimlich. Eine junge Frau meinte: „Altvater, ein Dichter bist du wohl, aber kein Prophet, daß du die Zukunft künden könntest.“

„Liebes Kind, alle Propheten waren Dichter, sowohl die großen Propheten wie die kleinen und jedem Dichter ist ein wenig von der Prophetengabe gegeben, weisagen zu können.“

Die Kinder kletterten von der niederen Mauer, dem estnischen Steinzaun, der aus locker übereinander gelagerten großen Feldsteinen besteht. Die Geschichte war aus und hatte einen etwas gruseligen Schluß gehabt.

Nun zog die ganze Kinderschar zur Dorffchaukel. „Kinderchen, liebet einander,“ rief der Greis ihnen nach. Er liebte diesen Gruß des Apostels Johannes.

Nur ein junges Mädchen war vor ihm stehen geblieben.

„Altvater!“ begann es stoßend, „du sagst immer: Liebet einander.“

„Gewiß sage ich das, liebes Kind. So soll es auch sein auf Erden.“

„Altvater, wenn aber eines nicht lieben will?“

„Warum denn nicht? Ist er ein Kind der Hölle?“

„O nein, Altvater, er ist gut und arbeitsam und trinkt nicht... aber ich bin ihm zu arm... Kannst du mir helfen?“

Ein Lächeln huschte um Altvaters eingefallenen, zahnlosen Mund. „So ist das nicht gemeint, liebes Kind. Er soll gut sein zu jedermann, auch zu dir. Aber ob er dich heiraten soll, das weiß ich nicht. Das meinte der Apostel nicht mit der Liebe.“

Das Mädchen machte ein recht enttäushtes Gesicht.

„Du bist so klug, Altvater. Kennst du am Ende auch einen Trank aus Kräutern, der mir hilft?“

Sie sah lieblich aus in ihrer hilflosen Verwirrung.

Dann beschloß sie, sich einzuschmeicheln. „Altväterchen, denke nur nach. Sicher kennst du ein Mittel, um Liebe wachzurufen. Sieh nur, es ist ja nicht so schwer. Wenn er mich haßte, dann wäre es freilich schwer. Aber — aber — sie wurde noch verlegener — ein klein wenig gern hat er mich schon. Es kommt nur darauf an, seine Liebe stärker zu machen, damit er nicht so viel an das Geld denkt.“

„Ich kann dir nicht helfen, liebes Kind.“ Der Greis

lächelte. „Vielleicht ist es besser, du bekommst einen andern Mann, der dich mehr liebt, wie das Geld. Freien und freien lassen, das wird es geben, solange die Welt steht.“ Er schlug wieder mit der Hand in die Luft, wie nach einer Fliege.

Seine Urenkelin, ein nettes zwölfjähriges Mädchen, erschien. Es wehte schon kühl, er solle lieber nach Hause kommen.

Da verließ er seinen Mauerstich und ging langsam, auf den Knotenstock gestützt, nach Hause.

Er ging früh zu Bett, der Alte. Im Sommer stand die nordische Sonne noch am Himmel, wenn Altvater schon fest schlief. Aber er schlief nie lange. Immer nur wenige Stunden. Dann war er munter und lag stundenlang wach und vertiefte sich in die Geheimnisse des Lebens und seiner Erinnerungen. Gegen Morgen pflegte er wieder ein wenig zu schlummern, war aber meist der erste, der in der Stube saß.

Der Sommer floß unmerklich dahin. Altvater sah von seinem Mauerstich aus den Alee blühen, sah die gebeugten Frauengestalten mit roten Kopftüchern den gelben Roggen schneiden. So ging das, ein Jahr um das andere. Ihm flogen die Jahre dahin, wie die Umdrehungen eines Rades. Er stand schon außerhalb der Umdrehungen, war weder oben, noch unten im Rade, sondern war Zuschauer von einem festen Punkte aus.

Als die Zeit der Kartoffelaufnahme gekommen war, ging er nicht mehr an seine Maueredee. Es war zu kühl geworden, trotz der warmen Sonnenstrahlen. Dann saß er auf der Bank vor dem Hause, im Windschatten und blinzelte in die Sonne.

Oft setzten sich die Urenkel zu ihm oder spielten zu

seinen Füßen. Dann mußte er erzählen und er konnte stundenlang aus seiner Jugend berichten, ohne daß ihm der Faden abriß. Wenn er an ein heiteres Erlebnis kam, so lachte er selber so herzlich mit, als höre er die Geschichte zum ersten Male. Es war ein leises Greisenlachen.

Es war ein besonders warmer Herbsttag. Die Erwachsenen arbeiteten auf dem Kartoffelacker. Die Hühner pickten auf dem Hofe verborgene Körnchen auf. Der Hahn krächte. Die Kinder umspielten ihn.

Da fragte eines der Kinder: „Altvater, hast du auch eine Frau gehabt?“

Der Greis nickte. „Natürlich, Kindchen. Sonst könnte ich nicht euer Urahne sein.“

„Altvater, bitte erzähle doch, wer war deine Frau?“

Altvater gab einige glucksende Töne von sich. Da rückten die Kinder dicht an ihn heran. Sie wußten schon, der Alte werde beginnen.

„Meine Frau, das war eure Altmutter. Ihr habt sie aber nie gesehen. Die ist schon lange, lange gestorben.

Ich diente doch als Stubenjunge beim Herrn Grafen. Und als der Herr Graf gesund geworden war von seiner Krankheit und später der junge Graf geboren war, der Vater vom letzten alten Grafen, da zog der Gärtner in die Stadt und der Herr Graf fragte mich, ob ich Gärtner sein wolle, statt Stubenjunge.

Ich grinste und sagte, ich sei doch nur ein Stubenjunge und verstehe vom Garten nichts. Da fragte der Herr Graf, ob ich Blumen liebe und ob ich Geduld hätte. Das schon! sagte ich, aber ich bin doch erst zwanzig Jahre alt.

Das tut nichts, sagte der Herr Graf. Du wirst mit jedem Jahre ein Jahr älter werden, ganz als ob du ein

König wärest oder der Kaiser. Der kann auch nicht um einen einzigen Tag rascher älter werden wie du.

Da grinste ich wieder.

Nun also: Willst du Gärtner werden, so gebe ich die Stelle dir, denn du bist treu und ehrlich. Und ich lasse gleich einen Instruktor kommen für einige Wochen. Der muß dir alles lehren. Aber passe gut auf. Bist du schon Gärtner gewesen, dann wird es dir nicht gefallen, wieder Stubenjunge zu sein.

Deine Stubenjungenlivree mußst du freilich ausziehen, aber dafür bekommst du im Gartenhause eine eigene Wohnung und kannst gleich heiraten.

Der Graf lachte, als er vom Heiraten sprach und ich lachte auch.

Also, willst du? fragte der Graf.

Ja, ich will, sagte ich.

So wurde ich Schloßgärtner. Zuerst konnte ich eine Kirsche nicht von einer Pflaume unterscheiden, aber als der Instruktor kam, lernte ich rasch. Der Herr Graf sagte: Johannes, du bist klug und anständig, du wirst es zu was bringen.

Da grinste ich, aber es war doch gut zu hören.

Als ich schon zwei Jahre Gärtner war, da kam ein neues Rindermädchen zum jungen Herrn Grafen. Edu hieß sie. Sie war nicht hübsch, sie hatte Pockennarben im Gesichte, aber große, freundliche Augen. Und sie war immer so leise und gütig, wie die Frau Gräfin selber. Da dachte ich: Wenn ich die Edu heirate, dann wird jemand in meiner Küche sein und für mich kochen. Und wenn ich ihre Augen sehe, dann werde ich immer denken, es sei Sonntag. Sie hatte Augen, wie ein Feiertag im Frühling. Als sie einmal mit dem Kinde

im Garten umherging, stellte ich mich grade vor sie hin und fragte sie: Edu, willst du mein Weib werden? Sie lachte und fragte mich, ob ich Schnaps getrunken hätte. Aber ich sagte: Nein, ich meine es ernsthaft. Willst du mein Weib sein?

Da sah sie mich lange mit ihren Feiertagsaugen an und sagte: Warum nicht!

Dann ging ich zum Grafen. Er saß noch bei Tische, aber er aß nicht. Er rauchte eine Pfeife.

Ich fragte: Kann ich den Herrn Grafen ein wenig bemühen?

Der Herr Graf sah mich an und fragte: Was hast du denn?

Da bückte ich mich tief, küßte des Grafen Hand und sagte: Erlaubt der Herr Graf, daß ich die Edu heirate?

Da schlug der Herr Graf mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es knallte und die Rotweinflasche umfiel und er fluchte im Namen des Kuckucks und lachte und sagte immerfort: Sieh mal an, sieh mal an.

Ich stand stramm und wartete.

Als der Graf genug gelacht hatte, fragte er: Will die Edu? Ich darf sie doch nicht zwingen.

Da sagte ich: Warum nicht!

Da fragte der Herr Graf: Hast du schon ... hast du schon bei ihr ...?

Nun wurde ich rot und antwortete: Nein, Herr Graf.

Ist recht, Gärtner, sagte er, heirate sie, sobald du Lust hast. Ich erlaube es. Und Platz hast du ja im Gärtnerhause.

Da küßte ich wieder dem Herrn Grafen die Hand und bückte mich tief. Der Herr Graf aber stand auf und ging aus dem Zimmer, um es der Frau Gräfin zu sagen.

So wichtig schien es dem Grafen, daß er aufstand, um es der Frau Gräfin mitzuteilen.

Dann wurde Edu meine Frau. Sie war eine gute Frau und wir haben uns niemals gezanft. Nach einem Jahre wurde uns eine Tochter geboren. Die war schwarzhaarig, wie ich und sie hieß Johanna nach mir. Das war eure Großmutter, Kinder!

Wir lebten manches Jahr zusammen in Frieden und Glück, Edu und ich und Johanna wuchs heran.

Da kam ich eines Tages aus dem Garten in die Stube und erschraf furchtbar. Auf dem Bette lag Edu's Leiche, wachsgelb und die Hände über der Brust gefalten. Und zu beiden Seiten des Bettes brannten zwei Lichte, obgleich es Tag war und die Sonne ins Zimmer schien. Ich schrie fürchterlich auf und zitterte am ganzen Körper. Ich hatte so laut geschrien, daß Edu aus der Küche hereinkam und fragte: Was hast du denn, Johannes?

Da lachte ich vor Freude, daß Edu gesund war. Aber wer war denn die Leiche auf dem Bette? Wie ich hinsah, war die Leiche verschwunden und auch die brennenden Lichte waren fort.

Was war das?

Ich erzählte Edu alles und Edu begann zu weinen und sagte, das bedeute, daß sie noch in diesem Jahre sterben werde.

Und wirklich, bevor ein Jahr um war, bekam sie eine Lungenentzündung und starb. Die Leiche lag auf dem Bette und die Mägde vom Schlosse stellten zwei brennende Lichte zu beiden Seiten des Lagers . . ."

Der Greis hatte seine Erzählung beendet. Er hatte immer leiser gesprochen und leise bewegten sich und tonlos seine Lippen noch weiter, nach dem Schlusse. Für

ihn war die Geschichte offenbar noch nicht aus. Aber, was weiter folgte, das behielt er für sich.

Die Kinder waren dicht an ihn gerückt.

„Altvater, es ist so schön, wenn Unbegreifliches vom Tode erzählt wird, dann kitzelt es einen kalt auf dem Rücken und man freut sich, daß man lebendig ist.“

„Ja, ja, liebes Kind. Der Tod ist unbegreiflich.“ Er machte die Bewegung mit der Hand durch die Luft.

„Armer Altvater,“ sagte ein kleines Mädchen, „du bist schon so alt, du mußt gewiß ganz bald sterben.“

„Ja, ganz bald, liebes Kind.“

„Bist du schrecklich bange vor dem Tode, Altvater?“

„Der Tod fragt nicht danach, ob man bange ist. Und ich denke, durch das Thor, durch welches Edu und Johanna gegangen sind, werde auch ich humpeln können. Bist du denn bange einzuschlafen, liebes Kind?“

„Einzuschlafen? Nein, Altvater, ich weiß doch, daß ich wieder aufwachen werde.“

„Woher weißt du denn das? Wenn du schläfst, weißt du überhaupt nichts. Falls in der Nacht Mörder kommen und dich im Schläfe töten, dann wachst du eben nicht auf.“

„Die Eltern werden schon meinen Schlaf bewachen.“

„Gewiß, liebes Kind. Und ich weiß, jemand wird auch meinen Schlaf bewachen, wenn ich in der Erde schlafe.“

Es entstand ein Geflüster bei den Kindern und dann einigten sie sich, sie wollten doch lieber im Bette schlafen, wie im Sarge.

„Das hilft euch nichts, Kinder. Auch ihr müßt einmal sterben.“

Das jüngste Kind, ein Junge, begann zu weinen,

„Ich will niemals sterben, nein, niemals will ich tot sein.“

Die größeren Kinder lachten ihn aus. Aber eigentlich dachten sie alle so, wie der kleine Junge es aussprach.

Noch manchen sonnigen Herbstnachmittag saß Altvater auf der Bank vor dem Kullihofe und erzählte seinen Urenkeln Geschichten aus uralter Zeit. Zuweilen kamen auch Nachbarfinder mit dazu oder eine Alte kam mit dem Strickstrumpf und horchte gespannt auf Altvaters Erzählungen.

Aber es wurde herbstlicher. Es kamen die Regentage und die Nebelwochen. Es kamen die brausenden Stürme des Oktober. Da war es für Altvater zu kalt auf dem Hofe. Er verließ das Zimmer nicht mehr und saß am liebsten auf der Ofenbank.

Eines Tages rasselte eine Equipage vorüber und hielt grade vor dem Kullihofe. Zwei hübsche, ganz junge Pferde. Der Pastor stieg aus und trat ins Haus.

„Guten Tag, guten Tag! Ich komme mal nach dem Altvater sehen!“

„Guten Tag, liebes Kind. Das ist freundlich, daß Sie nach mir sehen kommen.“

Der Pastor öffnete nochmals die Türe und rief dem Kutscher zu, er solle umherfahren. Die jungen Tiere stünden nicht gern still.

„Schöne Pferde haben Sie, liebes Kind,“ sagte Altvater und betrachtete die jungen, ein wenig unruhigen Gäule.

„Ja, schöne Tiere,“ wiederholte der Pastor. „Bitte nehmen Sie Platz!“ Die Kullibäuerin schob dem Pastor den besten Stuhl hin. „Danke, danke!“

„Also, Altvater, weißt du überhaupt, wie alt du bist?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Das habe ich vergessen. Die im Himmel fragen nicht danach, wie alt ich bin und die auf Erden interessiert es auch nicht.“

„Vielleicht interessiert es die Lebenden doch. Wenigstens ich habe heute in den Kirchenbüchern nachgeschlagen und da fand ich, daß du grade heute fünfundneunzig Jahre alt wirst?“

„Was Sie sagen, liebes Kind!“

„Ja, ich gratuliere dir zum Geburtstag.“

Die Urenkel waren alle sprachlos. Geburtstag haben, das war doch Kindersache, allenfalls konnten auch die Eltern Geburtstag feiern, aber der Altvater? Daß der Geburtstag hatte, grade wie sie selber auch! Die Mutter stand gleich auf, um Kaffee zu kochen. Sie wollten den Geburtstag mit Kaffee feiern.

„Fünf — und — neunzig!“ sprach Altvater ganz langsam. „Das habe ich nicht gewußt, daß ich so alt schon bin.“

„Ja — ja,“ sagte der Pastor, „der Herr hat dir ein hohes Alter gegeben, Altvater. Ihm sei Lob und Ehre!“

„Ja, ihm sei die Ehre,“ wiederholte der Greis.

„Manches Mal Sorge ich mich um dich, Altvater.“

Der Greis blickte erstaunt.

„Ja — ja. Ich bin verordneter Diener am Worte. Ich habe die Verantwortung für die Pfarrkinder von Sankt Johannis. Ich fürchte aber, du pfuschest mir ins Handwerk, Altvater. Die Leute wenden sich in Bedrängnis an dich, statt an mich.“

Der Pastor lachte gemüthlich. Aber doch lag ein unzufriedener Unterton in diesem Lachen.

„Nun sage mir also, wie ist denn deine Lehre. Stimmt sie überein mit dem Katechismus Martin Luthers?“

„Herr Pastor, liebes Kind, ich lehre überhaupt nicht. Dazu sind Sie ja da. Aber wenn jemand zu mir kommt um Brot, dem werde ich keinen Stein bieten. Den tröste ich, so gut ich kann, mag der Trost nun im Katechismus drin stehen oder nicht.“

„Hm—hm. Du glaubst aber alle Glaubenssätze, nicht wahr?“

„Wird der Herrgott am Tage der Auferstehung jede Seele den Katechismus Luthers abfragen?“

„Ach nein, natürlich nicht. Aber glauben muß man den Katechismus, grade so, wie er ist. Nicht wahr?“

„Liebes Kind, wenn man Beine hat zum Gehen, so geht man und ohne die Beine könnte man nicht gehen. Aber wenn man Flügel hat, so interessieren einen die Füße nicht mehr.“

„Damit willst du sagen, die Glaubenssätze interessieren dich nicht mehr?“

Der Alte nickte.

„Also sind sie nach deiner Meinung ganz unnütz?“

„Nein, liebes Kind, unnütz sind sie nicht. Anders kann man den Menschen nicht begreiflich machen, was Gott will. Aber es ist Menschenweisheit in Menschenworten. Die Gottesweisheit kann nur selten ein Mensch fassen. Die Gottesprache verstehen nur wenige und sprechen kann sie keiner.“

Der Pastor hörte in Gedanken zu und strich sich mit der linken Hand den kurzen Vollbart.

„Glaubst du denn, Altvater, du könntest die Menschenweisheit entbehren? Kannst du Gottes Sprache verstehen?“

Der Alte nickte.

Der Pastor schüttelte den Kopf und lächelte.

Altvater sprach langsam: „In estnischen Worten kann ich Gottes Sprache nicht verstehen und in estnische Sätze kann ich sie auch nicht übersetzen. Gott spricht nicht estnisch. Er redet überhaupt keine menschliche Sprache. Er redet Gedanken . . .“

„Und die kannst du hören? Verstehen? Ungeprochen?“

„Ahnen kann ich sie.“

Der Pastor lächelte überlegen. „Ahnungen? Wer wird seine ewige Seligkeit auf Ahnungen bauen wollen? Ahnungen sind trügerisch. Was ahnst du denn vom Tode? Was ahnst du von der ewigen Seligkeit?“

„Daß es ganz anders sein wird, wie wir uns nach dem Katechismus vorstellen. Daß wir sein werden, wie die Träumenden.“

„So spricht der Apostel allerdings. Aber wir sollen uns nicht in Träumereien und Fabeln verlieren, sondern der rechten Lehre nachfolgen. Das sagt derselbe Apostel. Und die rechte Lehre ist eben in unserem evangelischen Katechismus zusammengefaßt, im Katechismus Martin Luthers.“

„Den hat der Apostel Paulus doch gar nicht gekannt!“

„Allerdings nicht, Luther kam erst viel später. Er hat dann die verlorengegangene reine Lehre des Apostels Paulus wieder hergestellt. So ist der Luthersche Katechismus gerade dasselbe, wie die Lehre des Apostels Paulus.“

„Wer weiß, liebes Kind.“

„Lehrst du denn anders, Altvater?“

„Ich lehre überhaupt nicht. Das tun Sie, denn das

sollen Sie ja tun. Dazu sind Sie da. Ich aber bin zu gar nichts mehr nütze. Lehren kann ich nicht. Dazu habe ich zu wenig gelernt und dazu bin ich zu alt und ich finde, daß es die Menschen, die nicht grade Pastor sind, gar nicht interessiert, was gelehrt wird. Ich bin zu gar nichts mehr nütze, als den Menschen, die mich um Rat fragen, die Ahnungen Gottes zu predigen."

Der Pastor blickte aufmerksam auf. Der letzte Satz klang gut, er klang geistreich, geistvoller als aus dem Munde eines ungebildeten Bauern zu erwarten war.

"Die Ahnungen Gottes predigen? Wie tust du denn das? Predigen kannst du doch nur Worte, nicht Ahnungen?"

Der Alte nickte. "Ich predige die Ahnungen Gottes. So weit sie in einen estnischen Satz passen, lauten sie: Kinderchen, liebt euch untereinander."

Der Pastor strich wieder langsam seinen blonden Vollbart. Es steckte doch religiöse Persönlichkeit in diesem wunderlichen Dorfpropheten.

"So sagte der Apostel Johannes stets, wenn er aus einer Versammlung getragen wurde. Damals, als er schon fast hundert Jahre alt war. Heißt du nicht auch Johannes, Altvater? Nicht wahr?"

"Ja, Johannes heiße ich . . . wenigstens, solange ich auf Erden bin."

"Ja, du bist am Ende deiner Pilgerschaft. Fünf- undneunzig Jahre!"

"Es kann auch sein, daß Sie Ihre Pilgerschaft früher abschließen, als ich, liebes Kind. Ein jeder lebt, solange es Gott ihm bestimmt hat."

Der Pastor lachte. "Ja, ja natürlich! Es kann mir ein Dachziegel auf den Kopf fallen. Das ist selbstver-

ständig möglich und Gottes Wege sind unerforschlich. Aber du bist fünfundneunzig Jahre alt, Altvater und ich bin noch keine fünfunddreißig! Da ist es wahrscheinlicher, daß ich dich beerdigen werde, als daß du an meinem Grabe stehst."

"Wer weiß? liebes Kind. Ich sehe einen Schatten, wie einen dunklen Engel hinter Ihnen stehen und der hat schon den Arm erhoben, um Sie zu packen."

Der Pastor erschrak und wandte sich hastig um. Nein, er sah gar nichts hinter sich. Drollige Halluzinationen hatte der Greis. Das kam wohl so im hohen Alter, Traumgesichte im Wachen. Aber grade angenehm war es nicht, solchen Ausspruch zu hören.

Da kam die Hausfrau mit dem Kaffee. Die ganze Familie mit dem Pastor setzte sich um den Tisch. Der Pastor hielt ein lautes Tischgebet und der Urahne wiederholte mit seiner zitterigen Greisenstimme das Amen.

Der Kaffee schmeckte gut, das Weißbrot auch. Die Kinder waren ein wenig laut am Tische. Der Pastor dachte im stillen, bei sich im Pastorate hielte er bessere Kinderzucht. Man holte sogar eine Flasche Vogelbeerlikör aus dem Schranke und man stieß mit Altvater an und wünschte ihm noch „viele Jahre."

Dann aber mußte der Pastor wieder heim. Die Kinder wurden ausgeschiedt, den Kutscher zu suchen, der im Dorfe hin und her fuhr, weil die Pferde nicht stehen wollten. Der Pastor verabschiedete sich von allen. Er schüttelte mit beiden Händen Altvaters Rechte. „Ich glaube, ich habe heute etwas von dir gelernt, Altvater."

„Das mag wohl sein!" sagte Altvater freundlich.

Die Pferde waren herangekommen, der Pastor stieg ein und der Wagen rasselte davon.

Wenige Minuten später schrie ein Kind, das am Fenster stand, auf. Die Landstraße führte schnurgerade zwischen den Feldern dahin, bis sie hinter der fernen Waldecke im scharfen Winkel bog. Aus den Fenstern des Kullihofes konnte man die Straße überblicken und man sah die Equipage des Pastors in rasender Eile heimwärts fliegen. Die Pferde hatten Reißaus genommen, der Wagen schwankte hin und her und schwankte vom rechten Begrande zum linken, her und hin. Der Kutscher auf dem Boock fehlte. Er war offenbar abgeworfen worden.

Verschiedene Männer des Dorfes liefen dem Wagen nach. Einige Burschen galoppierten mit schwappenden Ellenbogen auf ungesattelten Arbeitspferden hinterher.

Nach einigen Stunden kehrten die Männer zurück. Hinter der Biegung an der Waldecke hatte man den Wagen gefunden. Die Deichsel war gebrochen. Der Wagen lag seitwärts im Graben und unter dem Wagen, tot gedrückt der junge Pastor. Der Kutscher war nur am Bein beschädigt und war selbst dem Wagen nachgehumpelt.

Die Kinder auf dem Kullihofe waren bleich und verstört. Der junge Pastor, der eben noch heiter und gesund in ihrer Mitte gegessen hatte — tot! So nah war der Tod noch niemals an ihnen vorübergegangen. So grauenhaft nah.

Ulvater aber schüttelte den greisen Kopf und sprach: „Ja — ja — wer ist des Herrn Ratgeber gewesen?“

Das Wetter schlug jäh um. Man kam mitten in den Winter hinein. Als die Beerdigung des verunglückten Pastors stattfand, hatte sich die Erde mit weichem Schnee bedeckt. Alle Felder lagen unter der weißen Decke und

in den Wäldern trugen die Fichtenzweige schwere Winterlast, fast zu schwere, denn von einzelnen Ästen stäubte dazwischen lautlos ein Schneeklümpchen zu Boden.

Aus dem ganzen Kirchspiele kamen die Leute zusammen. Von allen Seiten kamen die Reggis, die breiten, ganz niedrigen estnischen Schlitten angefahren. Die Kirche war längst überfüllt. Die später Kommenden konnten nur vor der Kirchentüre stehen und nur wenn die Türen sich vorübergehend öffneten, erblickte man den schwarz verhängten Altar und die vielen flimmernden Kerzen und Choralgesang und Orgelklang strömten über den Friedhof hin.

Sogar Altvater war zur Beerdigung gekommen. Er hatte auf kein Abraten gehört. Sein schäbiger, hundertmal geflickter Schafspelz war hervorgeholt worden und eine noch schäbigere Fellmütze mit herabhängenden Ohrenklappen saß ihm tief auf dem Greisenkopfe. Vor einem Menschenalter hatte man ihm einen neuen Schafspelz machen wollen, aber er hatte abgelehnt, er sei zu alt, es lohne sich nicht mehr und zwanzig Jahre später, als wieder die Rede darauf kam, lohnte es sich natürlich noch weniger.

Die Pfarrer aller benachbarten Kirchspiele waren gekommen. Sechs Pastoren im Ornat standen um den Sarg herum und dann trat jeder von ihnen einzeln heran und rief dem toten Amtsbruder einen Bibelspruch in die Ewigkeit nach. Dann wurde noch ein Lied gesungen und die Flügeltüren des Portales öffneten sich. Die sechs Amtsbrüder des Toten trugen den Sarg feierlich und schweren Schrittes hinaus auf den Friedhof, der die Kirche rings umgab. Ein breiter Weg aus gehackten

Fichtenzweigen zog sich, wie eine dunkelgrüne Straße, über den Schnee, vom Kirchenportale bis an die frisch gegrabene Gruft, die mit Fichtenzweigen ausgelegt war.

Der Sarg wurde hinabgelassen in das tiefe, grünschmückte Loch. Das Volk stand herum. Fast der ganze Friedhof war mit dunklen Volksmengen angefüllt. Eigentlich beliebt war der Pastor nicht gewesen. Er war noch zu kurze Zeit im Amte und er war zu jung, um die Stellung eines Vaters der Gemeinde ausfüllen zu können.

Aber ungern hatte man ihn auch nicht gehabt. Und sein tragisches, unerwartetes Ende bewegte die Herzen. Dazu war es schnell bekannt geworden, kurz vor seinem Tode hätte Altvater den Engel des Todes hinter ihm stehen sehen. Das war gruselig interessant. Wer weiß, vielleicht würde der Engel des Todes am Grabe stehend sichtbar werden? Den Anblick wollte man sich keineswegs entgehen lassen.

Es geschah aber nichts Außergewöhnliches. Es wurden einige Reden am offenen Grabe gehalten, dann sangen die Tausende einen langen Choral und während der vielen Verse des Liedes wurde das Grab zugeschaufelt und Kränze und frische Blumen schmückten den frischen Hügel.

Und dann fuhren die meisten auseinander. Viele stärkten sich auch noch im Kirchenkrüge. Der Wirt hatte schöne Einnahmen, denn viele wollten die gruselige Beerdigungsstimmung hinunterspülen.

Altvater war mit den Seinigen gleich heimgekehrt. Sogar die größeren Kinder waren mit zur Kirche gewesen.

Als sie um den Tisch saßen und den heißen Brei

aßen, der dampfend in der Mitte des Tisches stand, bemerkte man, daß Altvater zitterte, stark zitterte.

„Bist du krank?“ fragte ihn der Enkel besorgt.

„Ich glaube, ich habe mich am Grabe erkältet. Oder ist es hier im Zimmer so kalt?“

„Nein, hier ist es warm. Der Ofen ist gut geheizt.“

Altvater hatte auch keinen Appetit. Er legte den Löffel auf seinen Teller und stand mühsam auf.

Er setzte sich an den heißen Ofen, aber der Frost schüttelte ihn auch hier.

„Altvater, du bist krank. Du mußt zu Bett.“

Der Enkel und seine Frau führten den Greis behutsam in sein Stübchen und brachten ihn ins Bett. Und er ließ das auch ruhig geschehen, lächelte freundlich und sagte: „Lob und Preis sei dir, mein Gott.“

Er bekam heißen Tee zu trinken. Er tat alles, was man ihm sagte. Er wurde sehr warm zugedeckt. Vielleicht würde er schwitzen und das Schwitzen kuriert den Bauer von allen Übeln.

Als die Kinder längst schliefen und die Eltern zu Bett wollten, öffneten sie leise die Türe und spähten ins Zimmer. Altvater zitterte nicht mehr. Er lag ganz ruhig und schien zu schlummern. Nur seine Atemzüge klangen so laut.

Am nächsten Morgen empfing er alle, die zu ihm kamen, mit dem gewohnten Lächeln. Er behauptete, er fühle sich sehr gut, es sei ihm, als sei er wieder jung geworden.

Er war sehr heiß anzufassen. Kein Zweifel, Altvater hatte hohes Fieber. Man überlegte, ob man nach dem Arzte schicken sollte. Das kostete sehr viel Geld und viel Zeit. Der nächste Arzt wohnte weit. Wenn man

anspannte und zu ihm fuhr: vier bis fünf Stunden dauerte das sicher, bis er da sein konnte, falls er überhaupt zu Hause war. Andernfalles mußte man vielleicht bis morgen warten. Zudem wendet sich der estnische Bauer ungern an den Arzt. Lieber sucht er weise Altweiber auf. Bei denen ist man in jedem Falle sicher, daß sie einem nicht den Bauch aufschneiden wollen. Der Arzt hat ja immer ein Köfferchen mit Messern mit sich und wer es studiert hat, Menschen aufzuschneiden, der lechzt sicher danach, seine Geschicklichkeit bei jeder Gelegenheit zu zeigen.

Altvater sagte, der Arzt sei unnütz. Er sei wohl sehr heiß, das käme von der Erkältung, aber er fühle sich wohler und jünger, als seit vielen Jahren.

Zuweilen spie er ein wenig rostfarbenen Schaum. Auch hustete er. Das würde schon im warmen Bette vergehen.

Da unterließ man es, nach dem Arzte zu fahren. Der Enkel und die Hausfrau gingen ihrer Arbeit nach. Aber ein oder das andere Kind saß auf einem Stuhle in der Stube des Urahns und spielte mit einer Puppe oder nähte an einem Lappen. Einmal wollte Altvater zu trinken haben. Da goß das kleine Mädchen ihm Wasser in eine Krufe und gab ihm zu trinken.

Altvater redete ganz leise vor sich hin. Vielleicht betete er? Vielleicht erzählte er der Urenkelin eine Geschichte aus seiner Jugendzeit und merkte es selber nicht, wie leise er sprach. Daß die Kleine das gar nicht hören konnte. Das Kind ließ sich in seinem Spiele nicht stören.

Vor dem Mittagessen kam die Hausfrau in ihrer frischen, freundlichen Art in seine Stube und fragte, ob er zum Mittagessen irgendeinen besonderen Wunsch habe.

Der Greis schüttelte den Kopf und lächelte ihr zu. Nein, er hätte keine Wünsche. Essen wolle er heute nicht.

„Altvater, ohne Essen kann der Mensch nicht leben, willst du nicht eine Schleimsuppe oder ein Ei? Denke mal nach, was ist eben dein größter Wunsch?“

Altvater lächelte sie freundlich an. „Essen will ich heute nichts, aber ich wünsche, daß ihr euch untereinander liebet.“

„Das tun wir ja, Altvater und dich lieben wir auch. Aber daran ist nichts Besonderes. Willst du nicht mehr wünschen?“

„Liebes Kind, das ist das meiste.“

„Ich meine, sonst noch was?“

„Liebes Kind, nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Als sie alle beim Mittagessen saßen, stand die Türe zu Altvaters Stube offen. Sie dachten, er werde sich freuen, wenn er ihre Reden hören könne. Er nahm an allem teil.

Da schien es ihnen, als hätte er gerufen. Die Bäuerin stand auf und ging zu ihm. „Brauchst du was, Altvater?“

„Ist Edu hier?“ fragte der Greis.

„Wo?“

„Hier im Zimmer?“

„Edu, wer ist denn Edu?“

„Liebes Kind, Edu ist mein Weib.“

„Altvater, die ist doch längst gestorben.“

„Merkwürdig, liebes Kind. Ich fühle deutlich, daß Edu hier in der Stube ist. Aber sehen kann ich sie nicht. Wahrscheinlich darum, weil sie gestorben ist.“

Die Bäuerin kehrte an den Tisch zurück. Offenbar

hatte das Fieber Altvaters Verstand verwirrt. Oder hatte er wieder einmal Gesichte? Er hatte neulich noch den Engel des Todes hinter dem Pastor stehen sehen. Altvater war eben anders, als andere Menschen und weit über das Dorf hinaus galt er als Prophet.

Nach einigen Minuten kam wieder ein Ton aus seiner Stube. Ein ungewöhnlicher Ton. Hatte er wieder gerufen? Der Enkel schickte den jüngsten Sohn. Er sollte nachsehen, ob Altvater was nötig habe.

Das Kind hüpfte in Kindersprüngen in die Nebenküche. Aber gleich kam es zurückgelaufen, zitternd vor Schreck.

„Altvater schnappt nach mir.“

„Schnappt nach dir?“

„Ja, sein Mund ist ganz offen und riesengroß.“ Das Kind ahmte den offenen Mund nach.

Die Eltern sprangen auf und gingen in Altvaters Stube. Da lag er im Bette, ohne zu atmen. Altvater war tot. Kein Mensch konnte sich erinnern, Altvater jemals krank gesehen zu haben. Und nun eine kleine Erkältung — und in zwei Tagen war er tot.

Altvater wurde begraben, nur eine Woche nach dem Pastor, hinter dessen Rücken er den Todesengel hatte stehen sehen.

Man redete lange vom Dorfpropheten. Solche Leute hinterlassen eine Lücke bei ihrem Scheiden. Und von seinen Weissagungen war noch öfters die Rede. Aber wie nun Jahr um Jahr hinging und jedes Jahr seine Sorgen und seine Nöte, seine Hoffnungen und seine Enttäuschungen brachte, wurden die Erinnerungen an Altvater verdrängt.

Doch noch einmal redete alles von ihm und seinen

Weissagungen. Über zehn Jahre waren seit Altvaters Tode vergangen, große Ereignisse waren über Estland gekommen. Und nun kämpfte das kleine Estland seinen Freiheitskampf gegen den unermesslichen Riesen, das bolschewistische Rußland.

Da wurde eine Schlacht geschlagen, grade vor Altvaters Dorfe. Auf den verschneiten Äckern floß Menschenblut. In allen Häusern, auch im Kullihofe lagen stöhnende Verwundete. Grade vor Altvaters Mauerecke stand eine estnische Batterie und feuerte in der Richtung des Schlosses, aus der die chinesischen Söldlinge der russischen Regierung heranstürmten.

Der russisch-chinesische Angriff wurde abgeschlagen. Estnische Kavallerie übernahm die Verfolgung und Schritt um Schritt wurden die russischen Truppen aus dem Lande gedrängt.

Als an einer Waldecke eine große Grube für die gefallenen Feinde gegraben wurde, — in geweihte Erde konnte man die chinesischen Heiden nicht betten — da redete alles wieder einmal von Altvater. Der hatte schon vor vielen Jahren gewußt, daß hier östliche Leute mit Zöpfen anstürmen würden. Wer hätte damals gedacht, daß die Söhne Chinas gegen estnische Truppen kämpfen würden? Wahrlich, Altvater war ein Prophet gewesen.

Kain und Abel

Der Fichtenwald duftete. Aus dem stets feuchten Moosteppiche, der den Boden bedeckte, stieg ein etwas muffiger Sommergeruch auf. An einzelnen Stellen blühten verspätete Moosaugen. Manche Blüten hatten bereits die dicken, duftenden, weißen Blättchen abgeworfen und nur der kleine, plumpe Blütenstempel neigte sich über die beiden dunkelgrünen, glänzenden Blätter. Auch lugte mal ein vorwitziger Pilz hervor, hintenüber gebeugt, wie in prozigem Hochmut.

Im Unterholze piepte ein kleiner Vogel und am Stamme einer alten Fichte pochte ein Buntspecht.

Zwei junge Männer arbeiteten im Walde. Die Düngereinfuhr war beendet, für das Heu war es noch ein wenig zu früh. Da gab es gerade gute Möglichkeit, den Zaun zu reparieren. Der alte Zaun war baufällig und der Nachbar hatte geklagt, daß die Röhre des Kiltshofes auf seiner Waldwiese betroffen worden waren.

Die Männer arbeiteten mit dem Beile, schlugen die Latten zurecht und fügten sie zum Zaune. Der jüngere, ein blonder junger Mann mit offenem Gesicht und blau strahlenden Augen pfiff ein Lied vor sich hin, eine einförmige estnische Volksmelodie. Immer wieder, immer wieder wiederholte er die vier Takte.

Der andere sah merklich älter aus. Er hatte dunkles, wirres Haar. Eine schwere Locke hing über die niedrige Stirn, unter der, dicht zusammenstehend, zwei dunkle Augen düster glommen.

Der ältere sprach während der Arbeit: „Abel, morgen also wirst du mündig. Das ist ein wichtiger Tag für uns beide. Der wichtigste, seit der Vater vor zwanzig Jahren starb.“

„Ich weiß, ich weiß, Hindrik. Die Mutter hat beim

Gemeindevorsteher alles angesagt. Morgen um acht Uhr lösen wir um den Hof. Das weißt du ja längst."

Hindrik ließ die Art sinken und wischte sich mit dem Armel über die nasse Stirn.

"Doch ein Unsinn, daß wir um den Hof lösen müssen. Es wäre eigentlich selbstverständlich, daß ich ihn erhalte. Bin ich nicht der ältere?"

Abel sprach nachdenklich: „Ja, das hätte natürlich einen guten Sinn. Aber da der Vater es so angeordnet hat, daß das Los entscheiden soll, ist's auch recht. Wenn ich Glück habe, kann ich ihn erhalten. Da wäre ich doch dumm, das Glück aus der Hand zu geben."

„Teufel, du sollst ihn aber nicht erhalten."

Abel zuckte die Achseln. „Wie das Glück entscheidet." Er lächelte freundlich. „Höre Hindrik, falls ich Riltfibauer werde, sollst du es nicht schlechter haben, als eben. Du kannst auf dem Hofe bleiben, solange du willst. Sind wir nicht Brüder?"

„Teufel! Ich soll dann wohl Knecht sein bei dir? Verfaulte Geschichte."

„Nicht als Knecht, Hindrik, als Bruder. Wärest du denn anders zu mir, falls du der Gewinner bist?"

Hindrik lachte höhnisch: „Freilich wäre ich anders. Falls ich, wie mir zukommt, Riltfibauer werde, bekommst du, was dir gebührt. Nicht einen Pfennig mehr und dann fort mit dir."

„Bruder, dann hoffe ich, daß ich das Glück habe. Wie kannst du nur so neidisch sein!"

Hindrik antwortete nicht. Er griff wieder zum Beile und arbeitete weiter. Zuweilen flog nur ein düsterer Blick zu Abel hinüber.

Da war etwas, was ihn seit Jahren quälte. Er sprach überhaupt nicht gern darüber, was er dachte. Hiervon aber, was ihn quälte, sprach er am allerwenigsten.

Lange Jahre hatte der Tönno bei ihnen als Knecht gedient, dann hatte er im Pastorat einen Einbruchsdiebstahl verübt und war erwischt worden. Nun mußte er eine langjährige Zuchthausstrafe absitzen.

Warum glich sein Bruder Abel dem Zuchthäusler? Jedes Jahr wurde die Ähnlichkeit größer. Dieselben rund geschwungenen Brauen, das gleiche leuchtende Blau der Augen. Warum krümmte sich auch Abels Mund beim Lachen abwärts?

Seit Jahren quälte ihn das. Wenn die Mutter ein Luder war, was ging's ihn schließlich an? Aber wenn der Hof, der Hof seines Vaters nicht an ihn käme, sondern an Abel, der vielleicht nur der Bastard eines Zuchthäuslers war? Heiß stieg es in ihm auf. Er schlug mit dem Beile auf das Holz, daß die Späne splitterten. Jrgendwohin mußte er seine Wut entladen.

Abel blickte auf. „Du hast aber Kraft in den Armen, Hindrik! Hol's der Teufel!“

„Ja, Kraft in den Armen und das Recht im Herzen. So soll mein Vater gewesen sein.“

„Mutter erzählt immer, unser Vater sei zwei Jahre bettlägerig gewesen, bevor er starb.“

„Ja, bevor er starb! Doch als er noch gesund war, da zerschmetterte er eine Türe mit einem einzigen Faustschlage und wo Unrecht geschah, da schlug seine Faust zu, daß der Bösewicht den Teufel pfeifen hörte. Frage nur die alten Leute im Dorfe. Die haben meinen Vater noch gekannt.“

„Ja, ja, Hindrik. So soll Vater gewesen sein. Ich kann mich seiner ja nicht erinnern.“

„Das glaube ich.“

„Hilf mir, Hindrik, diese Latte in den Zaun zu setzen. Für mich allein ist sie zu schwer.“

„Das glaube ich, daß sie für dich zu schwer ist.“

Hindrik packte allein die Latte mit nur einer Hand und setzte sie an ihre Stelle. „So macht es meines Vaters Sohn!“

Abel sah ihm mit Bewunderung und Achtung zu. Dem Bauer imponieren immer gewaltige Körperkräfte.

„Wunderbar, daß von Vaters Kräften nichts auf mich gekommen ist!“

„Begreiflich!“ erwiderte Hindrik.

Sie arbeiteten weiter. Schlag um Schlag tönte es im Walde. Die Sommer Sonne sank tiefer und tiefer. Schon flimmerten verirrte Strahlen durch das Unterholz. Doppelstimmiges Glockengeläute klang leise zwischen den Stämmen. Die beiden Kühe weideten näher heran. Sie fühlten den Abend in ihren vollen Eutern.

„Und dabei wissen wir nicht einmal, wem der Zaun morgen gehören wird,“ sagte leichthin Abel.

„Werden es schon erfahren, Abel.“

Hindrik schlug noch einige mächtige Hiebe. Dann sagte er: „Schluß!“

„Machst du Schluß?“

„Ja, es ist Zeit. Es wird Abend. Ich gehe.“

„Ich komme auch.“

Beide Brüder nahmen die Ärte über die Schulter und gingen heim. Sie schritten lautlos über den weichen Moosteppich des Waldes, aus dem sich Farrenkräuter aufbuschten. Dann gab es Stellen, wo dürftiges Gras

wuchs, Sauerklee und Waldnesseln und dann traten sie aus dem Walde in die Abendstrahlen.

Sie gingen den engen, steinigen Rasenweg entlang, der zwischen zwei Zäunen zum Riltshofe führte. Zu beiden Seiten Felder. Links Kartoffeln. Die erst handhohen grünen Büschel ragten aus den Furchen. Rechts der Roggen. Noch grün, aber schon in Ähren schießend. Das waren die Felder des Riltshofes. Wem würden sie morgen gehören? Sie kamen an den Bach. Träge flüsternd floß er über die Kiesel. Ein Steg aus zwei aneinandergestickten, behauenen Balken, ohne Geländer war für die Fußgänger. Die Wagen, die mal diesen Dorfsweg fuhren, mußten durch das leise rieselnde Wasser, das dem Pferde nur grade die Hufen bespülte. Im Sommer wenigstens. Im Frühjahr war es ein tiefer Strom, der Eischollen in strudelnder Strömung dahintrieb. Dann war der Bach nicht zu durchfahren. Dann mußte man einen weiten Umweg machen, wenn man durchaus an das andere Ufer wollte.

Die Kühe wateten leicht hindurch, wenn sie im Sommer auf die Weide getrieben wurden oder langsam des Abends zurückkehrten. Sie blieben dann gern mitten im Bache stehen, steckten ihre dummen Köpfe ans Wasser und löschten ihren Durst.

Es war ein heißer Sommerabend heute. Abel sah den Himmel an und blickte auf den glutroten Sonnenball, den schwere Dünste nahezu erstickten.

„Hindrik, ich denke, diese Nacht gibt es Gewitter!“

„Laß es gewittern, was geht es mich an.“

„Es ist schwül, Hindrik!“

Sie waren an den Bach gekommen. Hindrik balancierte über die schmalen, aneinandergestickten Balken.

Abel zog seine Schuhe aus und schritt über die Kiesel des Baches. Das Wasser floß ihm murmelnd über die Füße.

Das war schön. Am heißen Sommerabende, nach der körperlichen Arbeit im kühlen Wasser zu stehen und sich die Füße von der Strömung kühlen zu lassen.

„Hörst du, Hindrik, komme auch ins Wasser.“

„Du bist ein Kind, Abel!“ sagte der Bruder ärgerlich.

„Freilich. Ich bin noch unmündig.“

Er lachte ein lautes, behagliches Lachen. Dann schöpfte er mit der Mütze Wasser und goß sich dasselbe über den geneigten Blondkopf.

„Ah — ah — ah!...“

„Kind!“

Abel lachte. Welcher junge Mensch lacht nicht, wenn das kalte Wasser ihn berührt!

Hindrik war am anderen Ufer. Er wandte sich um.

„Nun, wird's bald?“

„Gleich, gleich! Geh nur voraus.“

Abel goß sich noch einige Mützen voll Wasser über den Kopf, dann setzte er die nasse Mütze wieder auf und watete weiter.

Im Trockenen zog er seine Schuhe an und eilte dem Bruder nach. Er fühlte sich erfrischt und war munter, trotz der Abendschwüle. Hier führte der Weg ein Stück durch Heide- und Buchenland. Ganz kurzer Rasen. Wacholderbüsche.

Dann trat er in freie Landschaft. Das Dorf lag vor ihm und rechts der Kiltshof. Die Sonne war untergegangen. Als bleifarbene Decke wölbte sich der Abendhimmel über das Dorf, schwer und dunstig. Im Südwesten wetterleuchtete es. Nun ja, ein Gewitter mußte

kommen. Dunkel wurde es in dieser Jahreszeit überhaupt nicht, nur graue Dämmerung verbüßte das Abendlicht und dieselbe graue Dämmerung hob nach einigen Stunden mit zart goldenen Händen den neuen Tag wieder über den Horizont. — Im Schatten der Wacholderbüsche glänzten schwach vereinzelte Glühwürmchen.

Einige Minuten nach dem Bruder traf auch Abel auf dem Kiltshofe ein.

„Guten Abend, Mütterchen, hast du viel zu essen?“

„Bist du so verhungert?“ Die Bäuerin lachte.

„Der Bauch ist leer, Mutter.“

„Ich werde ihn schon füllen, Junge. Was willst du denn haben?“

„Gib, was du hast. Brot, Fische, Brei, dicke Milch, Kartoffeln, einerlei, aber gib viel!“

„Du hast ja einen ganz nassen Kopf!“

Abel lachte. „Davon werde ich nicht voll.“

„Er ist ein Kindskopf,“ knurrte Hindrik mürrisch.

„Also, was willst du haben?“

„Hochzeitskonfekte.“

Die Mutter lachte. „Ich denke, mit der Hochzeit hat es keine Eile.“

Abel machte drollige Augen. „Das kann man bei einem jungen Burschen nie genau wissen.“

„Ja, ja, du Mädchenfresser. Du denkst wohl, jedes Mädchen mache lange Augen nach dir?“

„Zum Heiraten genügt es, wenn Eine lange Augen macht.“

„Und du so dumm bist, auf die erste hereinzufallen!“

„Auf die wievielte soll ich dann hereinfallen?“

„Auf die beste!“

Abel schnitt eine gräßliche Grimasse. „Mutter, warum sind die besten so entsetzlich langweilig?“

„Eben, weil sie keine langen Augen nach dir niachen.“ Die Bäuerin lachte laut.

„Na, Mutter, wird's endlich mit dem Essen?“ Hindrif fragte es barsch und ungeduldig.

„Gleich, Hindrif!“

Hindrif saß mürrisch im Winkel. Wann war es vorgekommen, daß die Mutter ihn gefragt hätte, was er essen wolle? Nie! Immer nur Abel! Alles um Abel! Er hatte ja immer alles bekommen, was ihm zukam. Essen und Trinken und Kleider und Schuhe. Die Mutter hatte seine Socken gestopft, grade wie Abels auch, aber es war keine Liebe dabei gewesen. Wenn sie etwas für Abel tat, dann glänzte sie vor Freude, für Abel arbeiten zu können. Arbeitete sie für ihn, dann war es nur Pflichterfüllung. Und er war doch ein guter Sohn gewesen. Nie hatte er seine Mutter geprügelt, nie hatte er über sie gelacht. Er war kein übler Sohn gewesen. Und daß er ein ernster Mensch war, kein Firtlesanz, wie der Abel, das hätte doch eigentlich der Mutter Vertrauen einflößen müssen. Aber sie liebte nun mal den Abel mehr. Das war von jeher so gewesen. Doch es war ungerecht. Sein Vater war bekannt gewesen durch seinen Sinn für Gerechtigkeit. Etwas davon mußte offenbar auch in ihm stecken. Falls der Vater noch lebte, wäre alles anders. Wenn die Mutter Abel bevorzugte, so hätte der Vater sich ihm zugewandt, hätte ihm auf die Schulter geklopft, wenn er seine Arbeit gut erledigt hätte. Und er hätte bei seinem Tode dafür gesorgt, daß der Hof in seine Hände überginge, nach dem Rechte der Erstgeburt.

Die Mutter?

Kein Zweifel, die Mutter wünschte den Riltshof in Abels Besitz zu sehen. Wenn es nach ihr ginge, hätte sie den Erstgeborenen überhaupt nicht gefragt, sondern allen Besitz in Abels Hände geschüttet. Gott sei Dank, das konnte sie nicht. Des Vaters letzter Wille war bindend.

Aber warum hatte der Vater nicht einfach verfügt, er, Hindrik, solle der Erbe sein und meinetwegen dem Bruder etwas auszahlen. Freilich, es wurde öfters verfügt, wo mehrere Brüder waren, sollte gelöst werden, wenn der jüngste Sohn mündig sei.

Vielleicht hatte auch die Mutter ihm in den Ohren gelegen, das Recht der Erstgeburt außer acht zu lassen. Vielleicht bevorzugte sie schon damals Abel?

Er hatte nur ganz unbestimmte Erinnerungen an den Vater. Ein müder Mann, der im Bette lag. Nicht einmal unterscheiden konnte er, was er selber noch wußte und was ihm in frühester Jugend erzählt worden war.

Dann wurde Abel geboren. Damals war ihm das nicht aufgefallen. Heute grübelte er darüber. Der franke, ewig bettlägerige Vater? Das war wohl sehr merkwürdig. Allerdings der Lönno, der Knecht, war schon damals bei ihnen gewesen, der verdammte Zuchthäusler.

Er stieß ein leises, höhnisches Lachen aus. Hä—hä.

„Worüber lachst du?“ fragte die Bäuerin, die grade die Holzschale voll dicker Milch auf den Tisch stellte.

„Ach, das war nur so!“

„Nun eßt, Jungen.“

Sie setzten sich an den Tisch heran und aßen.

Der Schein des Wetterleuchtens durchzuckte die Stube. Immer wieder. Man hörte auch fernes Murren.

„Es wird gewittern,“ sagte die Bäuerin.

„Ja,“ meinte Abel und blickte kauend nach dem Wetter.

Hindrik schwieg. Er wunderte sich. Wie konnte man so Albernese schwagen. Wenn ein Wetterleuchten heraufzog, war es doch selbstverständlich, daß es gewittern werde.

Er aß mit gutem Appetite, aber er sah noch mürrischer aus, wie gewöhnlich.

Nach dem Essen stand Abel auf. Er setzte sich mit beiden Händen die nasse Mütze auf den Kopf.

„Gehst du noch aus, Junge?“ fragte die Bäuerin.

Abel lächelte. „Leida wartet,“ sagte er.

„Du schlechter Sohn,“ lachte die Mutter. „Der Vorabend deines Geburtstages und du läufst einem Mädchen nach.“

„Soll er sich vielleicht auf deinen Schoß setzen und bitten, daß du ihm Märchen erzählst?“ fragte Hindrik.

Abel lachte, daß er schnuckste. „Hindrik ist zum Spaßvogel geworden. Wer hätte das gedacht!“

„Halt's Maul, Abel.“

„Auch gut!“

Abel ging hinaus. Auch Hindrik stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Nanu? Gehst sogar du zu einem Mädchen?“

„Dreck! Ich bin ein Landwirt, nicht ein Schürzenfreund. Was kümmern mich Weiber-Unterröcke! Ich gehe noch in den Stall. Sind die Kühe schon gemolken?“

„Ja.“

„Wieviel Stooß Milch gab es heute?“

„Bierzehn Stooß.“

„Gibt die Schedige immer noch mehr, als die Rote?“

„Ja, die Schedige gab zehn Stoof.“

„Die Kote sollte wieder einmal kalben.“

„Das denke ich auch.“

„Ich will zum nächsten Winter Kraftfutter bestellen, das ewige Heu ist zu mager.“

„Ach, diese neumodischen Sachen! Ich halte nichts davon.“

„Ich wohl.“

„Nun, wenn du hier morgen Herr bist, kannst du ja tun, was du willst. Kannst die Pferde mit Hühnerdreck füttern. Was geht es mich an!“

Hindrik stand schon in der Türe.

Er wandte sich noch einmal um. „Mutter, wenn ich morgen den Hof gewinne, darfst du ruhig hier bleiben. Ich erlaube es.“

„Sieh mal an, wie gnädig. Allerdings denke ich hier zu bleiben. Wo sollte ich denn hin? Selbst, wenn du ein Weib nimmst, gehe ich nicht fort. Dein Vater hat das so bestimmt. Daran ist nichts zu rütteln.“

„Richtig. Das steht ja im Testamente. Zum Glücke steht über Abel aber nichts darin!“

Die Mutter tat einige Schritte auf ihn zu. „Was soll das heißen? Du wirst doch deinen Bruder nicht fortschicken?“

„Falls ich den Hof erhalte, jage ich ihn zum Teufel, sei sicher.“

„Hindrik! Bist du verrückt? Du kannst gar nicht allein den Hof besorgen. Dazu sind zwei Männer erforderlich.“

„Dann nehme ich einen Knecht.“

„Das wirst du nicht tun! Abel ist dein Bruder, auch wenn du der Herr hier bist.“

„Wenn ich der Herr hier bin, bin ich eben der Herr und lasse mir nicht dreinreden.“

„Hindrik, du bist verrückt!“

Er knallte die Türe ins Schloß. Sie war allein. Im Hofe hörte sie die schweren Schritte ihres ältesten Sohnes.

Gott, der junge Mann war einfach verrückt. Das konnte gut werden. Schöne Geschichte. Sie bekam Angst vor dem, was da kommen könnte. Sie räumte den Tisch ab. Das Brot und den Rest der Salzfische trug sie in die Vorratskammer.

Dann setzte sie sich an den Tisch. Sie wollte stricken. Aber es war zu dunkel geworden. Bläulicher Blichschein sprang in der Stube umher. Draußen grollte und dröhnte es. Wie lange konnte es noch dauern? Spätestens in einer Viertelstunde mußte das Gewitter losbrechen.

Sie sah in die Zukunft. Gott, was konnte geschehen, wenn der mürrische Hindrik das Los zog. Wenn er den Bruder von Haus und Hof jagte, dann konnte es ihr nächstens auch so ergehen. Fortjagen konnte er sie nicht, aber er könnte ihr das Leben so unerträglich machen, daß sie es nicht aushielt. Vielleicht mußte sie, als Mutter des Riltfibauern, noch eine Stelle suchen? Vielleicht als Magd auf einem fremden Hofe? Sie faltete die Hände und betete, der Allmächtige solle die Lose lenken, daß der Hof an Abel käme. Sie betete sonst nicht grade oft. Am Sonntage in der Kirche? Nun ja, selbstverständlich. Aber werktags? Die Angst macht eben fromm. Sie schüttete alle Angst vor ihrem Herrgott aus. Der Herrgott würde helfen. Dennoch befiel sie ein Zagen. Der Gott im Himmel wußte alles. Der wußte auch etwas, was ihre Söhne nicht ahnten. Sollte jetzt am

Ende eine Strafe kommen? Gottes Mühlen mahlen langsam. Nein, so grausam konnte der Herrgott im Himmel nicht sein.

Ein Blizschein füllte die ganze Stube, daß sie vor Blendung die Augen schloß. Der Donner knatterte zornig. Die ersten Tropfen kamen, daß es klang, als fielen Haselnüsse auf das Dach. Eine Kuh blökte im Stalle. Es war die Note. Sie erkannte die Stimme.

Da stand sie auf und schloß das Fenster. Bei Gewitter dürfen die Fenster nicht offen stehen. Der Blitz kommt sonst als feurige Kugel in das Zimmer gerollt. Sie hatte von solchem Falle gehört.

Hindrik kehrte zurück.

Der Regen rauschte durch den Schein der Blitze. Die bläulichen Flammen des Himmels flackerten hinter Regenschleiern, ihr gresles Licht war gedämpft.

Hindrik warf seinen Rock ab.

„Gehst du zur Ruhe, Hindrik?“

„Was soll ich hier im Dunkeln sitzen?“

„Wo nur Abel bleibt?“

Hindrik lachte durch die Zähne. „Mache dir keine Sorge. Er liebt ja das Wasser. Und wenn er naß wird, so wird Leida ihn mit ihrem Unterrocke trocknen.“

Hindrik legte sich ins Bett. Aber er konnte nicht schlafen. Der Donner war so laut, die Blitze blendeten, der Regen rauschte. Und in ihm war es, weiß Gott, nicht ruhig: er lag Stunde um Stunde wach und starrte in die Sommerdämmerung. Er hörte es, wie die Mutter zu Bett ging. Die Blitze wurden seltener, der Donner verzog sich in die Ferne. Aber der Regen rauschte. Heute nacht mußte ja ein ganzes Meer vom Himmel fallen. Er merkte, daß es heller wurde. Es ging also schon auf

Morgen. Endlich, es war schon ganz hell, erschien Abel. Naß war er, wie eine Kaze, die in den Brunnen gefallen ist. Aber er lächelte glücklich vor sich hin. Und dabei zog er die Mundwinkel abwärts, genau, wie Tönno es getan hatte.

Hindrik hielt die Augen geschlossen. Er stellte sich schlafend. Nur durch eine Ritze der Lider beobachtete er den Bruder. Der sah nicht aus, als ob er sich Sorgen mache, als ob das Schicksal des Hofes ihm auf der Seele läge. Er sah ja eigentlich immer zufrieden aus.

Abel legte sich ins Bett. Die Kleider hatte er vorher in die Küche gebracht. Am Herde trockneten sie schneller.

Mit demselben zufriedenen Lächeln legte er sich hin und hüllte sich in die Decke und wenige Minuten später atmete er laut und ruhig. Wahrhaftig, er schlief schon. Hindrik reckte sich empor und schaute auf den schlafenden Bruder. Der sah im Schlafe grade so zufrieden aus, wie im Wachen. Es schien ihm sogar, als lächle er im Schlafe. Er träumte wohl, träumte wohl von Leida?

Stunde um Stunde verging. Es war schon ganz hell. Unter dem Schuppendache krächte der Hahn. Die Enten gaben gemüthliche, schmaçende Töne von sich. Denen war es behaglich. Er schlich ans Fenster und öffnete es ein wenig. Es regnete und regnete. Der Hund schlich über den Hof. Da bemerkte er ihn am Fenster und freute sich sichtlich, denn sein Schwanz flog her und hin in schneller Bewegung. Das junge Tier streckte die Vorderpfoten in den Dreck und hielt den Kopf schief. So schielte der Hund zu ihm hinauf. Er wollte spielen. Sein Schwanz flog hin und her. Er bellte ganz leise. Das war eine Aufforderung zum Spiel.

„Ksch“ machte Hindrik und schloß das Fenster wieder.

Nun merkte er, wie heiß und dumpf die Luft in ihrer Schlafstube war. Vor den paar Atemzügen frischer Regeluft hatte er das gar nicht bemerkt.

Er wälzte sich hin und her. Der Schlaf kam nicht. Dachte er vielleicht zu viel? Wahrscheinlich.

Um acht Uhr sollten sie im Gemeindehause sein. Im Gemeindegerrichte sollte gezogen werden. Sehr viel Zeit konnte bis dahin gar nicht mehr sein. Er wußte nicht, wie spät es war. Eine Uhr hatte er nicht. Er richtete sich nach der Sonne, aber heute würde die Sonne nicht kommen. Er beschloß, sich eine Taschenuhr anzuschaffen, falls er den Hof bekäme. Ja, das versprach er sich selber. Jedenfalls, solange Abel schlief, konnte auch er schlafen.

Er schloß die Augen ganz fest und versuchte an nichts zu denken. Aber das ging nicht. Er mußte grübeln. Wer war der da? Wer schlief mit ihm in einem Zimmer? War das sein Bruder? Oder sollte er mit dem Sohne des Zuchthäuslers um seines Vaters Erbe würfeln?

Teufel!

Er fand heute keinen Schlaf. Da war nun nichts zu tun. In der Küche hörte er die Mutter Holzspäne brechen und Feuer machen. Er blickte aus dem Fenster. Der Regen hatte aufgehört, aber die Wolken hingen, wie die graue Langeweile vom Himmel herunter. Noch ein Weilchen lag er still, dann stand er auf. Es war sinnlos, sich auf dem Lager zu wälzen.

Er ging hinaus auf den Hof, um sich am Brunnen zu waschen.

Als er zurückkehrte, ärgerte es ihn, daß Abel auf dem Rücken lag und fest schlief. Er packte ihn am Arme und rüttelte ihn. „Stehe auf, Faulpelz!“

Abel machte eine ungeduldige Bewegung. „Laß mich schlafen, Leida.“

„Ich heiße nicht Leida.“ Er lachte hämisch.

Als Abel sofort wieder schlief, spritzte er ihm Wasser ins Gesicht. Abel fuhr wütend empor. Dann erkannte er den Bruder und lächelte verschlafen. „Ach, du bist es, Hindrik. Ich war gut böse eben.“

„So sahst du aus.“

Die Mutter hatte Kaffee gemacht. Das geschah dem Geburtstage zu Ehren.

Nach dem Frühstück schlug Abel vor: „Gehen wir jetzt, Hindrik? Es ist Zeit. Bis zum Gemeindehause haben wir ein Stück Weges und um acht Uhr müssen wir dort sein.“

„Geh nur voraus, Abel.“

„Sollen wir nicht zusammen gehen, Hindrik?“

„Blödsinn! Sollen wir wie Zwillinge dort eintreffen?“

„Nun, wie du willst!“

Abel machte sich auf den Weg. Die Mutter blickte ihm, in der Türe stehend, nach. Da ging er hin. Ging er, das Glück abholen oder würde er unglücklich und entwurzelt heimkehren?

„Gehst du nicht, Hindrik?“

Ihr Ältester saß noch am Tische. Beide Ellbogen hielt er aufgestülpt auf den Tisch und grübelte. Immer an der gleichen Stelle bohrten und bohrten seine Gedanken. Und doch kam er nicht weiter, konnte auch zu keinerlei Ergebnis kommen. Die einzige, die alle Zweifel lösen konnte, war die Mutter.

„Mutter!“

„Ja?“

„Mutter, warum ist Abel dem Knechte so ähnlich?“
Die Mutter erschrak. Sie wandte sich ab, um ihr Erröten zu verbergen. „Welchen Knecht meinst du?“

„Tönno.“

„Findest du?“

„Ich finde, Abel sieht aus, als wäre er Tönno's Sohn!“

Die Mutter lachte. Aber ihr Lachen klang gekünstelt. Sie machte sich in der Stube zu schaffen und wandte ihm den Rücken zu.

„Mutter, warum sieht Abel aus, als wäre er Tönno's Sohn?“

„Verrückter Junge. Er sieht gar nicht wie Tönno aus.“

„Der Vater lag krank und schwach zwei Jahre im Bette. Kurz vor Vaters Tode wurde Abel geboren. Vater war ein Sterbender. Aber Tönno war jung und gesund.“

„Höre auf. Rede nicht Tollheiten.“ Ihre Stimme klang aber befangen und unsicher. Hindrik merkte das sehr genau.

„Mutter, wenn Abel nicht meines Vaters Sohn ist, darf er nicht des Vaters Hof erben.“

„Höre endlich auf. Du bist verrückt geworden. Habe ich euch nicht beide geboren? Seid ihr nicht als Brüder aufgewachsen?“

„Mutter, gestehe: Ist Abel Vaters Sohn?“

„Ärgere mich nicht. Natürlich ist er Vaters Sohn.“

„Du lügst!“

„Nein, ich lüge nicht.“

Hindrik sprang auf und packte die Mutter am Arme.
„Gesteh, daß Abel kein Erbe des Kiltshofes ist!“

„Laß mich los!“ Sie kreischte. „Laß mich los, du Ungeratener. Du tust deiner Mutter weh!“

Hindrik packte noch fester an. „Schwöre, daß Abel mein rechter Bruder ist. Schwöre es beim lebendigen Gotte.“

„Laß mich los. Ich sagte dir, was du fragtest. Du bist verrückt geworden.“

„Du willst nicht schwören? So schwöre meinetwegen beim Teufel, aber schwöre!“

„Ach, laß mich, du Mißratener!“

Hindrik ließ seine Faust eisenschwer auf der Mutter Brust niederfallen, daß sie aufschrie. Hieb um Hieb traf ihre Brust, ihre Schultern.

„Gestehe, daß du ein Luder bist!“

„Du prügelst deine Mutter. Gott soll dich strafen!“

Sie versuchte, sich ihm zu entwinden, aber er hielt sie mit seinen Riesenkräften und Hieb um Hieb kam auf sie nieder. Jetzt hatte seine Faust ihre Stirn getroffen, daß eine Beule anzuschwellen begann.

„Gestehe, daß du ein Luder bist, gestehe, daß Abel Lönnos Sohn ist!“ Er prügelte sie wilder und wilder. Sie schrie, sie wimmerte.

„Hältst du so das vierte Gebot? Du sollst Vater und Mutter ehren — —“

Er lachte höhnisch. „Wie hältst du denn das sechste Gebot? Du sollst nicht ehebrechen — — — auch ich kenne den Katechismus.“

Hindrik schlug noch weiter auf sie ein. Er keuchte.

„Gestehe, daß Abel nicht Vaters Sohn ist!“

Sie wimmerte vor Schmerzen.

Hieb um Hieb traf sie. „Gestehe, daß Abel nicht Vaters Sohn ist.“

Da stöhnte sie: „Ja, ja . . .“

„Du gestehst es, du Luder?“

„Ja — ja — —“

Nun ließ er los. Sie taumelte auf die Bank. War das im Dorfe erhört, daß ein Sohn seine Mutter halbtot prügelte? Sie weinte in ihre Schürze hinein. Sie weinte vor Schmerzen. Die waren so stark, daß ihr eben alles einerlei war.

Hindrik aber nahm seine Mütze, setzte sie auf und ging zum Gemeindehause. Nun wußte er, was er wissen mußte. Nun würde er als Besitzer des Kiltshofes heimkehren und den Bastard des Zuchthäuslers würde er zum Teufel jagen. Seine Mutter hatte gestanden. Das mußte auch das Gemeindegerecht anerkennen. Da kam ein Rosen überhaupt nicht mehr in Betracht.

Der Himmel wurde heller. Vielleicht würde gar die Sonne sich durch die Wolken kämpfen, um seinen Sieg zu beleuchten.

Er ging über die wacholderbestandene Heide. Nun kam er an den Bach. Der sah heute anders aus, als gestern. Er war hoch angeschwollen. Kaffeebraun strudelte das Wasser unter dem geländerlosen Stege hin. So, wie im Frühling war es freilich nicht. Doch mußte die Flut immerhin einem Manne bis an die Brust reichen.

Er ging über den Steg. Halbwegs blieb er ein wenig stehen und schaute in das Wasser. So lautlos war es und dennoch so aufgereggt. Grade so war auch seine Stimmung.

Dann setzte er den Weg fort . . .

Im Gemeindehause saß der Gemeindeälteste am Tische, neben ihm der Schreiber und die Beisitzer. Der

Raum war von Bauern angefüllt. Das war doch ein wichtiges Ereignis, wem der Kiltshof gehören sollte. Die Neugierde hatte sie hergeführt.

Auf einem Stuhle saß Abel und sprach hin und wieder mit einem der Umstehenden. Im Grunde hofften alle, der Hof werde Abel zufallen, den alle liebten. Den mürrischen Hindrif mit den heimtückischen Augen mochte keiner. Aber sie äußerten das nicht. Falls Hindrif gewann, mußte man doch nachbarlich zu ihm sein, durfte ihn nicht von vornherein erbittern durch Parteinahme gegen ihn.

„Nun?“ fragte der Gemeindeälteste, „die Uhr ist über acht, wo bleibt denn Hindrif?“

„Wird schon kommen,“ murmelte es unter den Bauern.

Um ein Viertel nach acht trat Hindrif in die Stube. Noch schwerer trat er auf, als gewöhnlich.

Er blieb am Tische stehen.

Der Gemeindeälteste begann mit der Verlesung des Testaments. Alle kannten es. Aber damit mußte das Losen eingeleitet werden. Die Ordnung des Gemeinderichtes verlangte das.

„Halt!“ schrie Hindrif.

Alle blickten auf ihn.

„Halt! Eine Ziehung von Losen kann nicht stattfinden. Mein Vater hat nur einen Sohn gehabt. Dieser Sohn bin ich!“

„Und wer bin denn ich?“ fragte Abel lächelnd.

„Der Bastard eines Zuchthäuslers. Der Sohn des Knechtes Tönno.“

„Sprich keinen Unsinn, Hindrif.“

„Bei Gott, ich rede keinen Unsinn. Die Mutter hat

mit dem Knechte gebuhlt, als Vater krank war. Und danach gebar sie den dort — — den Zuchthäuslerssohn."

Abel lachte gutmütig. „Bist du ein Spaßvogel, Hindrik! Aber wir sollen ja lösen und nicht scherzen."

„Bei Gott, ich rede die Wahrheit."

„Nein, nein, so was kommt überhaupt nicht vor. Du beschimpfst unsere Mutter."

„Wenn die Mutter ein Luder ist, mag die ganze Welt es wissen."

„Wenn du das wußtest, warum hast du niemals früher davon gesprochen?"

„Ich wußte es nicht. Eben erst hat die Mutter es mir gestanden."

Der Gemeindeälteste schüttelte bedenklich den Kopf. „Grade heute hat eure Mutter das gestanden, grade vor der Lösung?"

„Ja, grade eben."

„Hast du sie denn befragt? Oder fing sie von selbst davon an?"

„Herausgeprügelt habe ich die Wahrheit aus dem Luder."

„Er hat seine Mutter geprügelt!"

Mißbilligend murmelten es die Bauern. Ein alter Kerl mit schneeweißem Barte spie aus vor ihm.

„Ich löse nicht, Gemeindeältester! Mein Vater hat nur einen Sohn gehabt."

Der Älteste flüsterte mit den Beisitzern. Er fragte sich hinter dem Ohre.

„Höre, Hindrik! Es wird gelöst. Deine Mutter kann viel gestehen oder nicht gestehen. Was geht es das Gemeindegerecht an?"

„Dein Vater hat zwei Söhne gehabt. Das hat er

selbst in seinem Testamente geschrieben. Abel ist im Kirchenbuche als deines Vaters Sohn eingetragen. Dein Vater hat ihn anerkannt. Euer Vormund hat nie protestiert. Heute ist dein Bruder Abel mündig geworden und heute wird gelöst werden, ganz egal, was deine Mutter sagt."

"Ihr hörtet doch, die Mutter hat eingestanden, daß Abel der Sohn des Knechtes ist. Wenn ihr es nicht glaubt, so laßt die Mutter herholen."

"Das ist ganz gleich, was deine Mutter sagt. Vielleicht bist du der Liebling der Mutter und sie tut dieses Geständnis, damit der Hof dir zufalle!"

"Ich, der Liebling meiner Mutter? hä—hä—hä..."

"Das Geständnis deiner Mutter kommt für uns überhaupt nicht in Betracht. Wir haben nach dem Gesetze zu verfahren."

Hindrik schrie: „Dann habt ihr eben schlechte Gesetze. Die müssen umgemacht werden.“ Er stampfte mit dem Fuße.

"Ha—ha— deinetwegen wird der Staat seine Gesetze ändern? Du bist drollig."

"Es darf nicht gelöst werden! Schreibt den Kiltshof gleich auf meinen Namen. Meinetwegen laßt die Mutter kommen oder schickt zu ihr! Dieses Luderkind hier darf nicht meines Vaters Erbe sein."

"Du und Abel, ihr seid vor dem Gesetze und nach eures Vaters Testament seine Erben. Und heute sollt ihr im Gemeindeggerichte das Los ziehen um den Hof. Alles übrige geht das Gemeindeggerichte nichts an. Schluß."

Der Gemeindeälteste griff nach der großen Amtschere und schnitt zwei gleich große Zettel aus weißem Papier. Auf den einen schrieb er in ungelenker Bauern-

schrift das Wort „Kiltzi.“ Den andern Zettel ließ er leer. Dann rollte er beide zusammen und tat sie in einen Beutel.

„So! Schreiber, verlesen Sie noch einmal das Testament.“

Der Schreiber las, schnell und ohne Ausdruck. Die Sache ging ihn nichts an. Er erfüllte nur eine Formalität.

„Nun beginnen Sie das Protokoll. Ort und Datum. Vor dem Gemeindeggerichte im Bestande — — schreiben Sie meinen Namen und die Namen der Beisitzer, in Gegenwart zweier Zeugen und des bisherigen Vormundes — — haben Sie die Namen? ja? gut, und in Gegenwart vieler Anwesender — nein, deren Namen sind nicht notwendig — erscheinen die Brüder — haben Sie die Namen? — um gemäß der letztwilligen Verfügung des verstorbenen Vaters das Los zu ziehen, wem fortan der Kiltzhof gehören soll. Die beiden Zettel werden vom Gemeindevorsteher zusammengerollt und in einen undurchsichtigen Beutel getan. Haben Sie es so weit?“

„Ja, Herr Gemeindeältester.“

„Hindrik, du bist der ältere. Du ziehst zuerst.“

„Ich werde kein Los ziehen. Der Hof gehört mir. Soll ich toll sein und mit diesem dort darum würfeln?“

„Der Hof gehörte der Erbmasse. Jetzt wird die Entscheidung getroffen, wem er gehören soll. So verordnet es das gerichtlich bestätigte Testament. Hindrik, du bist der ältere. Du ziehst zuerst.“

„Ich ziehe nicht. Haben Sie das endlich kapiert?“

„Du mußt ziehen, Hindrik.“

„Ich nehme aber kein Los!“ Hindrik brüllte es.

Der greise Gemeindeälteste überlegte. Dann wandte

er sich an den Schreiber: „Schreiber, der ältere Sohn weigert sich, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, als Erster das Los zu ziehen. Protokollieren Sie das!“

„Ich habe die Weigerung zu Protokoll genommen.“

„Schön. Also der jüngere Sohn zieht zuerst. Abel, ziehe ein Los aus dem Beutel.“

Abel stand auf.

Hindrik schrie: „Ich protestiere!“

Dann fiel ihm ein: wenn Abel jetzt die Niete zog, dann gehörte der Hof, trotz des Losens ihm, Hindrik. Die Wahrscheinlichkeit, die Niete zu ziehen, war für Abel grade so groß, wie für ihn. Er blickte gespannt auf Abels Arm.

Dieser steckte seine Hand in den tiefen Beutel. Ein wenig aufregend war dieser entscheidende Augenblick immerhin. Er zog ein Papierchen hervor und rollte es langsam auf.

„Kiltsi“ stand darauf.

Er reichte das Los dem Gemeindevorsteher.

„Schreiber, protokollieren Sie: Der jüngere Sohn Abel hat das Los gezogen. Von heute ab ist er rechtmäßiger Eigentümer des Kiltshofes. Fertigen Sie heute noch eine Kopie des Protokolles an und senden Sie die Abschrift — beglaubigt — an die Grundbuchabteilung der Kreisstadt. Bitte die Zeugen, das Protokoll zu unterschreiben.“

Die Zeugen traten an den Tisch.

Hindrik war wie von Sinnen. „Ich protestiere!“ schrie er. „Der Handel gilt nicht. Ich protestiere.“

„Hier gibt es nichts zu protestieren. Alles ist in Ordnung vor sich gegangen. Beide Zeugen haben das mit ihrer Unterschrift beglaubigt.“

Hindrik stampfte mit dem Fuße. „Teufel, ich protestiere. Die Losung war nicht ordnungsgemäß. Es ist nur ein Los gezogen worden. Ich habe nicht gezogen.“

„Bitte,“ sagte der Gemeindevorsteher, „ein Los ist noch im Beutel. Sei so freundlich!“ Er hielt ihm mit leisem Lächeln den Beutel hin.

Unter den Zuschauern hörte man spöttisches Lachen. Hindrik schrie: „Ich werde beim Präsidenten Klage führen, daß ich aus dem Erbe meines Vaters verdrängt werde.“

Einen Augenblick stierte er vor sich hin, dann ging er aus der Türe. Was wollte er noch hier? War dieses Gemeindegerecht nicht ein Hohn und Spott auf göttliche und menschliche Gerechtigkeit?

Abel wurde umringt. Alle schüttelten ihm die Hände und wünschten ihm Glück. „Du hast aber einen bösen Bruder.“

Er lächelte siegesgewiß. „Ich werde ihn schon versöhnen. Ich werde immer freundlich zu ihm sein. Er soll als Bruder auf dem Kiltshofe bleiben, bei Mutter und bei mir. Er soll es nicht merken, daß er nicht der Besitzer ist.“

„Wer weiß?“ fragte ein Bauer, „wenn du heiratest, kommt es auch darauf an, was dein Weib sagt.“

Es war Leidas Vater, der so sprach.

Da errötete Abel.

Er verabschiedete sich, reichte allen die Hand. Er war in gehobener Stimmung und besonders freundlich.

Er ging nach Hause. Ziemlich rasch schritt er aus. Hindrik würde sich wohl nicht beeilen. Vielleicht konnte er ihn unterwegs einholen und herzliche Worte zu ihm reden.

Zwischen den Feldern eilte er dahin. Es war doch ein eigenes Gefühl, der Kiltfibauer zu sein. Eine Persönlichkeit, die in Betracht kam. Ein Mensch, den man ernst zu nehmen hatte. Der Kiltfibauer: das war schon etwas.

Zu welchen verrückten Gedanken der Neid Hindrif gebracht hatte. Mit einem Male sollte er der Sohn des Lönno sein. Lächerlich! Ja, neidisch war sein Bruder immer gewesen. Leider. Doch seine Erregung war begreiflich. Er war der ältere und ging leer aus. Er wollte ihm mit brüderlicher Liebe ersetzen, was der andere an Enttäuschung durchgemacht hatte.

Er ging rasch. Von Hindrif hatte er bisher nichts gesehen. Er kam an einen Mulk, eine ausziehbare Stelle im Zaune.

Er passierte den Mulk, schob die herausgezogenen Ratten wieder in die Pfosten und ging rasch weiter. Er kam durch die Wacholderheide. Vor dem angeschwollenen Bache holte er Hindrif ein.

„Hindrif, nimm es nicht so schlimm. Du bleibst ruhig auf dem Hofe als mein Bruder. Du sollst es gut haben. Wollen wir Brüder bleiben wie bisher.“ Er streckte ihm treuherzig die Hand entgegen.

Hindrif sah ihn finster an. „Soll ich dein Knecht sein, du Aas?“

„Mein Bruder sollst du sein,“ sagte Abel herzlich.

„Dein Bruder? Ich bin nicht dein Bruder. Du, Zuchthäuslers Sohn.“

„Rede keinen Unsinn. Hast du dich nicht geschämt, vor Gericht die Mutter ein Luder zu nennen?“

„Vorwürfe willst du mir noch machen? Ach so! Du Schweineaas!“

„Nun, Hindrik, schimpfe nicht so. Das hilft dir doch nichts. Ich habe mehr Glück gehabt, als du. Der Hof gehört jetzt mir. Daran kannst du nichts ändern.“

„Nichts ändern? Das wollen wir noch sehen. Ich werde klagen. Ich werde zum Präsidenten hingehen, ich werde alle Minister zusammenrufen lassen. Ich werde nicht ruhen, bis ich mein Recht habe und dich zum Teufel jagen kann.“

Abel lächelte nachsichtig.

„Was, du Mas? Du lachst? Du verspottest mich? Warte, Jungchen, ich werde dir den Spott heimzahlen.“ Er trat dicht auf Abel zu.

„Unsinn, Hindrik. Ich spotte gar nicht. Ich liebe . . . ach, warum quetschst du mich so? Lasse los . . .“

Hindrik hatte den Bruder mit beiden Armen umspannt.

„Lasse mich los, Hindrik. Du tust mir weh. Was willst du?“

Hindrik antwortete nicht. Er hielt den Bruder umflammert und drängte ihn näher und näher an den Bach heran.

Abel versuchte, sich zur Wehr zu setzen. Ach, das war vergebliche Mühe, seine Arme waren mit in der Umflammerung, er konnte sie nicht rühren. Die vier Füße der ringenden Brüder stampften auf dem kurzen Rasen. Ihre Lungen keuchten.

Immer näher heran kamen sie an den Fluß.

Was will er mit mir? dachte Abel. Mich in den Bach werfen? Was hat er davon, wenn meine Kleider naß werden. Das Wasser reicht mir höchstens an die Brust. Ist er verrückt geworden? Was will er von mir?

Nun strömte das Wasser schon um ihre Füße. Wollte

Hindrik einen Witz machen? Nein, sein Gesicht war entstellt vor Wut.

Jetzt reichte das Wasser bis über die Knie.

Da bog Hindrik mit Riesenkraft des Bruders Oberkörper zurück. Er kniete im Wasser nieder. Er packte des Bruders Hals und drückte ihn unter das Wasser. Einen lauten Schrei stieß Abel aus, dann verschwand sein Gesicht unter dem braunen, undurchsichtigen Wasser. Hindrik setzte ihm das Knie auf die Brust. Abel wehrte sich mit allen Kräften. Seine Beine schlugen nach oben, daß das Wasser aufspritzte.

Aber bald wurden die Bewegungen ruhiger, nur ein Zucken lief durch den Körper. Hindrik kniete auf ihm, selbst naß bis an die Schultern. Jetzt war er endlich ganz ruhig geworden. Hindrik löste seine Hand von des Bruders Gurgel. Der rührte sich nicht mehr. Aber zur Sicherheit hielt er ihn noch eine Weile unter Wasser. Ersäuft, wie ein Kätzchen, dachte er.

Er bemerkte nicht, daß zwei Männer über den Kartoffelacker gelaufen kamen.

Als Hindrik seiner Sache sicher war, stand er auf und kam ans Ufer. Er bemerkte, wie Abels Körper im Weiterstreben für einen Augenblick an die Oberfläche kam und wieder in den braunen Strudeln verschwand. Er ging rasch nach Hause.

Eine sonderbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Immer wieder mußte er sich umwenden. Er hatte das Gefühl, daß Abel ihm folgte, daß er sich vor ihm zu fürchten hätte, daß der Tote jetzt stärker war als er.

Als er nach Hause kam, fand er die Mutter im Bette. Ihre Stirn war zu einer großen, blauschwarzen Beule angeschwollen.

„Wem gehört der Kiltshof?“ fragte die Bäuerin.

„Mir!“

„Was ist mit dir? Du bist ja ganz naß?“

Ich bin in den Bach gefallen.“

Hindrik sah so finster aus. Ganz anders, als ob er den Hof gewonnen hätte. Er wandte fortwährend den Kopf nach der Türe. Sein Blick war unftet.

„Wo ist Abel?“

„Er fiel auch in den Bach!“

„Kommt er bald?“

„Was weiß ich?“

„Wo blieb er denn?“

„Was weiß ich?“

„Hindrik, wo ist dein Bruder Abel?“

„Ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Der Mutter fiel der unftete Blick ihres finsternen Sohnes auf.

„Hindrik, wo hast du Abel gelassen? Sahst du, daß er aus dem Wasser stieg?“

„Nein, das habe ich nicht gesehen.“

„Mein Gott, der Bach ist ja nicht tief. Er kann doch nicht ertrunken sein?“

„Vielleicht ist er ertrunken. Was geht es mich an!“

Die Mutter sprang aus dem Bette.

„Hindrik, was ist geschehen? Sage die Wahrheit.“

„Ich denke, er wird ertrunken sein. Die Strömung ist heute stark. Der Bach ist angeschwollen.“

„Und du hast ihn nicht gerettet?“

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Die Bäuerin rannte aus dem Hause. Nur einen

Unterrock warf sie über. Sie rannte den Pfad entlang, der zur Wacholderheide führte. Am Bache traf sie viele Männer. Auch ein Polizist war dabei. Dem wurde etwas erklärt. Unwillkürlich hörte sie hin. Ein Mann erzählte, was er von weitem gesehen hatte. Ein Mann hatte den anderen in den angeschwollenen Bach gedrängt und gewaltsam unter Wasser gehalten. Dann war er allein fortgegangen.

Die Bäuerin zitterte.

„Wer waren die Männer?“

Der Bauer sah sie ernst an. „Derjenige, der allein fortging, war dein Sohn Hindrik.“

„Warum? Warum? Das verstehe ich nicht. Die Brüder stritten sich wohl oft. Aber Hindrik war eben erst Kiltfibauer geworden und Abel war gar nicht neidisch. Ich verstehe das nicht.“

„Kiltfibäuerin! Abel hatte den Hof erhalten.“

Die Mutter riß den Mund auf vor Staunen. „Hindrik sagte, er sei jetzt der Bauer.“

„Hindrik hat gelogen,“ riefen einige, „wir waren im Gemeindegerrichte zugegen... Arme Frau!“

Da hob die Mutter die Faust gegen den Kiltsihof. „Verflucht sollst du sein, mein eigen Fleisch und Blut! Unstet und flüchtig sollst du in den Wäldern leben, wie Raim, der seinen Bruder Abel erschlug.“

Der Fluch machte einen schauerlichen Eindruck auf die Anwesenden. Das verprügelte Weib in Hemd und Unterrock mit der schwarzen Beule auf der Stirne verfluchte ihr jetzt einziges Kind.

„Gott hat dich hart gestraft, Bäuerin,“ sagte der Gemeindegerrichte. „Wir Menschen können nicht wissen, warum.“

Das wußte die Bäuerin genau, warum. Ja, Gottes Mühlen mahlen langsam.

„Polizist, verhaften Sie den Mörder.“ Der Gemeindegeldsteuereinsprach es.

Da ging es dem Rathsamte zu. Die ganze Menge, die sich am Flusse angesammelt hatte, folgte nach. Jeder wollte dabei sein. Jeder wollte einen Brudermörder gleich nach dem entsetzlichen Verbrechen gesehen haben.

Aber sie sahen ihn nicht. Er war fort. Sie durchsuchten alle Räume. Er war fort.

Die Kinder des Nachbarnhofes erzählten, sie hätten ihn nach dem Walde laufen sehen. Immerwährend hätte er sich umgeschaut, als würde er verfolgt.

„Unstet und flüchtig,“ sagte ein Mann, „einer Mutter Fluch haftet, wie eine Klette an Wolle.“

Die Männer verzogen sich. Der Wald sollte abgesucht werden. Der Form wegen. Daß in den weitgestreckten estländischen Wäldern ein Mann nicht gefunden werden würde, der sich versteckte, war zu erwarten. Das Unterholz ist so dicht. Man brachte den jungen Hund auf die Spur. Der lief einige Schritte in der Richtung zum Walde. Dann wandte er sich um, kläffte und schlug mit dem Schwanze die Luft. Er nahm es für Spiel. Er war noch so jung, der Hund.

Gegen Abend wurde Abels Leiche gebracht. Eine halbe Meile unterhalb hatte das sinkende Wasser sie liegen gelassen.

Er lag ausgestreckt auf einer Bahre. Blaue Flecken waren an seinem Halse. Man sah, daß er gewürgt worden war.

Die Männer, die ihn gebracht hatten, gingen wieder nach Hause. Da warf sich die verprügelte Bäuerin in

stummem Schmerze über die Leiche ihres Liebling's. Ihr Schmerz war stumm. In ihr war alles zerschlagen, sie hatte vom Leben nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu hoffen.

Plötzlich schien es ihr, als hörte sie leises Weinen. Sie blickte auf.

Da stand ein Mädchen an der Lüre und wimmerte leise. Das war Leida.

„Hast du ihn sehr lieb gehabt?“

Das Mädchen nickte. Das Mädchen weinte herzbrechend.

Die Stunde der Rache

Der Sturm war vorüber. Das Meer trug himmelblaues Festgewand. Die weit vorspringenden Halbinseln hatten sich in durchsichtige, blausilberne Herbstschleier gehüllt. Die oktoberbunten Wälder am Ufer lächelten über den Rand des Herbstnebels, wie ein kleines Mädchen, das mit dem Schleier der Mutter spielt.

Das Meer trug sein Festgewand, der Sturm war vorüber, aber die Brandung schlug immer noch singend an den Strand. Glasflare, flache Wasserzungen leckten am Sandufer hinauf und zogen sich leise knisternd über die lockeren Kiesel zurück. Vom Meere her klang in rhythmischen Intervallen der grunzende Ton einer Heulboje.

Da gingen an beiden Masten der Galeasse träge die Segel in die Höhe. Die „Salme“ hatte ihre Holzladung gelöscht und den Sturm auf der Revaler Reede abgewartet. Jetzt sah das Wetter gut aus. Die warnende Kugel oben, auf dem Gebäude der Admiralität war herabgezogen, ein neuer Sturm mithin zunächst nicht zu erwarten.

Der Anker wurde von den beiden Matrosen aufgewunden. Der Wind faßte das Tuch, Jaan packte mit schwieleriger Hand den Steuerbaum. Es kam Bewegung in das Schiff. Juhan, der Schiffer, stampfte schweren Schrittes auf Deck umher. Die dunkelblaue Schiffermütze mit dem gestickten goldenen Anker über dem breiten Schirme hatte er tief in den Nacken geschoben. Die blauen Augen unter weißen Wimpern blickten besorgt über den Bug hinaus.

„Hörst du Jaan, passe gründlich auf. Der Sturm wird wieder einige Minen losgerissen haben. Die treiben dann umher. Zum Teufel! Kriecht solch ein Schwein unter unseren Kiel, so kommen wir früher in die Hölle, als wir gedacht. Teufel!“

„Werde aufpassen, Schiffer.“

Juhan spie über Bord. Er murmelte einige Male: Teufel, Teufel und setzte seine Schiffermütze zurecht. Dann packte er mit an beim Hissen der Segel. Zärtlich überblickte er die weiße, vom Winde geblähte Leinwand. Sein war sie. Sein waren alle die Taue, sein war das ganze Schiff. Jede Planke daran war sein Eigentum und der scharfe Leergeruch, den der Wind ihm in die Nase hob — auch der gehörte ihm.

Gehörte ihm nicht auch das Meer, über das die Salme dahinglitt und das mit leisem Geplätscher am Bug spielte? Natürlich, auch das Meer gehörte ihm, wenigstens machte keiner es ihm streitig. Aber es war ihm nur Weg. Wertobjekt war es nicht. Es warf nichts ab und er, Juhan, Besitzer der Galeasse „Salme“ war ein Geschäftemacher, war ein reicher Mann, der brauchte sich nicht um die dürftigen Schätze des Meeres zu kümmern.

Vor wenig Jahren noch war es freilich anders gewesen. Da war er ein ärmlicher Fischer, der eine elende Hütte bewohnte. Weit von der Großstadt war es, im Fischerdorfe. Mit seinen Netzen zog er nicht Gold und Silber aus dem Wasser, nur die kleinen Fische, die der Aufkäufer ihm für ein Spottgeld abnahm, um sie in Tonnen einzusalzen und in der Stadt zu Markte zu bringen.

Dann kam die Zeit der Geschäfte. Das Papiergeld fiel im Kurse. Er kaufte das Geld in den Küstendörfern zu einem Spottpreise auf, redete den unwissenden Bauern vor, ihr Geld sei überhaupt nichts mehr wert. Nur aus Menschenfreundlichkeit gäbe er etwas dafür. In der Stadt besorgte er sich ausländisches Geld und damit fuhr er dann wieder in die Dörfer, um Bank-

noten billig aufzukaufen. Als er genug beisammen hatte, begann das Geschäftemachen. Er kaufte und verkaufte Häuser, Waren, Grundstücke. Unter Verpfändung seiner Grundstücke hatte er die Galeasse gekauft. Einige Fahrten mit gelöschten Lichtern, um von der Grenzwache nicht bemerkt zu werden, brachten ihm so viel Gewinn, daß er die Galeasse voll bezahlen konnte und dazu das schönste Bauerngut im Dorfe kaufte.

Ja, ja, man mußte die Sache nur verstehen. Alles am rechten Ende anfangen! Darauf kommt es an.

Juhan holte seine Pfeife aus der Tasche und brannte sie an. Er zog den Rauch ein, dann spie er in den Sonnenschein und lachte ganz leise, daß die Schultern zuckten. Ihm war eingefallen, wie er den Juden hineingelegt hatte. Das hatte das Dach auf seinen Reichtum gesetzt. Der Jude hatte Gewalt geschrien. Es war aber nichts zu machen. Warum war der Sohn Sems so dumm gewesen, seinen Versicherungen zu glauben? Juristisch konnte der ihm nichts anhaben. Zeugen waren nicht zugegen gewesen. Ja, einen Juden übers Ohr hauen. Dazu mußte man schon so schlau sein, wie er, der Juhan!

Nun war er reich. Jede Fahrt der „Salme“ brachte ihm was ein. Der Acker daheim trug sein Korn für ihn. Die beiden Matrosen und Jaan arbeiteten für ihn. Macht hatte er, ja Macht. Und das war gerecht. Wer flug ist, soll die Macht haben.

Er war in den besten Jahren. Er konnte das Leben genießen. Alle Tage Schweinebraten essen und Schnaps trinken und die Mädchen — — — ja, die netten kleinen Dinger, die er so gern auf den Schoß nahm und kniff, daß sie aufschrien. Er konnte sich auch das gestatten. Viele Bauernmädels liefen ihm nach. Verstand sich! Jede

wollte seine Frau werden. Seidene Strümpfe und Lack-
schuhe tragen, die er bezahlen könnte und nebenbei den
Diener spielen. Nein, er hatte eine harte Hand. Wenn
die Frau ihn ärgerte, würde er ihr eins in die Fresse
geben, daß ihr das Wort im Munde schmelzen sollte. Ja,
so würde er mit seiner Frau umgehen. Bislang aber
hatte er keine. Das war besser so. Abwechslung erfreut.

Zuhan sog an seiner Pfeife. Auf dem Schiffe durfte
nicht geraucht werden. Es war zu feuergefährlich. Er
war darin unerbittlich. Doch er, der Besitzer durfte,
was er wollte. Er hatte das Gesetz gegeben, folglich
brauchte er selber es nicht zu halten.

Die Salme hatte Fahrt bekommen, die bunten
Wälder am Ufer waren im blauen Dunst verschwunden.
Die vielen Türme und Kuppeln Revals standen wie
bläuliche Zinken und goldene Hügel am Horizonte.

„Also, aufgepaßt auf Minen! Merke dir's Jaan!“

„Ich höre, Schiffer.“

„Stelle einen Matrosen an den Bug. Der soll Aus-
schau halten!“

„Ich höre.“

„Gut, gut.“

Zuhan kroch in den Raum hinab. Hier hatte er sich
ein weiches Lager hergerichtet. Er griff nach dem dicken
Buche, welches neben dem Kissen lag. Das Strafgeset-
buch. Darin las er jede freie Stunde. Jurist wollte er
freilich nicht werden. Aber wenn man gern unter Zäunen
hindurchkriecht, so muß man genau wissen, wo sich Lüf-
ten finden. Das ist klar. Und er konnte jetzt nicht ahnen,
welcherlei Geschäfte er in Zukunft betreiben werde.

Das Schiff war in leise wiegender Bewegung. Zuhan
lag seitwärts auf der Matratze, stützte sich mit dem Ellen-

bogen auf und las. Durch die Luke drang ein breiter Lichtstrom in den düsteren Raum und erhellte den oberen Teil seines Lagers und das Buch. Es wiegte sanft und regelmäßig. Hin und wieder ertönte das Knarren des Steuers. Johan hatte vor der Abreise gründlich getafelt, sich den Bauch vollgenommen, wie er sagte und gehörig viel Schnäpse hinter die Binde gegossen. Da wurde es ihm beim Lesen des trockenen Stoffes schläfrig zu Sinn. Er ließ das Buch aus der Hand gleiten und bald danach schnarchte er, auf dem Rücken liegend, daß es vom Bug bis zum Steuer zu hören war.

Jaan stand am Steuer. Hier konnte es ja keine Minen geben. Doch wenn sie um die Insel herum waren, auf der Höhe des Leuchtschiffes, dann mußte er scharf wenden. Vom Leuchtschiffe ab ging es nach Ost; immer der estländischen Küste entlang, die in der Ferne in Sicht blieb. Dann erst war mit der Möglichkeit einer Mine zu rechnen. Außerordentlich unwahrscheinlich war solche Begegnung zwar. Das Fahrwasser war nach Friedensschluß sorgfältig abgesucht worden. Trotzdem kam es nach schweren Stürmen gelegentlich vor, daß eine Mine am estländischen Strande angespült wurde. Unlängst war ein norwegischer Schoner auf eine Mine gelaufen und mit Mann und Maus untergegangen. Es war also immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, solch ein Ding zu treffen.

Einmal hatte er eine angespülte Mine gesehen. Wie eine große, rostrote Tonne sah sie aus, groß genug, daß eine kleine Familie darin Platz gefunden hätte. Und zwei niedliche Hörnchen hatte sie, wie ein Wasserkäfer.

Die Admiralität hatte einige Beamte geschickt. Diese hatten die Mine durch Sprengung unschädlich gemacht. Es hatte einen Knall gegeben, daß im Dorfe Fenster-

scheiben zersprangen. Solch einen Höllenkasten unter sich zu haben, das mußte mehr als ungemütlich sein.

Taan sah grade voraus. Ganz langsam schob sich der Fichtenwald der Insel an Backbord vorüber. Hinter der Insel erschien ein langes Riff, an dessen Ende eine Leuchtbake stand.

Aus dem Raume klang das Schnarchen des Schiffers. Wie er den Kerl dort unten haßte! Schon in der Dorfschule hatte er ihn nicht gemocht, den verschlagenen Fischerjungen, der neben ihm auf der Bank saß, nie was lernte, was er nicht zu seinem Vorteil brauchen konnte und sich doch immer irgendwie durchlog, daß der Lehrer ihm nichts anhaben konnte.

Später waren sie dann oft gemeinsam auf Fischfang gefahren. Der größere Teil der Beute fiel immer Tuhan zu. Er wollte stets protestieren, aber das half niemals was. Um des Friedens willen machte er schließlich gute Miene zum bösen Spiele.

Taan war sich seiner Schwäche bewußt. So nüchtern er für's gewöhnliche lebte, zuweilen kam es über ihn, daß er saufen mußte. Dann kam er oft eine Woche nicht aus den Kleidern, trieb sich herum, aus einem Krüge in den anderen. Alles Geld, das er hatte, wurde vertrunken und oft auch Geld, das er nicht hatte. Die Krüger kannten ihn. Er war ein guter Kunde. Sie freideten an, was er schuldig blieb. Das mußte dann später bezahlt werden, abgearbeitet werden. Er geriet in Schulden. Die bezahlte Tuhan mit freigebiger Hand. Es war nur eine kleine Bedingung dabei: er sollte seine Galeasse steuern. Er übernahm das Amt. Auf See gab es ja keinen Schnaps. Er erkannte aber bald, daß er ein Schmugglerschiff steuerte. Das paßte ihm

nicht. Er wollte künden. Aber waren sie wieder an Land, so führte Juhan ihn in den Krug, bestellte Schnaps und dann blieb es beim alten. Juhan zahlte für ihn und er mußte das Geld am Steuer der Galeasse abgeben. Sklave war er, Teufel!

Es kam aber noch toller! Als er die Madli geheiratet hatte . . .

Oh, der Höllenhund, der da unten laut schnarchte!

Er aber war Sklave und mußte dem Manne weiter dienen. Solange er vom Brantwein nicht lassen konnte — und das konnte er nicht —. Für einige Wochen: ja. Da rührte er keinen Tropfen an. Da war ihm der Schnapsgeruch sogar widerwärtig. Doch dann kam es wie fremde Gewalt über ihn. Dann ging er wieder durch. Und Juhan ermutigte ihn grinsend. Er sei doch nur einmal jung. Brantwein mache Mut. Teufel! . . .

„Pridik! Karel! Werft das Segel herum! Wir wenden!“

Jaan rief es laut. Sie hatten die Höhe des Leuchtschiffes erreicht. Die Matrosen packten das Tau. Jaan stützte sich mit der Brust und beiden Armen gegen den Steuerbaum und drückte ihn, Schritt um Schritt nach Lee. Die Salme gehorchte dem Steuer und in schönem Bogen nahm das Schiff den Kurs nach Ost.

Nun kamen die Wellen anders. Die Galeasse begann, leicht zu rollen. Die veränderte Bewegung weckte Juhan. Er kletterte gähnend auf Deck und sah sich um. Die Sonne stand schon tief am Horizonte. Einige dicke Wolkenstreifen schwammen am westlichen Himmel und schoben sich mit glühroten Rändern vor die Sonnenstrahlen.

„Wir bekommen Sturm, Jaan!“

„Nein, Regen.“

„Wirst schon sehen!“

„Regen, Schiffer!“

Juhan lächelte überlegen.

„Geh zu Bett, Jaan. In der Nacht will ich schlafen. Von Mitternacht ab. Da schlafe du von Sonnenuntergang bis Mitternacht. Das Steuer übernehme ich so lange.“

„Ist gut, Schiffer.“

Und Jaan kroch hinab in den Raum und streckte sich aus.

Juhan stand so lange am Steuer. Die Sonne verlosch im Meere. Nur ein lila Streifen leuchtete von Westen her noch über den halben Himmel, der in schwefelgelben Flammen stand.

„Dreck!“ murmelte Juhan: „das bringt nichts ein, dieses Feuerwerk.“

Und er blickte nach Osten, in die Richtung der Fahrt. Dort leuchtete gegen die herandämmende Nacht der Leuchtturm von Kofskär und dahinter, noch viel weiter, ganz am Horizonte, ein Blinkfeuer.

Weisse Wellenköpfe erschienen. Der Wind frischte auf. Das tat nichts. Da konnten sie am Abend in Port-Kunda sein. Den Jaan würde er natürlich zur ersten Nacht auf Deck lassen, denn er wollte zu Madli und wünschte keine Störung. Er lachte behaglich in sich hinein. Ein Teufelsweib, die Madli! Hübsch, wie die Versuchung und immer so fein gekleidet, wie eine Städterin. Kein Wunder, daß der Jaan in sein Weib vernarrt war. Aber zuerst kam er, der Juhan. Erst der Herr, dann der Knecht! So mußte es sein. Und wenn Jaan in aufschäumender Eifersucht ihn bedrohte? —

pah — man goß ihm ein Liter Brantwein in den Bauch. Dann heulte er zuerst und hinterher wurde er doch ganz fidel, trotz allem. Man muß die Leute zu behandeln wissen. Und das ist leicht, wenn man viel Geld hat.

In Port-Runda wollte er dieses Mal Zement einnehmen und nach Reval schaffen. Das versprach schönen Gewinn. Er rechnete, wie viel Faß er im Raume unterbringen könne und wie hoch der Gewinn sei, der für ihn abfiele. Er schmunzelte behaglich. Das gab einen schönen Gewinn, ein hübsches Geld. Er konnte als Segler billigere Preise machen, als ein Dampfer oder gar die Eisenbahn. Ob es nicht praktisch wäre, den Zement zu kaufen und für eigene Rechnung in Reval zu verkaufen? Bei den großen Hafenbauten dort war er des Absatzes sicher.

Es war bereits recht dunkel, längst schon schaukelte die Laterne am Vordermast. Wie eine große Scheibe aus leuchtendem, glühendem Kupfer stieg der Vollmond aus dem Wasser.

Der Wind nahm zu. Es knarrte im Schiff. Tut nichts! Um so schneller kamen sie vorwärts. Zeit ist Geld. Den Leuchtturm von Rõkskär hatten sie bereits hinter sich. Der Vollmond schien hell auf die schwarz funkelnden Wellen. Es war hell genug, um Treibminen bemerken zu können, falls sich wirklich solch ein Schwein zeigen sollte. Um Mitternacht schickte er Karel hinab, um Jaan zu wecken.

„So, Jaan, jetzt nimmst du das Steuer und ich gehe schlafen. Nächste Nacht bleibst du auf dem Schiffe, falls wir in Port-Runda sind. Ich gehe an Land.“

„Was suchst du an Land?“ Jaan zischte es durch die Zähne.

„Was geht es dich an?“

„Sehr viel geht es mich an. Zu Madli willst du!“

„Und wenn ich zu Madli will? Glaubst du, sie empfinde nicht gern meinen Besuch?“ Er grinste höhnisch.

„Du Was!“

„Wer heißt dich, eine Dirne aus der Großstadt heiraten?“

„Ich habe es nicht gewußt!“

„Und als du es wußtest?“

„Da hoffte ich, sie werde anständig werden.“

„Anständig werden? Kann man denn das?“

„Ohne dich vielleicht wohl.“

„Vergiß nicht, wer ihr das Geld für die schönen Kleider gibt.“

„Der Teufel hole die schönen Kleider und dich dazu!“

„Das hat noch viel Zeit.“

„Du Was!“

„Du bleibst also nächste Nacht auf dem Schiffe. Mein Befehl!“

„Sieh dich vor! Du kannst bald drei Zoll Eisen zwischen den Rippen haben.“

„Oder du drei Liter Branntwein hinter den Rippen. Das ist wahrscheinlicher.“ Juhan lachte übermütig.

„Du Was!“

Der Schiffer kletterte wieder hinunter in den Raum und bald hörte Jaan, trotz des Rauschens der Wellen ruhige Schnarchtöne aus dem Dunkel.

Nun stand er am Steuer und blickte in die helle Mondnacht hinaus. Er, der Sklave! Wie er den Juhan haßte! Er biß die Zähne aufeinander. Ihm die Sache heimzuzahlen, wenn auch erst nach Jahrzehnten — das wäre Wonne. Irgendeinmal würde der Tag der Rechenschaft

schon kommen. Ihn dann langsam zu Tode quälen, ja, das wäre Bonne. Und ihm dann noch zuzurufen: Siehe da, ich bin es, der dich vernichtet!

Doch er war ein haltloser Säufer, ein Schwächling! Wenn der Brantwein über ihn kam, dann wurde alles freundlich. Wenn er den Juhan heute umbringen könnte oder morgen? Wohl! Aber übermorgen saß er wieder am Trog und seine Wut löste sich auf in Brantweindunst. Das mußte er vorher. Das kannte er. Teufel!

Auch das Blinkfeuer war nun passiert. Vor dem Schiffe leuchtete, noch fern, ein rotes Licht. Die Galeasse flog schnell dahin. Die steife Brise wehte von achtern. Vor ihnen, hinter dem roten Feuer stieg schon bleiche Herbstdämmerung am Himmel empor.

Da bemerkte Jaan, nahe vor dem Schiffe einen großen, schwimmenden Gegenstand. Ein wenig steuerbord voraus. Das hob sich nassglänzend aus den Wellen, verschwand dann wieder im Wogentale.

Karel schrie vom Bug her: „Mine steuerbord!“

Ganz nah also würden sie die Treibmine passieren. Ein Gedanke zuckte in Jaans haßdurchwühltem Hirne auf. Wenn er nun grade auf die Mine lossteuerte? Dann flogen sie allesamt in die Luft. Juhan könnte sich gleich schnarchend in die Hölle begeben. Das wäre eine Rache!

Er selbst käme dabei freilich auch um. Doch was lag an ihm? Ein unverbesserlicher Säufer, der eine Dirne zur Frau hatte. Ihm wäre es ein erwünschter Schluß.

Noch war es Zeit. Er drehte das Steuer mit voller Kraft und die Galeasse änderte ihren Kurs.

„Steuer backbord, nicht steuerbord!“ schrie Karel aus Leibeskräften, „Kerl, bist du verrückt?“

Zaan lachte leise, daß es in der Morgendämmerung aussah wie Zähnefletschen.

Da erfolgte eine fürchterliche Explosion. Eine schwarze Rauchsäule stieg vor dem Bug auf. Fast senkrecht hob sich der Bug aus dem Wasser. Dann barsten die Wände des Schiffes . . . Planken flogen umher . . .

Zaan wurde von den Wellen auf und nieder gehoben. Er hatte ein Brett erwischen können und klammerte sich daran. Aus der Brust sickerte ihm Blut. Er war offenbar verwundet. Er beachtete es nicht. Wenn die Wellen ihn hoben, suchte sein Auge das Wasser ab. Wo waren die übrigen? Karel und Pridif trieben ab. Sie umklammerten einen Balken. Der würde sie noch lange tragen. Aber wo war er? Wo war Zuhán? War der schon zur Hölle gefahren?

Endlich bemerkte er ihn ganz nah. Er schwamm schwer und ungewandt. Die Wellen schlugen ihm über den Kopf. Er machte verzweifelte Anstrengungen, ein treibendes Holz zu erreichen.

„Zaan — lieber Freund — hilf mir — rette mich — mein halbes Vermögen — sollst du haben.“

Ein hohes Leuchten war in Zaans Augen. Nun war die Stunde der Rache da.

„Fahre zur Hölle, du Mas!“ rief er.

„Zaan — hilf — Holz . . .“ Eine große Welle tauchte den schwimmenden Schiffer. Als er wieder auftauchte, spie er Seewasser. Er mußte eine Menge davon geschluckt haben.

„Zaan — Zaan . . .“

Zaan verfolgte aufmerksam das Abnehmen der Kräfte seines Feindes.

Wieder verschwand er in einer Welle.

Als er auftauchte, machte er nur noch langsame, sinnlose Bewegungen. Dann sank er hinab mit starren, weit aufgerissenen Augen.

Nun war er fort.

Die Aufregung erfüllter Rache hatte Jaans Kräfte gestählt. Nun, wo die Rache erfüllt war, merkte er, daß auch seine Kräfte schwanden. Ja, der fortwährende Blutverlust. Es rauschte ihm in den Ohren.

Er bemerkte ein Rettungsboot, das vom Leuchtturme her nahte. Das war noch mehrere Seemeilen entfernt. Die Leute würden Pridik und Karel retten. Das war gut. Die sollten nicht umkommen. Für ihn würde das Boot zu spät eintreffen. Doch was lag daran? Seine Rache war erfüllt.

Ihm fiel es schon schwer, das Brett zu umklammern. Ein dunkler Schatten trübte seinen Blick. Es brauste betäubend in seinen Ohren.

Da kam eine große Welle und riß ihm das Brett aus den Armen.

Er hatte keine Kräfte mehr, ihm nachzuschwimmen.

Es kam eine neue Welle, die ihn untertauchte.

Da dachte er an Madli.

Dann verlor er das Bewußtsein und sank hinab in des Meeres durchsichtige Finsternis.

Die ersten purpurnen Strahlen der aufgehenden Sonne liefen über die wogende, stahlblaue Wasserfläche.

Der Witwer

Wie nasse, schwere Säcke hingen die Herbstwolken bis auf die Erde herunter. An den Zweigen der fahlen Erlen klebten winzige Wassertropfen. Die Straße, die sich, von Häusern und Lattenzäunen eingefaßt, durch das Rajadorf zog, war unergründlich in Dreck und Schmutz, wie eine dickflüssige, braune Suppe, in der man bis an die Knöchel versinken konnte. Es war eben Spätherbst in Estland.

Vor dem Lönnisse-Gesinde stand ein leerer Wagen, ein einfacher estnischer Wagen ohne Federn. Auch vor vielen anderen Häusern standen Wagen bereit. Es war Sonntag morgen und die Bauern rüsteten sich zur Fahrt in die, zwei Meilen entfernte Kirche.

Aus dem Lönnisse-Gesinde wurde von vier Männern ein Sarg getragen und in den Wagen gehoben. Er füllte fast den ganzen Wagen aus. Die Lönnisse-Bäuerin war nach längerem Siechtum gestorben.

Als der schmucklose Sarg aus ungestrichenen Brettern fest im Wagen stand, breitete der Lönnisse-Bauer eine bunte, gestreifte Decke darüber, schwang sich in den Wagen und setzte sich rittlings auf den Sarg seiner toten Frau. Dann schlug er mit der Peitsche aufs Pferd und der Wagen setzte sich jäh in Bewegung, daß der braune Dreck hoch aufspritzte und die Männer, die am Rande der Straße standen, mit dem Rufe „Teufel“ zurücksprangen.

Der Gaul war nach einigen Galoppsprüngen und einem kurzen Trabe in Schritt gefallen. Willem, dem Lönnisse-Bauern war es schließlich gleich, ob er ein wenig früher oder später vor der Kirche ankam. Allerschlimmsten Falles versäumte er den Anfang der Predigt und deswegen würde er noch nicht in die Hölle rutschen.

Katta, sein Weib, war eine tüchtige Frau gewesen. Er hatte sie geliebt und sie ihn auch. Doch daß eines von ihnen mal sterben würde, früher sterben würde als das andere, war ihnen immer klar gewesen. Darüber sich aufzuregen, wäre sinnlos. Und wenn schon eines daran mußte, war es ihm im Grunde doch lieber, daß die Katta begraben wurde, als selber zur Kirche gefahren zu werden. Er war noch jung, erst in der Mitte der Dreißig. Er würde leicht eine neue Frau finden. Waren ihm in erster Ehe die Kinder versagt, denn das einzige Kind war als Säugling gestorben, so konnte ihm aus einer zweiten Ehe eine blühende Kinderschar entspringen und jedes Kind würde eine Stütze seines Alters sein.

Der Weg führte durch einen dichten Fichtenwald, schnurgerade. Zu beiden Seiten der nicht breiten Straße standen die dichten, grünen Wände, deren oberes Ende sich im Herbstnebel verlor. Der Weg war hier womöglich noch grundloser, als auf der Fläche. Am Rande der grünen Fichtenwände gab es immer wieder Gruppen von Farrenkräutern, vom Herbst braun gefärbt und verknüllt. Dazwischen ein toter Erlenbusch oder frech sich vordrängend ein Wacholder. Einmal, an der dichtesten Stelle des dunklen Waldes, wechselte ein Fuchs über die Straße.

Willem atmete den feuchten Duft des Nadelwaldes und grübelte. Rittlings über dem Sarge seines Weibes sitzend, grübelte er, wen er nun wohl heiraten solle. Da war vor allen die bucklige Maali. Die war nicht schön, aber sie war die Erbin des angrenzenden Bauernhofes. An den Buckel würde man sich sicher allmählich gewöhnen. Der Besitz des Hofes dagegen würde jeden

Tag eine neue Freude sein. Die Bauerngüter grenzten aneinander, ließen sich vereinigen. Das gab dann die größte Wirtschaft weit und breit. Doch ob die Budlige ihm Kinder schenken würde, schien sehr zweifelhaft. Sie galt außerdem für zänkisch und boshaft. Na, bei seinen Körperkräften würde er ihr das Zanken bald austreiben.

Dann war da die Lisu, ein hübsches, schmutzes Mädel. Grade gewachsen mit Augen, wie schwarze Johannisbeeren. Die gefiel ihm sehr gut. Sie war so lustig. Arm war sie auch nicht. Aber ihr früherer Bräutigam hatte sie sitzen lassen, mit einem Kinde an der Brust. So ein fremdes Gör auf seine Kosten aufzuziehen, war eigentlich nicht nach seinem Geschmacke.

Es fiel ihm die Lina ein. Sehr nett, aber sie hatte den Tanzteufel im Leibe. Wo nur gedudelt wurde, mußte sie dabei sein und sich drehen. In der steckte sicher keine Arbeiterin. Oder sollte er seine starke, fleißige Magd heiraten, die Pilwe? Arm war die freilich wie eine Kirchenmaus und sie hatte überhaupt keinen Vater gehabt. Das flegte ihr als Schande an. Dagegen war sie prachtvoll im Zuge, kannte die ganze Wirtschaft auf dem Lönneise-Hofe und konnte alles im gewohnten Geleise weiterführen. Das wäre eigentlich ein ganz guter Gedanke. Da wußte er wenigstens schon im voraus, was er an ihr hatte.

Na, das hatte ja alles noch Zeit. Die sechs Trauerwochen würde er jedenfalls einhalten, bevor er wieder heiratete. Er zog die Pfeife aus der Tasche und steckte sie in Brand und hellbläuliche Rauchwölkchen flatterten leise vor der dunklen Fichtenwand.

Schließlich kam er ans Ende des Waldes. Vor ihm

lag die weite, kahle Fläche. Brachfelder, weite, schmutzig gelbliche Stoppelteppiche, grünlich schimmernder, junger Winterroggen. Am Horizonte die Kirche mit ihrem spitzigen Turme und dahinter wieder dunkler Wald.

Willem gelangte mit seiner toten Frau an einen Kreuzweg. Von rechts her kam hier die Straße aus dem Wanaküllaschen Gebiete. In langer Reihe kamen hier die Kirchfahrer heran, ein Wagen hinter dem anderen. Die Frauen saßen unter tiefgehaltenen Regenschirmen, oft im bunten Unterrode. Den Rock hatten sie, um ihn zu schützen, nach oben gewendet und über die Schultern gezogen. Willem wandte sich um. Hinter ihm folgten die Kirchfahrer aus dem Rajadorfe. Auch vor ihm war die Straße zur Kirche von verschiedenen Gefährten besetzt.

Als er allmählich der Kirche sich näherte, schwebten dumpfe Glockentöne durch die feuchte Herbstluft. Es läutete. Bald würde der Gottesdienst beginnen.

Vor der Kirche, die inmitten des Friedhofs stand, hielt er. Das Pferd wurde an einem der alten, feucht glänzenden Wagenbäume angebunden, wo schon in langen Reihen Pferde und Wagen festgemacht waren. Dann winkte Willem und die Kirchenkerle kamen heran mit der schwarzen Bahre und stellten den Sarg darauf. Sie trugen ihn fort und stellten die Bahre in eine Reihe mit den schon wartenden acht Särgen. Das Kirchspiel Sanct Johannis war groß, es reichte wohl fünf Meilen in die Runde und das Kirchspiel beerdigte seine Toten nur einmal in der Woche, am Sonntage.

Willem zog seine nasse Mütze vom Kopfe und schritt gewichtig und würdig, wie es dem Witwer ziemte, in das Gotteshaus. Hier suchte er sich einen Platz und

wartete. Langsam füllte sich die Kirche. Der Pastor, ein alter Mann mit wallendem Barte ging langsam den Mittelgang entlang und verschwand in der Sakristei. Die Orgel begann einen Choral. Alte Weiber fielen mit schrillen Füstelstimmen ein. Auch einige Bässe mischten sich darunter. Die Liturgie begann, dann stieg der Pastor auf die Kanzel. Von der Predigt hörte Willem nicht viel. Er ließ seine Augen umherschweifen. Das Predigthören war nicht sein Fall. Er kam stets zur Kirche. Das war seine Pflicht vor dem lieben Gotte. Aber während der Predigt aufzupassen, das ging über sein Vermögen. Pflichtschuldig saß er fast eine Stunde still und langweilte sich. Das mußte dem lieben Gotte doch auch genügen.

Als das Schlußlied gesungen war, kamen die Trauungen daran. Mehrere Paare standen vor dem Altare und wurden zu christlicher Ehe verbunden. Einige Kinder wurden getauft. Dann kam der Pastor im Ornate auf den Friedhof und es folgten die Beerdigungen. Eine allgemeine, erbauliche Rede für alle neun Toten und dann wurden die Särge in die Gräber gesenkt.

Als Kattas Grab zugeschaufelt war und ein Häuflein sandigen Gerölles die Stelle bezeichnete, wo sie ruhte, traten Nachbarinnen heran und legten Kränze aus frischem Tannengrün auf dem Grabhügel nieder. Ein hölzernes Kreuz wurde zu Häupten in die Erde gesteckt und ein Maler erhielt Auftrag, das Kreuz zu streichen und Namen und Daten darauf zu pinseln.

So, nun war Willems Ehe erledigt und er schritt zurück ins Leben. Sein Nachbar, der Vater des bußligen Mädchens überredete ihn, im Kirchenfruge Stärkung zu suchen.

„Komm, Freund! Ein Schnaps stärkt und macht wieder lustig. Komm!“

Und der trauernde Witwer schob sich mit anderen durch die niedere Lüre in den weitgestreckten Kirchenfrug. In den düsteren Räumen mit den kleinen Fenstern herrschte schon Gedränge. Die rauhen Stimmen schwirrten durcheinander. Viele waren schon vom genossenen Branntwein angeregt und sprachen sehr laut. Sie fanden Platz und jeder bekam ein großes Glas voll Schnaps. Der Nachbar hatte auf der Lette abgekochte Krebse entdeckt. Er holte einen Zeller davon. Einige Krebse schob er dem Witwer in die Rocktasche. „Für den Heimweg!“ sagte er. Es blieb nicht bei dem einen Glase. Es wurde noch viel getrunken. Der Schnaps machte die Zunge des Nachbarns geläufig. Er redete viel. Mit einem Male gab er Willem einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. „Mache nun nicht mehr ein Witwergesicht. Bedenke, nun bist du wieder ein angehender Hochzeiter!“

„Dreck!“ sagte Willem.

„Höre, Willem: du weißt, ich bin nicht arm und habe nur eine Erbin, die Maali. Die Höfe liegen nebeneinander und würden sich nicht übel vereinigen lassen. Versteht sich, erst dann, wenn ich tot bin.“

„Das hat keine Eile!“ warf Willem dazwischen.

„Natürlich nicht, ich will ja noch leben. Aber wer flug ist, blickt voraus!“

„Deine Maali ist budlig!“

„Lieber Freund, was macht das aus? Wir haben alle unsere kleinen Fehler.“

„Aber nicht einen Buckel.“

Der Nachbar rückte noch näher heran. „Wenn aber der Buckel mit Gold und Silber gefüllt ist?“

„Buckel ist Buckel!“

„Lange nicht! Du hast doch gewiß Schulden auf dem Lönnise-Hofe?“

„Natürlich!“

„Siehst du? Diese Schulden würden alle bezahlt werden, am Hochzeitstage. Und das Löschen der Hypothek würde dir nicht einen Pfennig kosten. Das läßt sich doch hören? Nicht wahr?“

„Ja, das läßt sich hören,“ sagte Willem nachdenklich.

„Bedenke: nie mehr Zinsen zu zahlen. Alles was du einnimmst, bleibt in der eigenen Tasche!“

„Das läßt sich hören!“ wiederholte Willem.

„Nun, was meinst du, wir machen den Handel gleich ab?“

„Deine Maali muß doch auch gefragt werden.“

„Unsinn, Maali tut, was ich sage. Außerdem bist du doch ein schmucker Kerl! Glaubst du, die Maali möchte dich nicht gern leiden?“

„Was weiß ich?“

„Die schönste ist freilich meine Maali nicht und auch nicht die jüngste . . .“

„Nein, beides nicht.“

„Aber mein Geld ist nicht bucklig und es bleibt jung!“

„Deine Maali ist mit aller Welt verzanft. So sagt man. Vielleicht ist sie boshaft?“

„Boshaft? Die Maali? Weißt du, die reichen Mädchen werden leicht aufgeregt, wenn kein Freier kommt, dann, wenn sie es wünschen. Du wirst sehen: in der Ehe wird sie zahm sein und folgsam wie ein Lämmlein.“

„Das würde ich mir ausbitten.“

„Natürlich! Der Mann soll der Herr im Hause sein und kommandieren. Anders bin ich es auch nicht gewohnt.“

Willem trank langsam aus seinem Glase. Dann stellte er das Glas auf den Tisch, wischte sich mit dem Rockärmel über den Mund und sagte: „Wer weiß!“

„Was meinst du, Willem?“

„Ich kann mich so rasch nicht entschließen.“ Er wollte seine Katta um Rat fragen. Da fiel ihm ein, die hatte er ja eben begraben. Und Tränen stiegen ihm in die Augen. Zu seinem Arger. Teufel, der Schnaps machte ihn rührselig. Er schluckte die Tränen herunter und stand auf.

„Ich will nach Hause, Nachbar!“

„Warum nicht gar, es ist noch so früh!“

„Ich will nach Hause. Schön Dank für die Bewirtung.“

„Na—na—na, nimm es zum Wohle.“

Willem drängte sich aus der verräucherten Stube ins Freie. Tief zog er die reine, feuchte Herbstluft in die Lungen. Es dämmerte bereits ein wenig. Diese nebel-schweren Herbsttage sind im Norden so kurz. Er stapfte ans Grab seiner Katta. Das war noch grade so wie vor wenigen Stunden. Nur an den Lannenfränzen hingen helle Regentropfen und vom Holzkreuze rieselte es bisweilen hernieder. Da unten also lag sie. Daran konnte er nichts ändern. Lebendig machen konnte er die Katta nicht mehr, also mußte er sich nach einem andern Weibe umsehen. Vielleicht würde es die Bud-lige sein? Katta hatte sie zwar gar nicht gemocht, aber in dieser Welt würden sie doch nicht zusammentreffen

und im Himmelreiche durfte so wie so nicht frageelt werden.

Er zog die Mütze und sprach am Grabe halblaut ein Vaterunser, dann ging er zu seinem Wagen, band das Pferd los und machte sich auf den Heimweg. Aus dem Krüge drang dumpfer Lärm. Es wurde rasch dunkler. Nun konnte er bequem im Wagen sitzen, brauchte nicht auf dem Sarge zu reiten, wie auf dem Hinwege. Er benutzte häufiger die Peitsche und kam rasch vorwärts. Als er in den Fichtenwald kam, war es bereits ganz dunkel. Aber der Gaul kannte den Weg und ein Pferd sieht noch was, wo der Mensch schon nichts mehr sieht. Nun ging es nach Hause ins leere Haus. Unbehagliches Gefühl! Bald würde dort vielleicht eine bucklige Frau hantieren. Es würde wohl darauf herauskommen. Die Vorteile waren zu verlockend. Aber freuen tat er sich eigentlich nicht auf diese Zeit. Die Bucklige hatte so boshafte Augen.

Als er den langen dichten Wald durchfahren hatte, öffnete sich der Blick auf das Rajadorf. Er sah aus verschiedenen Häuschen Abendlichter leuchten. Auch aus seinem verlassenen Hofe blinkte traulich ein Schimmer. Richtig, die Pilwe war ja zu Hause geblieben. An sie hatte er seit der Beerdigung gar nicht gedacht. So war doch wenigstens ein Menschenwesen im Hause. Ein Mensch, der Katta gekannt hatte und der seine Gewohnheiten wußte. Das war anheimelnd.

Er kam zu Hause an, spannte das Pferd ab und führte es in den Stall. Den Wagen zog er mit viel Gepolter in den Schauer. Dann löschte er die Hoflaterne und ging ins Haus.

„Guten Abend, Bauer,“ sagte Pilwe freundlich

„ich habe dir ein Essen gemacht. Du wirst hungrig sein.“
Es roch nach Zwiebeln und gebratenem Speck. Sie stellte das Essen vor ihn auf den Tisch und er langte zu.

Pilwe setzte sich auf ein Stühlchen auf die andere Seite des Tisches. „Du armer Bauer,“ sagte sie, „du wirst jetzt traurige Zeit haben. Wie war denn die Beerdigung?“

„Wie soll sie gewesen sein?“ Er faute.

„Hat es so lange gedauert?“

„Nein, ich war noch ein Weilchen im Kirchenfruge mit dem Nachbarn von dort.“ Er zeigte mit dem Löffel über die Schulter.

„So, wie war denn der Weg?“

„Schlecht.“

Er antwortete einsilbig. Und doch war es ihm angenehm, daß ein Mensch sich für solche Kleinigkeiten interessierte. Daran merkte er, daß er nicht ganz vereinsamt war. Pilwes Stimme hatte immer einen so warmen Klang. Es schien ihm, als ob sie heute noch wärmer spräche, als sonst. Das hübsche Mädchen mochte wohl Mitleid fühlen mit dem vereinsamten Bauern. Er warf ihr einen prüfenden Blick zu. Eigentlich schade, daß sie eine arme Magd war, dazu eine mit dem Makel der unehelichen Geburt. Sie war eine tüchtige Arbeiterin und sie gefiel ihm auch sonst. Hübsch war sie und schlank. Man vermutete, der Baron sei ihr Vater gewesen. Das war aber nur Gerücht. Ihre Mutter war Stubenmädchen auf dem Gute und hatte auch andere Schätze gehabt, damals, vor ihrer Geburt. Sie hatte selber nicht angeben können, wer ihres Kindes Vater war. Und eigentlich interessierte das auch niemanden.

„Du hast viel zu tun gehabt in letzter Zeit. Ich danke

dir, Pilwe." Er reichte ihr über den Tisch die Hand, was er sonst noch nie getan hatte.

Pilwe errötete und sagte: „Ich habe meine Pflicht getan und du hattest es so schwer und traurig, Bauer. Ich war doch froh, wenn ich es dir etwas leichter machen konnte.“

„Du hast viel mehr, als deine Pflicht getan. Ich danke dir.“

Er wollte rauchen und holte die Pfeife aus der Tasche. Nun suchte er die Streichhölzer. Statt der Schachtel brachte er die Krebse hervor, die er ganz verzessen hatte.

„Krebse?“ fragte Pilwe erstaunt, „so spät im Herbst noch Krebse?“

„Der Nachbar schenkte sie mir. Da, nimm auch einige!“ Sie brachen beide die Schalen ab und begannen ein Knabbern und Saugen und Schmazen. Zwischendurch wechselten sie ein Wort. Als die Krebse verzehrt waren, holte Pilwe Streichhölzer und der Bauer begann zu rauchen.

„Willst du zu Bett, Pilwe. Geh nur.“

„Ich bin nicht müde.“

„Bleibe nur meinetwegen nicht auf.“

„Du bist so allein, Bauer. Ich leiste dir Gesellschaft.“ Sie holte einen Strickstrumpf herbei und begann zu arbeiten.

„Was machst du denn da, Pilwe?“

„Einen Strumpf, Bauer, einen wollenen.“

„Wer soll den denn haben? Das wird ja ein Männerstrumpf.“

„Du, Bauer, wer soll dir jetzt Strümpfe stricken.

Die Bäuerin ist tot. Aber du lebst und brauchst dringend neue Strümpfe."

"Wie weißt du denn das?" Er fragte ganz überrascht.

"Ich bin doch die Magd und wasche deine Wäsche. Und außerdem: Wir Weiber spüren immer, was ein Mann braucht."

Er seufzte. Freilich, Katta hatte das auch immer gespürt. Aber daß noch jemand leise seine Wünsche erraten würde, das hätte er nicht gedacht. Es wurde ihm fast wohligh warm ums Herz. Er war doch nicht ganz verlassen auf der Welt. Er nahm einige kräftige Züge aus der Pfeife.

"Ich hoffe, Pilwe, du wirst mich nicht so bald verlassen. Willst du Zulage haben?"

Sie wurde rot. "Ich bin nur eine arme Magd, aber ich denke nicht daran, dich zu verlassen, solange du mich brauchst."

"Katta liebte dich."

"Ja, die Bäuerin war immer sehr gut zu mir."

Gedankenverloren sagte er: "Die Budlige nebenan konnte Katta nicht leiden."

Pilwe staunte über den Gedankensprung des Bauers. Dann sagte sie: "Die mag niemand leiden."

"Sie ist aber sehr reich."

"Reich? Das mag sein. Aber sie haßt alle Menschen. Sie ist ein böses Mädchen. Niemand liebt die Boshaften."

Der Bauer starrte in den Rauch seiner Pfeife. Wenn der Nachbar nicht so reich wäre, hätte er ihn heute gründlich ausgelacht. Ihm den Buckel seiner Tochter mit Gold füllen zu wollen, war doch eigentlich frech. Doch Gold ist eben Gold. Wer viel Geld hat, darf stolz sein

und wer sich Maalis Bußel anschnallte, der würde Geld die Fülle haben, dagegen Frieden nur lotweise zugerechnet. Er schielte auf Pilwe. Wer die nähme, hätte Frieden die Fülle, aber das Geld nicht einmal lotweise. Hätte doch Pilwe das Geld der Bußlichen besessen!

Sie tauschten noch manches Wort. So ab und zu. Es wurde auch viel geschwiegen. Schließlich war Willem müde und wollte zu Bett.

„Gute Nacht, Bauer.“

Er reichte ihr wieder die Hand. Das hatte er sonst nicht getan. Aber heute schien es ihm, als sei sie nicht mehr die Magd, als wäre sie ihm ein Freund geworden.

Vor dem Einschlafen hatte er ein wohliges Gefühl. Jemand kümmerte sich um ihn. Er hörte die Magd noch hin und her gehen, nebenan. Sie räumte wohl auf. Ja, er war nicht allein auf der Welt nach Kattas Tode. Die Pilwe paßte in sein Haus. Sie sollte bleiben. Auch wenn er vielleicht die Maali mit ihrem goldenen Bußel geheiratet hätte, Pilwe sollte bleiben. Sie verkörperte ihm die gute, alte Zeit.

Ein Gefährt rollte langsam an seinem Hofe vorüber. Das war wohl der Nachbar, der heimkehrte. Der mochte eine gute Ladung Branntwein eingenommen haben, wenn er erst jetzt heimkehrte. Der hatte sicher den richtigen Sonntagsrausch. Dann schlief Willem ein.

Als er nach gut geschlafener Nacht erwachte und aufstand, überfiel ihn zunächst das Gefühl, vereinsamt zu sein. Doch Pilwes leichte und doch feste Schritte im Nebenzimmer erfüllten ihn mit der Empfindung, nicht allein auf der Welt zu sein. Gott sei Dank, daß die Pilwe da war. Durch sie war das Leben doch freundlich.

Er spannte das Pferd an den Pflug und begab sich

auf den Kartoffelacker. Der heurige Herbst war so ungewöhnlich milde. Da konnte er sich an die Nachlese der Kartoffeln machen. Einige Scheffel waren sicher noch im Felde. Warum sollten die dort erfrieren und vermodern?

Er pflügte den Acker um und freute sich über die Mengen von Kartoffeln, die dabei ans Tageslicht kamen. Später wollte er dann mit dem Sacke aufs Feld und die Ernte einsammeln.

Als er zur Mittagspause heimkam, stand das Mittagessen fertig auf dem Tische. Pilwe verwöhnte ihn. Sie hatte ihm wieder ein Leibgericht gekocht. Er ließ es sich gut munden, trotz seiner Trauer und blickte dankbar zu Pilwe hinüber. Da klopfte es. Die Budlige erschien in einem grell bunten Kleide, ein buntes Band ins Haar geflochten und trug einen Paden.

„Guten Tag, Bauer. Ich kam nur eben etwas herüber, nach dir sehen. Du hast es so einsam jetzt und niemand kümmert sich um dich.“

Willem brummte etwas vor sich hin. Dann zog er einen Stuhl herbei.

„Nimm Platz, Nachbarin.“

Sie setzte sich, wobei ihr Gesicht kaum über den Tisch ragte.

„Sieh mal, Nachbar, ich habe solches Mitleid mit dir. Du bist so einsam. Da wollte ich dir so gern eine Freude machen. Ich habe dir einen Kuchen gebacken. Wenn etwas gut schmeckt, fühlt sich der Mensch behaglich. Darum habe ich dir einen recht süßen Kuchen gebacken. Einen Trauerkuchen. Denn du wirst deine Frau schwerlich schon vergessen haben.“

Sie wickelte die Tücher vom Paden und schob den

Ruchen vor Willem hin. Es war eine Torte, fett und süß. Obenauf aus Schokoladenguß ein Totenschädel und darunter zwei gekreuzte Knochen. Es war nicht gerade künstlerisch gelungen, aber die Embleme des Todes waren immerhin zu erkennen.

„Ich habe alles selbst gemacht und wenn du ihn ißt, sollst du an deine tote Frau denken.“

„Danke dir, Maali.“

Willem wußte nicht so recht, warum der Totenschädel und die Schokoladenknochen drauf waren. Doch wahrscheinlich war das bei den feinen Leuten so Sitte. Er war doch nur ein ungebildeter Bauer.

Pilwe hatte einen Zipfel ihrer Schürze in den Mund gesteckt und biß kräftig darauf. Das Lachen plagte sie. Sie fand die Idee mit dem Totenkuchen unsagbar lächerlich.

„Er ißt gut, der Kuchen!“ lobte Maali.

Da nahm Willem sein Taschenmesser und zerschchnitt das Gebäck.

„Halt,“ rief Maali. „Den Schädel sollst du nicht zerschneiden. Den sollst du ganz allein essen und dabei an deine tote Frau denken und vielleicht — — auch ein ganz klein wenig — — an mich.“ Sie warf ihm aus ihren grüngrauen Augen einen recht koketten Blick zu.

„An dich? Warum?“

„Ich habe so viel an dich gedacht, als ich ihn in der Küche machte. Ich denke jetzt überhaupt so viel an dich.“

„Das ist nett von dir, Maali.“

Von Pilwe her kam ein gurgelnder Laut. Beide blickten nach ihr hin. Sie hielt ihr Gesicht tief gebeugt. Wahrscheinlich war ihr ein Bissen in die falsche Kehle gerutscht. Ja, jetzt begann sie krampfhaft zu husten.

„Soll ich nicht einen Kaffee kochen, Bauer? Der Kuchen ist so trocken.“

„Ja, tue das.“

Pilwe war froh, aus dem Zimmer zu kommen. Diese Jagd nach dem Witwer kam ihr so komisch vor.

Nun waren die beiden allein. Willem schielte auf die Uhr an der Wand. Er wäre gern wieder aufs Feld hinaus, um zu arbeiten. Statt dessen sollte er nun Kaffee und Kuchen vertilgen, womöglich den Schokoladenschädel ganz feierlich herunterschlingen.

„Willem,“ sagte Maali süßlich, „du solltest jetzt öfters zu uns herüberkommen. Vater hat dich gern und ich, nun, mir bist du vielleicht auch nicht grade widerlich.“

„Wollen wir sehen, was sich tun läßt!“

„Komm nur, komm! Ihr Männer liebt ja doch den Branntwein und das ist ja auch ganz richtig. Im Rausch scheint das Leben viel schöner, die Freundschaft viel wärmer. Vater hat immer Branntwein im Hause und es schmeckt ihm besser in lieber Gesellschaft, als allein. Komm nur oft zu uns und fürchte nicht, ich würde mich ärgern, wenn ihr über den Durst trinkt.“

„Das brauchst du bei mir nicht zu fürchten, Maali. Das Saufen macht gemein und niederträchtig. Ich trinke wohl gern meinen Schnaps, aber betrunken bin ich nicht, psui Teufel.“

„Natürlich, Nachbar. Das Saufen ist ganz gemein. Es macht den Menschen zum Tiere. Wenn es nach mir ginge, sollte der Branntwein überhaupt verboten werden.“

„Eben sagtest du doch das Gegenteil? Du lobtest den Rausch?“

„Ja? das soll ich gesagt haben? Du mußt mich nicht

recht verstanden haben. Ich drücke mich zuweilen nicht klar aus. Ich bin ja nur ein dummes Mädel."

Der Besuch begann ihm lästig zu werden. Wenn doch Pilwe endlich mit dem Kaffee erschiene!

Willem war wortfarg, aber wenn er etwas sagte, wußte Maali es jedesmal zu bestätigen. Genau so sei es. Das hätte sie auch grade immer gedacht.

Endlich kam Pilwe mit dem heißen Kaffee.

Maali nahm ihr die Kanne aus der Hand und goß ein. Pilwe warf ihr einen erstaunten Blick zu. Maali aber meinte: „Ein Witwer! Dem schmeckt alles besser, wenn eine Frau es ihm zuteilt oder eingießt. Nicht wahr, lieber Nachbar?"

„Pilwe ist doch auch eine Frau."

„Pah — eine Magd!"

Sie zog die Winkel ihres zu großen Mundes verächtlich abwärts.

„Sie sorgt sehr gut für mich, die Pilwe."

„Versteht sich, versteht sich! Wofür wird sie denn bezahlt? Du solltest dennoch wieder heiraten, Nachbar. Eine Frau würde noch ganz anders dein Wohl im Auge haben, als eine gemietete Magd."

„Das ist wahr," murmelte Willem nachdenklich.

„Siehst du wohl!" rief Maali triumphierend und hatte doch keine Ahnung, welche Wege Willems Gedanken gingen.

Willem schielte wieder auf die Uhr. Die Mittagspause war unerlaubt lang. Es war ja nicht Sonntag. So stand er auf und ging aufs Feld zur Kartoffelfese.

Die beiden Mädchen blieben allein.

„Nun werde ich bald fortgehen," sagte Maali, „an dir liegt mir nichts."

„So gehe doch!“

„Ich will noch meinen Kaffee austrinken. Der Kaffee deines Herrn ist gut.“

„Ja, unser Kaffee ist gut.“

„E u e r Kaffee!“ Das war höhnisch gesagt. „Deinen Kaffee will ich nicht und aus dir selber mache ich mir auch nichts!“

„Das merke ich. Um so mehr machst du dir aus meinem Bauern.“ Pilwe lachte herausfordernd.

„Unverschämtes Mädchen. Was willst du damit sagen?“

„Gestern hat er seine Frau beerdigt und heute läufst du ihm bereits nach. Und du versuchst ihn zu locken mit Totenschädeln und gekreuzten Knochen!“ Sie lachte.

„Genug, schamlose Magd. Oder ich beklage mich bei deinem Herrn!“

„Bitte! Ganz nach Belieben.“

„Du liebst deinen Herrn, gestehe!“ Maali zischte heiser vor Wut.

„Ja, ich liebe ihn, aber anders, als du denkst, ich will ihm helfen in dieser traurigen Zeit. Das ist alles. Ihm wird es nie einfallen, mich heiraten zu wollen. Du aber liebst ihn überhaupt nicht einmal. Du willst nur einen Mann haben, gleichviel welchen.“

„Du niederträchtige Person. Du bist eifersüchtig. Du sagst ja selbst, du liebtest ihn.“

„Wie einen Bruder, ja.“

Maali stieß ein spitziges Gefäch aus. „Solche Bruderschaft kennt man! Die Bäuerin war lange krank und der Bauer ist noch jung. Hi—hi—hi. Ja, es lohnt sich schon, seine Mädcheneyhre einzusetzen. Vielleicht bleibt

der Bauer flehen und heiratet dich hinterher. Hi—hi—hi. Man verrechnet sich aber dabei."

"So? Das weißt du natürlich aus Erfahrung?"

Maali glitt vom Stuhle und hielt ihre Krallen vor Pilwes Gesicht. „Sage noch ein Wort und ich frage dir die Augen aus."

"Antworten sollst du. Was weißt du aus Erfahrung?"

"Nichts weiß ich. Ich bin ein anständiges Mädchen."

"Es ist leicht, anständig zu sein, wenn niemand einen haben will!"

"Ich hasse dich! Wie ich dich hasse!"

Pilwe schüttelte den Kopf. „Man haßt nicht, wo man verachtet. Man haßt nur, was man fürchtet."

"Ich dich fürchten? Meines Nachbars Magd? Die wird fortgejagt, wenn sie frech ist."

"Wollen wir sehen!"

"Ja, wollen wir sehen!"

"Ich würde dir aber vorschlagen, von eurem Hofe aus das abzuwarten, nicht bei uns. Oder willst du des Bauern Rückkehr auch noch abwarten?"

Maali nahm ihr Tuch auf. „Ich gehe. Du kannst lange warten, bis ich wiederkehre."

"Gott sei Dank."

"Du freches Maul! Der Bauer soll zu uns kommen. Sage das deinem Herrn."

"Der Bauer kann gehen, wohin er will."

"Wie gnädig, daß du es erlaubst."

"Ich habe dem Bauer ebensowenig zu erlauben, wie du. Der tut, was er will."

Maali verließ das Haus und warf die Türe hinter sich ins Schloß, daß es knallte und das Geschirr auf dem Tische klirrte.

Pilwe lächelte vor sich hin. Dann räumte sie das Geschirr ab und begann, aufzuwaschen. Als sie damit fertig war, ging sie aufs Feld, um dem Bauern beim Auflesen der Kartoffeln zu helfen. Der Knecht hatte kürzlich zum Militär gemußt und da der Winter eine stille Zeit ist für den Landwirt, war zunächst kein neuer angenommen worden. Da half Pilwe auch auf dem Felde, so viel die Hausarbeiten ihr Zeit ließen.

Der Herbst wurde allmählich kälter und reiner. Es fror. Die grundlosen Wege gefroren und bildeten höckerige Bahnen, auf denen man nur langsam vorwärts kam, denn die federlosen Wagen rüttelten beim Fahren, daß man das Gefühl hatte, es würden einem die Eingeweide aus dem Leibe geschüttelt. In solcher Zeit fuhr man nur, wenn man mußte und selbst die Kirche war halbleer. Das wiederholte sich alle Jahre und der Pastor wußte, daß es nicht auf religiöse Gleichgültigkeit zu schieben war, sondern daß der Hocker auf den Straßen die Schuld trug. — Dann kamen die ersten Flocken, die ein verspäteter Herbsttag wieder fortsegte, bis schließlich eine weiße, gleichmäßige Decke sich über den Boden fußhoch breitete und die niedrigen, breiten Reggis, die Bauernschlitten der Esten, mit lustigem Schellenklang dahinzogen oder ohne Schellen leise, ja lautlos über den Schnee glitten.

Willem war jetzt öfters bei den Nachbarsleuten. Maali und ihr Vater machten viel Wesens von ihm. Hatte er es zu Hause auch gut, Pilwe sorgte vortrefflich für alles, so war das doch was anderes im Nachbargehöfte. Es ist immer schmeichelhaft, wenn andere uns die gleiche Bedeutung zumessen, wie wir selbst. Und für die Liebe, die uns geschenkt wird, sind wir niemals

empfindlicher, als wenn der Fluß der Zeit leise eine tote Liebe mit den Blumen der Erinnerung zu schmücken beginnt.

Man machte ihm einfach den Hof. Maali konnte doch nicht so boshaft sein, wie seine Katta immer gedacht hatte, wie auch Pilwe äußerte. Wie konnte ein böser Baum gute Früchte bringen, wie konnte man Feigen von den Disteln pflücken? Nein, Maali sah ihm jeden kleinen Wunsch von den Augen ab, immer nahm sie seine Partei, wenn seine Ansichten über den landwirtschaftlichen Betrieb mit denen des Nachbars auseinandergingen. Kurz, jedesmal, wenn er kam, wurde er wie ein lange ersehnter Freund aufgenommen.

Da war es natürlich, daß der, vom Nachbar ausgebrütete Heiratsplan in seinem Kopfe rumorte. Im Kopfe, nicht im Herzen. Eine reiche Frau zu haben, die einen unablässig verwöhnt, das ist gut und erfreulich. Daß sie einen Buckel hätte, daran würde er sich mit der Zeit gewöhnen. Jetzt, wo er Maali fast täglich sah, gab es schon Tage, an denen er ihren Buckel einfach nicht mehr bemerkte.

Freilich, mit ihr lebenslang zusammengespannt zu sein, wenn sie arm wäre, hätte keinen Sinn. Und wie sie sich als Bäuerin ausnehmen würde, das konnte er sich auch nicht vorstellen. Doch Pilwe würde da sein, Pilwe würde ihr alle seine Gewohnheiten und Bequemlichkeiten mitteilen. Ja, die Pilwe war ein anhängliches Geschöpf. Dafür war er der Katta über den Tod hinaus dankbar, daß sie diese treue Magd ins Haus geführt hatte. Die sollte niemals von ihm weichen, selbst wenn sie immer so übler Laune sein sollte, wie in den letzten Wochen. Unbegreiflich, seit er fast täglich drüben war,

bei Nachbars, war die Pilsne wie ausgetauscht. Sie sorgte für sein Wohl mit derselben Aufmerksamkeit, wie ehemals, aber sie war wortkarg, mißmutig, oft weinerlich. Er fragte sie zuweilen, was mit ihr los sei, aber sie gab farge, ausweichende Antworten. Einmal war sie sogar in ein Gelächter ausgebrochen, ein krampfhaftes, lautes Lachen, das am Ende in Schluchzen umschlug. Konnte nur ein richtiger Mann aus den Weibern klug werden? Dazu müßte man sie förmlich studieren und für so was hat der Bauer weder Zeit, noch Interesse.

Willem saß wieder am Abend bei den Nachbarn. Es wurde Brantwein getrunken. Willem, wie immer mäßig, trank lange an seinem Glase. Der Nachbar füllte das seinige immer wieder und war bald in jenem Zustande des Rausches, in dem ihm das Leben besonders leicht und unkompliziert erschien. Mit einem Male stand er auf und ging ins Nebenzimmer. Dort steckte er die Lampe an und rief nach Willem. Dieser fühlte sich behaglich und wollte nicht gerne aufstehen. Doch der Nachbar rief und rief. Da gab er schließlich nach und ging hin. Der Nachbar schloß die Türe, zwinkerte ihm listig zu und flüsterte: „Schau mal, was ich dir zeigen werde.“

Er trug mit großer Mühe eine schwere eiserne Schatulle herbei und stellte sie auf den Tisch. Dann zog er einen Schlüssel hervor und öffnete. Mit hellem, lange nachhallenden Glockentone sprang der Deckel auf.

„Das ist feuersicher aufbewahrt und da kommt auch kein Dieb heran.“

„Was ist denn das?“

„Geld, alles ist Geld!“

Der Nachbar zog ein schmutziges Tuch vorweg, das den Inhalt verborgen hatte.

Da lagen die Hunderter, zu Päckchen gebündelt, da lagen Haufen ungebündelter Fünfundzwanziger. Da waren in altes Zeitungspapier gewickelte Rollen. Der Nachbar öffnete eine der Rollen. Es waren lauter ausländische Goldstücke. Triumphierend blickte er auf Willem.

Dieser sah fasziniert auf das viele Geld. In seinen Augen erschien die Gier. „So viel Geld besitzest du?“

„Nicht mein Geld!“

„Gestohlen?“ fragte Willem flüsternd.

„Gar nicht! All dieses Geld gehört Maali. Sie weiß es nicht einmal, wie viel sie hat.“

„Da ist die Maali aber reich wie ein Graf.“

„Sie braucht es selber nicht zu wissen, wie reich sie ist. Doch ihr Gatte soll es wissen. Er bekommt doch diese ganze Schachtel mit Geld am Hochzeitstage. Sie versteht ja nicht mit Geld umzugehen. Was wissen die Frauenzimmer davon! Nein, der Mann bekommt es. Das eiserne Schächtelchen ist aber schwer, wie ein Ochse. Es wäre gut, wenn ihr Mann es am Hochzeitstage nicht weit zu schleppen brauchte. Zum Beispiel, nur aus einem Hause in das nächste. Meinst du nicht?“

Willem war wie verzaubert. Er starrte gierig auf das Geld. So viel Geld hatte er noch nie beisammen gesehen.

„Maalis Mann wird es gut haben,“ sagte er, ohne den Blick vom Gelde zu wenden.

„Natürlich, lieber Willem.“

Willem schien es unfasslich, daß die Besitzerin dieses

Reichtums sich überhaupt herbeilassen könnte, einen ganz gewöhnlichen Mann zu nehmen.

„Nachbar,“ sagte er, „wird denn die Maali überhaupt einen Mann nehmen?“

„Geh und frage sie. Sie sitzt ja nebenan!“ Des Nachbars Augen glänzten listig.

Willem fragte sich hinten am Kopfe. Dann wandte er sich schwerfällig der Türe zu und trat ins Nebenzimmer. Maali saß am Tische, genau wie vorhin. Sie nähte noch an der Schürze, wie vor zehn Minuten. Willem blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Wieder fragte er sich hinten am Kopfe. Dann fragte er mit heiserer Stimme: „Maali, willst du mich heiraten? Willst du Bäuerin auf dem Tönnise-Hofe sein?“

Sie nähte einige Minuten ruhig weiter und ließ ihn stehen. Dann blickte sie ihn an. Triumphierende Freude lag in ihren Augen. Sie sagte aber in gleichgültigem Tone: „Warum nicht!“

Da ging Willem in das Nebenzimmer zurück zum Nachbar und teilte ihm den Eheverspruch mit.

Der schlug ihm kräftig auf die Schulter. „Ist recht, Willem. Bist mir recht als Schwiegersohn. Unsere Höfe liegen nebeneinander.“

Er bemerkte, daß Willems Augen wie gebannt am Geldkasten hingen. Der war nun geschlossen, aber stand noch auf dem Tische.

„Das gehört nun dir, Willem. Am Hochzeitstage kannst du ihn abholen und den Schlüssel in die Tasche stecken.“

„Zeige noch einmal das Geld, Nachbar!“

Da öffnete Maalis Vater noch einmal den Kasten und Willem tat die flache Hand auf das Geld. Das

war nun alles sein. Was machte es aus, daß Maali einen Buckel hatte? Wenn seine Katta nur diesen Tag erlebt hätte! Doch nein! Ihr hätte es ja nichts geholfen. Solange sie lebte, hätte er nicht die Maali heiraten können. Aber ob sie aus dem Himmelreiche wohl herabschaute und sich auch über das viele Geld freute, das auf den Lönnise-Hof kam?

Die beiden Männer kamen zu Maali ins andere Zimmer und setzten sich an den Tisch. Eine Regung zur Zärtlichkeit spürte Willem nicht. Auch Maali schien daran nicht zu denken. Doch sie sah zufrieden aus. Der Alte füllte die Gläser von neuem mit Branntwein und sie stießen an. Maali mußte aus Willems Glas nippen. Und tat es, indem sie ihren großen Mund zu einer häßlichen Grimasse verzog. Willem bemerkte es, tröstete sich aber, das Geld schnitte keine Grimassen.

Als er spät nach Hause ging, geleitete der Alte ihn bis vor die Türe. „Schönes Wetter!“ sagte er. Es war windstill. Der Vollmond schien auf die ruhige Winterlandschaft. Auf den Gartenbäumen lag der Schnee wie weiches Fell. „Gute Nacht, Schwiegersohn!“ rief er Willem nach.

„Gute Nacht, Nachbar.“

Als er zu seiner Tochter zurückkehrte, fischerte er. „Mußt du hohe Prozente zahlen für das Geld, Vater?“

„Ja, hohe Prozente. Aber das spielt ja keine Rolle. Morgen bringe ich das Geld zurück zum Wucherer. Die paar Tage spielen ja keine Rolle. Wie seine Augen vor Gier glänzten, als er das viele Geld sah.“

„Vater, wenn er nun nach der Hochzeit den Geldfaß bekommt und ihn leer findet...“

„Er wird ja nicht leer sein. Da bleibt ein hübsches Sümmdchen darin, wenn auch nicht so viel, wie ich ihm gezeigt habe.“

„Vater, wird er mich nicht verlassen? Es wird ihm doch eine große Enttäuschung sein?“

„Dummes Zeug, verlassen! Ist man mal getraut, so ist es nicht so einfach mit dem Verlassen. Das hält dann schon zusammen, wenn auch Enttäuschungen kommen.“

„Vater, er wird mich prügeln, wenn das Geld nicht da ist. Wie sollen wir ihm das erklären? Er wird uns Betrüger schimpfen.“

„Unsinn! Ich werde ihm einfach sagen, wir hätten in letzter Zeit Unglück gehabt. Verluste. Das ist doch nicht unsere Schuld. Die Verluste konnten wir nicht voraussehen, als ich ihm das Geld zeigte.“ Er lächelte pfiffig.

Sie nickte. „Bist du aber ein Schlauer, Vater!“

„Das will ich meinen! Doch die Hauptsache ist: Bist du zufrieden mit ihm? Liebst du ihn?“

„Ich will einen Mann haben.“

„Einerlei wen?“

Sie lachte: „Nein, es ist nicht einerlei. Dieser gefällt mir. Der soll mein Mann sein.“

„Aber liebst du ihn?“

„Ich denke, ja.“ Über den letzten Worten lag ein Schimmer innerer Wärme.

„Dann ist ja alles gut!“

Unterdessen war Willem nach Hause gekommen. Er dachte nach, wie er morgen die Sache Pilwe mitteilen sollte. Er hatte ein unangenehmes Gefühl. Ähnliches hatte er empfunden, wenn er als Kind den Vater um Verzeihung bitten mußte. Ein widerwärtiges Ge-

fühl. Doch schließlich war er frei, konnte tun und lassen, was er wollte und brauchte wahrhaftig nicht seine Magd um Erlaubnis zu fragen, ob er heiraten dürfe.

Es war schon sehr spät, er wollte direkt auf's Bett. Aber Pilwe war noch wach. Sie brachte ihm eine Tasse heißen Kaffee. Sie mußte, das trank er gerne, wenn er zu spät heimkehrte.

„Hier Bauer,“ sagte sie. „Ich habe dir einen Kaffee gekocht. Das trinkst du gern.“

„Bist du aber gut, Pilwe! Warum schläfst du denn nicht?“

„Was tut das? Ich wollte dich erwarten. Das ist dir doch recht?“

„Freilich!“ Er sah die hohe, schlanke Gestalt mit dem hübschen, gesunden Gesicht, wie sie aufgerichtet vor ihm stand. Die hatte freilich keinen Buckel, aber Geld auch nicht.

„Du bist so gut, Pilwe. Du verwöhnst mich. Du machst dir viel zu viel Arbeit um mich. Du wirst es aber bald leichter haben. Bald wird hier eine neue Bäuerin einziehen. Ich werde wieder heiraten.“

Pilwe schwankte einen Schritt zurück. „Heiraten wirst du? Wen? Wen? Die Maali?“

„Ja, die Maali!“

Sie stieß einen keuchenden Ton aus und schwankte. Die Kaffeetasse fiel ihr aus der Hand und ging in Scherben. Auf dem Boden hatte sich eine dunkelbraune Pfütze gebildet.

Willem ärgerte sich. Der Duft des Kaffees war ihm schon in die Nase gestiegen und nun war es nichts damit.

„Wie du ungeschickt bist,“ sagte er.

Plötzlich brach sie in ein schallendes Gelächter aus. „Scherben bedeuten Glück, Bauer! So freue dich! Hörst du es: Scherben bedeuten Glück!“

Er nickte mit dem Kopfe.

Da sagte sie lachend: „Einen ganzen Bußel voll Geld!“

Das berührte ihn unangenehm und plötzlich schämte er sich, daß er ein budliges Weib erwählt hatte.

„Das tut doch nichts, Pilwe!“

„Das kommt darauf an. Dann werde ich wohl fort müssen?“

Er blickte überrascht zu ihr. „Nein, Pilwe, du bleibst. Ich brauche dich. Niemand kann so gut für mich sorgen, wie du. Du bleibst, so lange du willst. Ich brauche dich.“

„Obgleich ich keinen Bußel habe?“

Er betrachtete sie, wie sie schlank und schön vor ihm stand. Er wurde wärmer. „Du bleibst immer hier, Pilwe. Ich kann ohne dich gar nicht sein.“

„Die neue Bäuerin wird mich fortjagen.“

„Das wird sie nicht. Das erlaube ich nicht!“

„Die wird grade viel danach fragen, was du erlaubst!“

„Meinst du? Du sollst schon sehen. Du bleibst! Meinen Willen werde ich durchsetzen und wenn sie zwei Bußel hätte.“

„Zwei Bußel!“ Pilwe lachte spöttisch: „Ich denke, einer genügt für das Glück eines Mannes.“

„Gute Nacht, Pilwe.“

„Gute Nacht, Bauer.“

Er hatte aber keine gute Nacht. Er konnte nicht schlafen. Es war auch nicht ruhig im Hause. Was waren das für winselnde Töne, die aus Pilwes Kammer

kamen? Sie hatten ja keinen Hund. Was konnten das für Töne sein? Schließlich schlief er aber doch ein, schlief traumlos fest.

Er ging jetzt noch öfter ins Nachbarhaus. Er hatte sich fest vorgenommen, die Maali nett zu finden. Er suchte an ihr, was ihm gefallen könnte. Aber es gefiel ihm nichts, außer dem Geldkasten. Der Blick ihrer graugrünen Augen erschien ihm falsch und hinterlistig. Ihr Mund war wie ein langer, dünner Strich. Wenn sie lachte, kam etwas Boshaftes über sie. Und der Buckel! Der war scheußlich. Und je weniger Reiz er an Maali fand, um so besser gefiel ihm Pilwe. Sie war ja nur eine Magd, aber sie war ein schönes Mädchen und ein liebes Geschöpf. Es war, als hätte er erst den Hintergrund einer Maali nötig gehabt, um Pilwes Schönheit richtig zu bemerken.

Pilwe war ruhig in den letzten Wochen, aber sie war sehr niedergeschlagen. Sie tat ihre Arbeit, aber sie tat sie verdroffen. Zuweilen betrachtete sie ihn mit leicht spöttischem Lächeln, wenn er wieder ins Nachbarhaus ging. Und mit diesem Lächeln war sie eigentlich am allerhübschesten.

„Warum lachst du, Pilwe?“

„Du läufst ja zur Maali, wie das Kapital zum Juden.“

„Sage lieber: wie der Jude zum Gelde. Das stimmt besser.“

„Kann auch sein!“

Willem arbeitete jetzt oft im Walde. Es mußte Holz gefällt werden. Dafür war der Winter die rechte Zeit. Wenn möglich bei abnehmendem Monde. Das gab das beste Bauholz. Im Sommer wollte er eine neue Scheune bauen. Dann mußten die Balken trocken sein.

War er wieder bei Maali, dann drängte sie zum Pastor. Sie waren ja noch nicht richtig verlobt. Erst wenn sie aufgeboten waren, war die Sache fest. Sie merkte doch sehr gut, daß irgend etwas zwischen ihnen stand. Die Pilwe? Pah — die Magd! Willem sträubte sich meist gegen das Aufgebot. Er hätte so viel Arbeit im Walde.

Ach was, am Sonntag fuhren sie sowieso zur Kirche. Da brauchten sie ja nur zum Pastor in die Sakristei zu gehen.

So einfach sei das doch nicht. Man müsse die Papiere beschaffen. Taufzeugnisse und Kattas Totenschein. Nun, das sei doch eine Kleinigkeit. Die Papiere seien beim Pastor zu haben. Wohl, aber Stempelmarken gehörten darauf. Er hätte keine. Nun, so schaffe dir welche. Die sind doch in der Bude des nächsten Dorfes zu haben. Anfangs hatte Maali nur Wohlgefallen an ihm gefunden. Sie wollte durchaus einen Mann haben. Jetzt, wo er in seiner Liebesträgheit unbeweglich war, wie ein großer Stein, den sie bergauf rollen wollte, nun fühlte sie Liebesungeduld, Leidenschaft. Es kam vor, daß sie zu ihm trat, wenn er saß, ihn umhalsste und auf den Mund küßte. Er ließ das ruhig geschehen, ohne Abneigung zu zeigen, aber auch ohne irgendwelche Bewegung innerer Zustimmung zu machen. Er verhielt sich dann völlig passiv und dachte an den Geldkasten. Dann wurde es ihm leichter.

Er arbeitete täglich im Walde. Zuweilen war er auch vom Holzhacken zu müde, um noch auszugehen. Dann saß er zu Hause und Pilwe kochte ihm einen Kaffee.

An solchen Abenden verzehrte sich Maali vor Eifersucht. Einmal war sie abends unter sein Fenster ge-

schlichen. Vorhänge pflegen die Dörfler nicht vor ihre Fenster zu ziehen. Wer sollte da hineingucken?

Durch den tiefen weichen Schnee war sie gestampft bis unter sein Fenster und hatte hineingeschaut. Da saß Willem friedlich auf der Ofenbank, die Pfeife im Munde. Vor ihm, auf dem Tische stand der dampfende Kaffee. Ihm gegenüber Pilwe, strickend. Gesprochen wurde nicht. Es sah aber so gemütlich aus, es sah aus, als gehörten die zwei zueinander in holder Selbstverständlichkeit. Sie ging schweigend nach Hause, wie sie gekommen war. Doch in der Nacht konnte sie nicht schlafen. Eifersucht wühlte in ihr. So ging es nicht weiter. Pilwe mußte fort.

Es zeigten sich die ersten frühlingsmäßig warmen Tage. In der Nacht fror es hart, aber am Tage schien blendende, warme Sonne auf den metertiefen Schnee. Auf der Straße machte der Schnee bereits einen schmutzigen Eindruck. Jetzt mußten die letzten Waldarbeiten gemacht werden. Die Balken und das Brennholz mußten geführt werden, solange die Schlittenbahn dauerte. Das konnte noch sechs Wochen dauern. Es konnte aber sein, daß in zwei Wochen aller Schnee sich in Wasser verwandelt hatte. Dann gab es Überschwemmungen im weiten Umkreise. Felder und Wiesen unter Wasser und auf den Wegen kam man weder mit Schlitten noch mit Boot vorwärts. Wenn diese warmen Märztage anhielten, konnte es sehr bald so weit sein.

Willem arbeitete wieder im Walde. Er führte Holz. Pilwe lehrte die Stube. Da öffnete sich die Türe und Maali trat herein. Sie blieb unweit der Türe stehen und blickte feindselig auf Pilwe. Dann herrschte sie sie an: „Es ist schmutzig draußen. Putz mir die Schuhe.“

Pilwe stützte sich auf den Besen und sah sie ruhig an. Sie rührte sich nicht.

„Nun, wird es bald?“

„Puze doch selber deine Schuhe, wenn du es liebst, in den Dreck zu treten.“ Sie holte ein schmutziges Tuch und warf es Maali vor die Füße.

„Puze mir die Schuhe!“ herrschte Maali sie nochmals an.

Pilwe rührte sich nicht.

„Hast du keine Ohren am Kopfe?“ Maali stampfte mit dem Fuße.

Pilwe stand unbeweglich.

„Ich befehle dir, puze meine Schuhe. Vergiß nicht, ich bin hier bald die Bäuerin und du bist nur die Magd.“

Da kniete Pilwe nieder und wischte ihrer buckligen Feindin die Schuhe mit dem Tuche ab.

„Das genügt nicht. Hole die Bürste!“

Pilwe ging, mit vor Wut zusammengebißenen Zähnen und holte die Bürste. Und sie bürstete Maalis Schuhe ab.

„Merke dir: in Zukunft hast du mir sofort zu gehorchen. Du bist nur die Magd. Jetzt zeige mir die Küche. Ich will wissen, wie ich die Küche einrichten werde.“

„Es soll alles beim alten bleiben, so wünscht es der Bauer.“

„Es soll nichts beim alten bleiben. Ich werde nach meinem Ermessen hier schalten und walten. Ich werde die Bäuerin sein.“

„Ja, du wirst die Bäuerin sein.“

„Dich werde ich sofort wegschicken. Hörst du, ich kündige dir hiermit. Suche dir zu St. Georg eine neue Stelle.“

„Du darfst mir nicht kündigen. Das hängt nur vom Bauern ab, nicht von dir.“

„Ich bin die Bäuerin.“

„Noch nicht.“

„Ich werde es bald sein und dann jage ich dich aus dem Hause. Also, suche dir beizeiten eine neue Stelle.“

„Ich werde nur gehen, wenn der Bauer mich fort-schickt. Der aber hat mir versprochen, daß ich immer hier bleiben darf.“

„Das könnte mir grade fehlen! Warum sollst du hier bleiben, wenn es mir nicht gefällt?“

„Weil es dem Bauern so gefällt.“

„Ja, ja, man kann sich ja denken, wie lieb der Willem dich hat! Abends sitzt ihr gemütlich beisammen und trinkt Kaffee. Und ich erwarte ihn vergebens. Bezahlst er dich jedesmal oder ist die Liebeszahlung gleich in den Monatslohn eingeschlossen?“ Maali lachte meckernd.

„Was willst du damit sagen?“ Pilwe trat drohend direkt vor Maali.

„Hä—hä—hä, man weiß es doch. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — — du Dirnenkind!“

„Ich kann doch nichts für den Leichtsinns meiner Mutter.“

„Alles erbt sich fort. Ein Dirnenkind gebiert wieder ein Dirnenkind. Das Laster ist erblich.“

„Der Buckel auch?“ Pilwe lächelte herausfordernd.

„Halt's Maul. Was geht dich mein Buckel an?“

„Er ist so interessant. Wiegt er denn viel? Er ist doch voll Gold?“

„Unverschämte Magd! Willst du wohl über mein Unglück spotten?“

„Wie du über meine Geburt!“

„Du sollst weg von hier. Ich will deine Frage nie mehr sehen!“

„Wozu kamst du denn her? Nur, um deinen Buckel spazieren zu tragen?“

Maali kochte vor Wut: „Du Straßendirne, du Buhlerin. Ich will dich auffressen, daß nur die Ohren nachbleiben.“

„Nein, ich will dich auffressen, aber den Buckel spucke ich wieder aus.“

Maali sprang in die Höhe und gab der Feindin eine Ohrfeige. Sie zog ihr die Krallen über die Backe, daß vier blutige Streifen nachblieben.

Nun hob Pilwe den Besenstiel: „Pack dich, oder ich schlage dich tot.“ Ihre Augen glühten vor Zorn.

Da bekam die künftige Bäuerin Angst. Langsam retirierte sie bis an die Türe und ging hinaus.

Pilwe rief ihr noch nach: „Gib acht, daß du nicht in den Dreck trittst. Ich putze deine Schuhe nicht wieder, du bußliges Ungeheuer!“ Dann schlug sie die Türe zu.

Als der Bauer nach Hause kam, erzählte sie ihm, was vorgefallen war. Daß die Maali ihr gekündigt hätte und sie fortjagen wolle.

„Unsinn, du bleibst! Wir wollen doch sehen, wer Herr im Hause ist.“ Willem war wütend.

„Sie sagt, sie werde mich fortjagen, sowie sie hier was zu bestimmen habe. Sie hat mir ja schon gekündigt.“

„Du bleibst!“

„Wenn ich aber bleibe, wird es mir wohl alle Tage so ergehen.“ Sie zeigte ihm ihre blutige Backe.

„Hat Maali das getan?“

„Heute zum ersten Male, Bauer.“

Er ging sofort hinüber zu Maali. Pilwe sah ihm freundlich nach. In dieser Stimmung war er noch nie hinübergegangen. Das konnte heute einen Krach geben. Gott sei Dank!

Maali empfing ihn mit Lächeln. Sie versuchte, sich an ihn zu schmiegen. Er aber nahm nicht einmal die Mütze vom Kopfe.

„Du warst heute bei uns?“

„Bei euch?“ fragte sie spöttelnd, „bei dir war ich.“

„Und du hast der Pilwe gekündigt?“

„Ja, die Person muß aus dem Hause und zwar sofort!“

„Ich kündige meinen Mägden, nicht du!“ Er sprach in drohendem Tone.

„Dir scheint ja sehr viel an diesem Dirnenkinde zu liegen.“ Sie zog einen spöttischen Mund.

„Sie ist rechtschaffen und fleißig. Sie bleibt!“

„Sie soll aus dem Hause, sie ist deine Dirne!“

„Bist du verrückt?“

„Ich weiß, was ich weiß.“

„Nichts weißt du!“ Er wurde heftig.

„Kinderchen, zankt euch doch nicht,“ mischte sich der Vater in den Streit. „Wenn Maali Bäuerin sein soll, hängt es von ihr ab, ob eine Magd bleibt oder nicht.“

„Hörst du?“ fragte Maali triumphierend.

„Ich denke anders. Pilwe bleibt.“

Auch Maali wurde ungeduldig. „Ich werde kein Dirnenkind im Hause dulden.“

„Dafür, daß sie keinen Vater hat, kann sie ebenso wenig wie du für deinen Buckel!“

„Willst du mir meinen Buckel vorwerfen?“ Jetzt sprühten ihre graugrünen Augen Zornesblitze.

„Mein, für den kannst du nichts. Aber auch du sollst gerecht sein!“

„Ich will nicht gerecht sein. Ich will die Magd aus dem Hause jagen. Ich hasse sie.“

„Du hast ihr heute das Gesicht zerkratzt.“

„Es tut mir leid, daß ich ihr nicht die Seele aus dem Leibe gekratzt habe.“

„Du darfst sie nicht anrühren. Ich werde sie schützen.“

„Du scheinst ein Kavalier deiner Dirne zu sein. Das hört aber jetzt auf.“

„Pilwe ist ein anständiges Mädchen!“ Willem schrie es.

„Kinder, Kinder, zankt euch doch nicht.“ Wieder versuchte der Alte begütigend dazinzureden.

Aber die Wut kochte jetzt in beiden. Sie ließen sich nicht besänftigen.

„Ich sage dir, Willem: Ich werde die Person nicht dulden, sie muß fort, bevor ich einziehe.“

„Sie wird bleiben, solange sie will.“

Da spielte Maali ihren stärksten Trumpf aus. „Sie muß fort, oder ich komme überhaupt nicht. Wähle: Ich — oder sie! Wir sind noch nicht getraut, nicht einmal verlobt beim Pastor. Wähle: Ich — oder sie. Wähle sofort. Wenn du eigensinnig bist und bei deinem Willen bleibst, dann — bei Gott — ist es aus zwischen uns, aus zwischen dir und meinem Gelde. Wähle!“

Willem fragte sich den Hinterkopf. Ja, das Geld. Das war dann futsch! Das wäre niederträchtig.

Da begegnete er ihrem boshaft siegesicheren Blicke, ihrem triumphierenden Hochmute. Herausfordernd spotthaftes Lächeln lag auf ihrem langen, häßlichen Munde. Da stieg seine Wut, daß ein Weib ihn so anzusehen wagte, als wäre er ihr leibeigener Narr.

„Behalte dein Geld und deinen Buckel. In meinem Hause bleibe ich der Herr!“

Er schlug die Türe zu und trotz des Schnees hörte man, wie schwer seine Schritte waren.

Maali war anfangs regungslos — versteinert. Daß ihr Trumppf=Alß den Stich nicht gemacht hatte, das konnte sie schlechterdings nicht begreifen. Ihre Weltanschauung brach in Trümmer. Da war einer, der sich gegen Gott Mammon auflehnte. Was war das? Alles um der Pilwe willen?

Als sie endlich sprechen konnte, flüsterte sie, bleich vor Wut: „Töten werde ich das Dirnenkind, seine Neze!“

„Ach Unsinn, Maali, er wird schon wieder kommen. Sei sicher, der kommt wieder. Der kann sich wohl ärgern, doch vom Golde lassen: das kann er nie und nimmer. Sei sicher, der kommt wieder!“

„Ihr Blut will ich sehen!“ zischte Maali, immer noch auf der gleichen Stelle stehend.

Unterdessen war Willem heimgekommen.

Pilwe öffnete ihm die Türe. Ängstlich forschend blickte sie ihm ins Gesicht. War er schwach gewesen? Hatte das Weib gesiegt? Mußte sie fortgejagt werden?

Er knallte seine Mütze auf den Tisch.

„Du bleibst hier, solange du willst, Pilwe.“

„Hat sie eingewilligt?“

„Nein! Ich habe sie zum Teufel gejagt, mitsamt ihrem Buckel und ihrem Geldkasten.“

„Das hast du getan, Bauer? Du bist ein Held. Oh, ein Held bist du!“

„Nur bin ich jetzt wieder allein, allein in der Welt.“
Er ließ die Stimme sinken.

„Bist du wirklich allein, Bauer? Bin denn ich nicht da?“

„Ja, du bist da, gute Pilwe, ja, ja, du bist da. Aber du bist nur eine Magd.“

Sie sah ihn an. Eine große Liebe strömte ihr aus den Augen und hüllte ihn ein. Sie war so hübsch und schlank, wie sie vor ihm stand. Da sagte er plötzlich: „Es wäre eigentlich am einfachsten, wenn du meine Bäuerin würdest. Du kennst schon alles und ich kenne dich und hübsch bist du und Gott sei Dank, du hast keinen Buckel... und unnützes Geld hast du auch nicht...“ Bei den letzten Worten lächelte er.

Sie schob ihre Ärmel bis an die Schulter hinauf. Dann reckte sie ihm ihre kräftigen, nackten Arme entgegen.

„Sieh, Bauer, das ist mein Geld, das ist mein Kapital: Meine Arme, meine Arbeit!“

Er sah sie schweigend an. Dann fragte er: „Willst du mein Weib sein?“

Sie blickte zu Boden, glücklich lächelnd. Dann trat sie an ihn heran und legte ihm die nackten, starken Arme um den Hals.

Da fühlte er ein Liebesgefühl in sich aufsteigen, ein Gefühl, das Maali ihm nie hätte einflößen können.

„Aber dann wollen wir bald heiraten. Worauf sollen wir warten, Pilwe? Der Frühling mit all seinen Arbeiten steht vor der Türe. Worauf sollen wir warten?“

„Ja, worauf sollen wir warten?“

„Morgen ist Sonntag. Fahren wir gleich morgen zum Pastor zur Verlobung. Willst du?“

Sie nickte, den Kopf an seiner Brust.

„Nach zwei Wochen werden wir dann zusammen-
gesprochen als Mann und Frau, willst du?“

Wieder nickte sie.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Ein Leuchten ging über sein Gesicht. „Kinder wirst du mir schenken.“ Es klang wie ein Jubelruf. Er zog sie dicht an sich. „Ich werde Kinder haben! Die Bücklige hätte mir keine gegeben.“

„Natürlich nicht.“

„Doch, hast du einen Taufschein, damit wir morgen zum Pastor können?“

Sie nickte. „Ja — — — aber das ist doch gerade der Schandfleck. Unter dem Vordruck: Vater — ist das Papier leer. Dort steht kein Name.“

„Das weiß ich doch, Pihve. Bist du erst Bäuerin auf dem Tönnise-Hofe, wird kein Teufel danach fragen, wer dein Vater war.“

Über Nacht hatte es stark gefroren. Die Schlittenbahn war erträglich, als sie am nächsten Morgen zusammen im Reggi saßen und früher, als die übrigen zur Kirche fuhren. Sie mußten vor dem Gottesdienste den Pastor sprechen und das Aufgebot bestellen.

Der Gottesdienst hatte begonnen. In der Kirche von Sankt Johannis herrschte noch streng die alte Sitte. Weder Brautpaare noch Eheleute durften während des Gottesdienstes nebeneinander sitzen. Die rechte Kirchen-
seite war für die Männer, die linke für die Weiber.

Willem saß rechts und bemühte sich, den Choral mitzusingen. Während der Predigt paßte er nicht auf. Auf der Weiberseite saß in erster Reihe Maali, den Kopf nach hinten geneigt. Ihr kleiner Oberkörper verschwand fast hinter dem Gestühl. In einer der letzten Reihen

saß Pilwe, die heute seine Braut wurde. Er verglich die beiden Mädchen. Die häßliche, bucklige Maali vorn mit dem gelblichen, fränklichen Gesichte. Und hinten das schöne, schlanke Mädchen, das seine Bäuerin werden würde. Von dem, was der Pastor sagte, hörte er, wie gewöhnlich nichts. Ihm schien es der wichtigste Gottesdienst, die beiden Mädchen zu vergleichen.

Die Predigt war aus. Nun kamen die Aufgebote. Im großen, weit gedehnten Kirchspiele gab es viele, die in die Ehe treten wollten.

Da kamen, laut und deutlich sein und Pilwes Namen. Maali warf den Kopf zurück und schnappte einige Male nach Luft. Dann schien ihr etwas zugestoßen zu sein, denn ihre Nachbarinnen in der Kirchenbank machten sich an ihr zu schaffen. Aber als das letzte Lied gesungen wurde, saß sie wieder aufrecht und sang sogar mit. Nur noch bleicher war sie, wie gewöhnlich.

Beim Hinausgehen aus der Kirche drängte sich Maali an Pilwe vorüber. „Töten werde ich dich!“ zischte sie ihr zu.

Pilwe antwortete nicht einmal. Sie war zu glücklich, um ein gehässiges Wort zu finden.

Sie fuhren zusammen nach Hause. Der Schlitten glitt leicht durch den Schnee, die Sonne glitzerte in Millionen funkelnder Brillanten auf der weiten, weißen Fläche und schien ihnen direkt in die zufriedenen Herzen.

Nun wo die Sache entschieden war, durch das kirchliche Aufgebot beinahe unlöslich, wunderte Willem sich, daß er nicht von vornherein nach seinem Glücke gegriffen hatte. Das hatte ihm doch so nahe gelegen. Nur das Gold, das viele Gold hatte ihn geblendet und verwirrt.

Nach zwei Wochen fuhren sie wieder in die Kirche. Dieses Mal zur Trauung. Der Frühling war mit Macht gekommen. Die Wege waren fast unpassierbar. Im Walde fuhr man auf Glatteis. Dort kam der Schlitten gut und rasch vorwärts. Aber auf den Flächen ging es wersterweit schurrend über die braune, aufgeweichte Erde. Dazwischen gab es weite Seen zu durchfahren, daß man die Füße hoch heben mußte, denn das Wasser drang in den niedrigen Schlitten. Die Kirche lag auf einem Hügel. Hier war die Straße schneefrei und am Südhange schon trocken. Hier kamen sie mit dem Schlitten nicht mehr vorwärts. Sie stiegen beide aus und stapften neben dem leeren Reggi her. Sie erreichten aber doch das Ziel. Willem band das Gefährt an den Baum und sie gingen in die Kirche, grade wie die Glocken läuteten. Es waren nur wenige Menschen gekommen, eigentlich nur aus dem Kirchdorf. Aus dem Rajadorfe waren sie die einzigen. Der Weg war zu miserabel. Sie mußten den Gottesdienst abwarten, er auf der Männerseite, sie saß unter den Frauen.

Nach dem Gottesdienste traten sie vor den Altar. Mit ihnen zugleich noch zwei andere Paare. Die Leute kannten sie nicht.

Der Pastor hielt die Trauredede, für alle drei Paare gemeinsam. Dann trat er von Paar zu Paar. Die „Ja“ wurden gesprochen, die silbernen Trauringe gewechselt und der Geistliche segnete sie ein und gab ihnen, jedem Paare einen eigenen Bibelspruch mit auf den Lebensweg.

Dann verließen sie die Kirche. Vor dem Portale standen mehrere Särge. Nun würden die Beerdigungen kommen. Wie lange war es her, daß Kattas Leiche

hier in einer Reihe mit anderen Särgen stand? Kaum ein halbes Jahr. Willem faßte seine junge Frau an der Hand und zog sie zu Kattas Grabhügel. Der sah freilich wüßt aus, jetzt im Vorfrühling. Schmutziger Schnee, brauner Schmutz, Wasserlachen zwischen den Gräbern. Das Kreuz war gestrichen, weiß gestrichen und deutlich stand der Name seines ersten Weibes darauf zu lesen.

Sie beteten beide ein Vaterunser und Pilwe versprach, die ersten Frühlingsblumen des Jahres auf diesen Grabhügel zu streuen.

Dann machten sie sich auf den Weg nach Hause. Der war freilich in den wenigen warmen Tagesstunden noch unpassierbarer geworden. Doch sie kamen an, nach abenteuerlicher Fahrt.

Hier erwarteten sie bereits die Hochzeitsgäste, die sie geladen hatten. Es waren nur wenige Menschen. Man war schon nahe an der Karwoche. Da wollten sie keine große Festlichkeit haben. Nur Bekannte aus dem Rajadorfe waren geladen, nicht einmal ein volles Duzend. Willem hatte für Wein gesorgt, freilich war es ein Wein, der in keiner Weise mit dem Weinstocke verwandt war. Ein Kunstprodukt, süß und stark, und die junge Frau sorgte für ein Abendessen. Die neue Magd, die nun angestellt war, hatte den ganzen Tag in der Küche hantiert, gebraten und gekocht.

Die Stimmung war gehoben. Willem und Pilwe saßen nebeneinander. Die Stimmung war vorgerückt. Zahllose Male hatte man sie hoch leben lassen. Immer wieder wurde gesungen „nad elagu“ und angestoßen. Wie fühlte Willem sich glücklich, eine hübsche junge Frau neben sich zu haben, eine die ihm aller Voraussicht nach Kinder schenken würde.

Da ertönte plötzlich ein lauter Knall. Die Splitter einer Fensterscheibe flogen klirrend ins Zimmer. Eine Kugel schlug hinter Pilwe in den Ofen. Was war das? Einen Augenblick saßen alle wie versteinert. Da ertönte ein zweiter Schuß. Pilwe schrie auf und preßte die Hände auf die Brust. Willem umschlang sie. Die Gäste stürmten hinaus vor das Haus, um den Verbrecher zu fangen.

Pilwes Gesicht war totenbleich, dann öffnete sie den Mund und ein Blutstrom lief über ihr Hochzeitskleid.

„Pilwe, Pilwe!“ schrie Willem. Sie lag schwer in seinen Armen. Ihr Atem ging stoßweise und unregelmäßig. Dann fiel ihr Kopf vornüber. Der Atem stand. — Pilwe war tot. —

Da stürmten die Gäste wieder herein. Vor sich her stießen sie ein budliges Mädchen mit der Flinte im Arm. „Diese war es! Die Maali hat geschossen! Sie ist die Verbrecherin!“

Maali hatte einen hohen Glanz in den Augen. „Ja, ich habe dich getötet, du Dirnenkind! Ich habe dich erschossen, du Meze vom Lönne-Hofe! Hörst du mich noch? Ich sehe dein Blut! Dein rotes Blut! Mag man mich jetzt einsperren, mag man mich hinrichten! Was tut das? Ich sehe dein Blut! Ich sehe dein Leben wie Schmutz auf den Boden fließen! Und ich lache darüber! Hörst du mich noch? Ach so, du atmest nicht mehr! Du bist schon tot! Fahre zur Hölle, du Meze! Nun macht mit mir was ihr wollt! Ich habe das Blut der Meze gesehen! Ha—ha—ha—“

Sie wurde gebunden, obgleich das eigentlich unnütz war. Sie wehrte sich gar nicht. Es war nach der Polizei

geschickt worden. Nach einer Stunde erschien der Kordnik. Maali wurde abgeführt. Pilwe lag bleich und still auf dem Lager, das Gewand von Blut besudelt.

Es dauerte eine Reihe von Tagen, von warmen Frühlingstagen, bis Pilwes Leiche zur Beerdigung freigegeben wurde.

Nun war der Palmsonntag gekommen. Der Schnee war so stark abgeschmolzen, daß man mit dem Schlitten nicht mehr durchkam. Es war fast sommerwarm.

Da stand vor der Türe des Lönnise-Hofes der federlose Bauernwagen. Mehrere Männer trugen einen schmucklosen Sarg hinaus und stellten ihn auf den Bauernwagen. Die bunte, gestreifte Wolldecke wurde darüber gebreitet. Dann schwang Willem sich hinauf und setzte sich rittlings auf den Sarg. Er gab dem Pferde die Peitsche, daß der Gaul jäh anzog. Der Straßendreck spritzte hoch auf, daß die Männer erschreckt beiseite sprangen.

Der Weg führte durch den finsternen Fichtenwald. Im Inneren des Waldes lag noch viel Schnee, aber der Weg war frei und schmutzig. Zwischen den dunkelgrünen Waldwänden war ein ganz schmaler Ausschnitt des lachenden Frühlingshimmels sichtbar. Willem wandte sich um. Hinter ihm in langer Reihe die Wagen der Dorfgenossen. Heute würde es viele Leute am Grabe geben. Die Beerdigung einer ermordeten Frau! Das war gruselig interessant. Das wollte sich keiner entgehen lassen. Von weit her würden sie heute zur Kirche kommen, um dabei gewesen zu sein, als eine Ermordete in die Erde gesenkt wurde.

Vor einer Woche erst war er mit Pilwe zur Kirche gefahren, zur Trauung. Heute fuhr er wieder mit ihr,

zur Beerdigung. Ja, meine Geldgier war an allem schuld! So dachte er.

Er kam aus dem dichten Walde heraus auf die weite Fläche. Die Sonne schien auf die braunen und grünen Felder. Nur vereinzelte Schneeflecken lagen hier noch. Am Horizonte winkte der spitzige Kirchturm.

Über den braunen Feldern sangen die ersten Lerchen des Jahres ein Jubellied. Da begann der starke Mann, der rittlings auf dem Sarge seines Weibes saß, zu schluchzen, wie ein Kind.

Tod und Leben

Es schneite. Nicht der frühlingstolle Wirbel tanzen-
der, weißer Schmetterlinge. Auch nicht das leise,
weiße Geriesel, wenn der Winter vom Himmel hernieder-
schwebt. Es wehte ein heulender Sturm vom gefrore-
nen Meere her und kleine, spizige Flockenkrystalle flogen
an den Fenstern der Hütte vorüber, auf der Flucht, als
eilten sie dahin in atemloser Hast, in Angst vor den
gellenden Peitschenhieben des Sturmwindes. Die ganze
Natur war ein wagerecht gestreifter, weißer Nebel.
Zuweilen knisterte es an den Scheiben, als trommelte
ein Gespenst leise mit allen zehn Fingern gegen das
Glas. Auf dem Schornstein pfiff der Sturm wilde Lieder.
Bisweilen klang es wie verzweifeltcs Stöhnen aus dem
mächtigen Kachelofen, der die Hälfte des Zimmers ein-
nahm.

Ein Mädchen saß am Spinnrad und spann. Das
leise, wiegende Schnurren des Rades klang behaglich,
fast wie das Schnurren der Kaze hinter dem Ofen, wenn
sie gekraut wurde.

Das Mädchen spann und spann. Zuweilen blickte
es vom Faden auf und große dunkelblaue Augen sahen
verträumt zum Fenster hin. Die unteren Scheiben
waren zur Hälfte verdeckt. Einen harten, dichten Schnee-
panzer hatte der Tag von außen an die Fenster gedrückt.
Vor den oberen Scheiben aber flog das Unwetter vor-
über wie weißer, gestreifter Nebel.

Das Mädchen spann weiter. Wenn sie die Augen
senkte, so warfen ihre langen, schwarzen Wimpern
dunkle Schatten. Das Rad drehte sich, der Fuß trat
regelmäßig das Brettchen, und in den Fingern drehte
sie die Wolle.

Dann begann sie zu singen. Mit harter, fast geller

Sopranstimme. Sie sang zum Takte des Treibrettes ein uraltes Volkslied, das sich von selbst in den Rhythmus des Spinnrades fügte:

Spinn, spinn mein Lächerlein,
Morgen tritt dein Freier ein!
Lichter seufzte, Licher spann ...
Niemaß kam ein Freiersmann ...

„Elu!“ rief eine barsche Altweiberstimme aus der Küche.

„Ja.“

„Elu, komm her.“

Elu schob ihr Rad ein wenig zurück und ging in die Küche, nicht eben eilig.

In der Küche stand die Mutter am Herde und briet Strömlinge in Schmalz. Auf der schmutzigen Regale standen einige Töpfe und Teller. Einige klobige Holzlöffel lagen auf dem Tische. Ein brenzlicher Fettqualm und traniger Fischgeruch füllten den Raum.

„Was willst du, Mutter?“

„Hast du Sehnsucht nach Männerliebe, Elu? Ich höre dich so was singen.“ Die Alte lachte aus vollem Halße.

Elu schwieg. Doch sie errötete. -

„Wenn es taut, mache dir einen Schneemann, draußen vor der Türe. Der ist gut genug.“

„Mutter, du hast doch auch einen Mann geheiratet.“

Das alte Weib lachte hart. „Freilich!“ Sie wies mit dem Kochlöffel auf die Ofenbank. „Da liegt die Schweinerei.“

Auf der Ofenbank lag Elus Vater auf dem Rücken. Er schlief an einem Rausche. Die Tabakpfeife war dem Trunkenen aus der Tasche geglitten. Sie lag vor der

Ofenbank auf den Ziegeln, mit denen der Fußboden der Küche gepflastert war.

Die Alte spie verächtlich in der Richtung des schlafenden Gatten.

„Gott schütze dich, Kind, vor den Männern.“

Elu dachte sich ihr Teil. Sie wollte natürlich einen besseren Mann haben, als den dort. Doch hatte sie Mitleid mit dem Vater. Beständig geschurigelt und verspottet zu werden von einem keifenden, alten Weibe? Das mußte doch entsetzlich sein! Wenn der Vater dann Trost im Schnaps suchte? War das zu verwundern? Elu hieß sie. Der Name bedeutet „Leben“. Hatte sie diesen Namen erhalten, um am Leben zu verkümmern?

„Brauchst du mich noch, Mutter?“

„Nein, geh nur: doch reiche mir vorher das Salz, dort von der Regale.“

Elu reichte ihr die zerbrochene Krufe, in der das Salz war. Dann ging sie zurück ins Nebenzimmer.

Bald schnurrte wieder leise das Rad und Elus Lied vom Freier klang in der Stube.

Tochter seufzte, Tochter spann . . .

Niemals kam ein Freiersmann . . .

Sollte sie wirklich ihr Leben hier im weltabgelegenen Fischerdorfe zubringen, wohin nie einer kam, der nicht schon hier geboren war. Zuweilen freilich kam mal ein Schmuggler, der Spiritus an Land brachte und dem Vater ein Fäßchen überließ, das dieser unter den Kartoffeln im Vorratsloche versteckte. Ob sie nicht einen Dienst in Reval annähme? In der Hauptstadt sollten ja Tausende von Menschen wohnen. Wie leicht konnte der darunter sein, der sich eine Frau wünschte, eine

Frau, wie sie eine war. Vielleicht sollte sie ihr Glück suchen gehen, nicht stumpf warten, ob es sie hier im stillen Dorfe fände? Es brauchte ja nicht jede Ehe so zu mißrathen, wie der Bund ihrer Eltern. Sie war auch ein ganz anderer Mensch, als ihre Mutter.

Aus der Küche drang Gepolter.

Die Mutter hatte ein Gefäß mit kaltem Spülicht, worin die Köpfe und Schwänze der bratenden Strömlinge schwammen, ihrem schlafenden Trunkenbold über den Kopf gegossen. Davon war er jäh erwacht. Packte sein Weib von oben über die Schultern und versetzte ihr einige kräftige Fausthiebe. Sie konnte ihren rechten Arm aus der Umklammerung frei machen, erfaßte eine Pfanne und schlug nun damit nach des Mannes Kopf, bis er sie los ließ.

Reuchend standen sich die Gatten gegenüber.

„Vater! Mutter!“ rief Eln, an der Türe stehend.

„Das war nicht das letztemal, daß er Prügel kriegte!“ stieß das Weib hervor.

„Und nicht das erstemal, daß sie verdroschen wurde!“ meinte der Vater mit Genugthuung.

Hatte er seinen Rausch ausgeschlafen, oder hatte der Überguß kalten Wassers ihn ernüchtert? Jedenfalls war ihm nichts mehr anzumerken.

Sie setzten sich alle drei an den Küchentisch und aßen die Fische von der heißen Pfanne. Mitten auf dem Tische lag ein saures Roggenbrot. Der Reihe nach schnitten sie sich davon ein Klamps ab, ein dickes, fast pfundschweres Stück.

Im Essen war die Stimmung friedlicher geworden. Die Mutter machte einen vergnügten Biß und der Vater belachte ihn gutmütig. Das Gewitter war eben wieder

einmal vorüber. Die Luft war ruhig — bis auf weiteres. Doch draußen tobte der Schneesturm ununterbrochen und der Wind seufzte um das Haus.

„Das ist aber ein Höllenwetter,“ sagte die Mutter.

„Ah—was! Hölle ist heiß,“ rief der Vater.

Die Mutter lachte roh: „Das ahnst du wohl sicher voraus. Du wirst es wissen müssen.“

„Ja,“ sagte er, „die Hölle ist so heiß, wie die Liebe zwischen uns.“

Da lachte sie hellauf. Und er lachte gutmütig mit. Elu aber war froh, daß eben keine Feindseligkeiten zu erwarten waren.

Während des Essens war die frühe Winterdunkelheit hereingebrochen. Elu steckte das kleine Lämpchen an, das notdürftig die Stube erhellte.

„Nun hilf beim Aufwaschen,“ kommandierte die Mutter. Elu goß warmes Wasser in eine Holzwanne. Die wenigen Teller und eisernen Gabeln waren rasch gewaschen und getrocknet. Dann setzte sie sich wieder in die Stube und brachte das Spinnrad in Gang. Der Vater holte aus dunklem Nebenraume einen großen Haufen Fischerneze heran und beide Eltern setzten sich an die Arbeit. Das Ausbessern der Neze war die gewöhnliche Winterbeschäftigung der Fischersleute. Ein starker Geruch nach Leer und rohen Fischen verbreitete sich im Zimmer. Im matten Scheine des Petroleumlämpchens glänzten am Neze ausgetrocknete Fischschuppen.

„Elu will heiraten,“ sagte die Mutter während der Arbeit.

„Heiraten? Warum nicht? Aber wen denn?“ Der Vater hielt in der Arbeit inne und blickte zu Elu hinüber.

Elu war rot geworden. „Vater, ich kenne doch niemanden. Wen sollte ich denn heiraten wollen?“

„Nun, da ist doch der Maddis, hat drei Böte und die schönsten Nege. Sein Häuschen ist nett — —“

„Vater, das ist ja ein Säufer.“ Sie verzog den, etwas zu großen Mund.

„Kind, Säufer, das sind nicht die schlimmsten.“

„Nun, Alter, wie man es nimmt,“ lachte seine Frau.

„Dann ist da der Better Päro. Ein ganz schmucker Junge.“

„Ich will keinen Better heiraten. Ich will überhaupt keinen von hier.“

„So nimm . . .“

„Nein, Vater, einen Schmuggler will ich auch nicht.“

„Oh, du Prinzessin!“

„Hochmut kommt vor dem Fall,“ sagte die Mutter mit Kopfschütteln.

„Ich will einen Mann haben, der eigens für mich geschaffen ist. Ich will gleich, wenn ich ihn sehe, fühlen, der ist für mich da. Vielleicht treffe ich ihn in der Hauptstadt.“

„In Reval? Wie solltest du dorthin kommen?“

„Ich will dort einen Dienst suchen. Als Stubenmagd, als Köchin. Was weiß ich schon. Ich will den treffen, dessen Frau ich sein soll.“

„In Reval? Du bist wohl verrückt? Sollen wir dich etwa fortlassen? Niemals, solange wir leben.“

Elu seufzte. Das hatte sie ja gewußt. Man werde sie nicht fortlassen. Sie sagte: „Dann muß der liebe Gott ihn schon auf wunderbare Weise zu uns führen.“

„Unser Kind wird mannbar,“ sagte die Mutter und der Vater fragte: „Wie alt bist du eigentlich?“

„Du weißt doch, Vater: Zweiundzwanzig.“

Alle schwiegen. Die Arbeit ging weiter. Elus Mädchen schnurrte leise und sie begann wieder mit lauter Stimme:

Spinn, spinn mein Lächterlein,
Morgen tritt dein Freier ein!

Nein, dieses Wetter draußen! Hier drinnen war es freilich behaglich warm. Der gewaltige Ofen, der fast die halbe Stube füllte, war heiß. Es war eigentlich Hochsommertemperatur hier drinnen, doch draußen war es sehr kalt. Mochten es zwanzig Grad unter Null sein oder auch dreißig — es war sehr kalt. Ein Thermometer hatten sie nicht.

Der Vater horchte auf: „Klopfte es ans Fenster?“

„Der Wind schlug an die Scheiben,“ meinte die Mutter.

„Oder war es des Lebens Atemzug?“ fragte Elu gedankenverloren.

„Nein, es pocht,“ bestand der Vater. „Dieses Mal an der Lüre.“

Er stand schwerfällig auf, schob den Riegel vorweg und öffnete die Lüre.

Eine Wolke Schnee wehte ins Zimmer, daß die kleine Lampe beängstigt flackerte. Und ein Mann trat ein. Die Beine in weichen Filzstiefeln, den Körper hüllte ein Schafspelz ein und auf dem Kopfe hatte er eine Fellmütze, deren heruntergezogene Klappen Ohren und Gesicht schützten, so daß nur die Augen zu sehen waren.

„Tere,“ sagte er — „guten Tag —“

„Tere,“ riefen ihm drei Stimmen entgegen.

Er begann an den Rändern der Mütze zu nesteln,

zog sich den Pelz vom Leibe, streifte die Filzstiefel von den Beinen. Endlich stand er ohne Überkleider vor ihnen.

„Teufel!“ rief er und nochmals „Teufel!“

Die drei Hausgenossen setzten ruhig ihre Arbeit fort, doch Elu schielte auf den Ankömmling, ganz verstohlen. Er war noch jung und gar nicht so übel.

„Schiebe den Riegel vor die Türe, hörst du?“ sagte der Vater in gemächlichem Tone und arbeitete weiter.

Der junge Mann erfüllte den Auftrag. Dann setzte er sich auf den einzigen freien Stuhl und sagte wieder „Teufel!“

„Wer bist du?“ fragte der Vater, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Ach, wer ich bin?“

„Ja, wer bist du?“

„Andres, der Sohn vom Pajuhofe.“

„Vom Pajuhofe, der Sohn des reichen Toomas?“

„Ja, der bin ich.“

In der Hochachtung der Fischersleute stieg der junge Mann klasterweise.

„Und was führt dich zu uns?“

„Ich blieb im Schneegestöber stecken. Der Gaul lief nicht weiter. Auch er sah keinen Weg mehr. Da bemerkte ich Lichtschein aus einem Fenster. Und da bin ich und möchte bei euch das Schneetreiben abwarten. Geht das?“

„Wo ist denn dein Pferd?“

„Ich habe es draußen angebunden, mit Decken zugedeckt.“

„Das geht doch nicht,“ rief die Fischerin eifrig. „Alter, führe den Gaul in den Schuppen.“

Ihr Mann erhob sich, setzte die Fellmütze tief auf die Ohren und ging mit angezündeter Laterne auf den Hof.

„Bist du hungrig?“ fragte Elu freundlich. „Willst du etwas essen? Mutter macht dir Fische zurecht.“

„Ach wozu, gib mir Brot und Butter und, wenn ihr habt, einen ordentlichen Schluck.“

Elu holte das Sauerbrot aus dem Schranke und das Holzgefäß mit der scharf gesalzenen Butter.

„Willst du heißen Tee oder Schnaps?“

Andres grinste fröhlich. „Lieber Schnaps.“

Elu goß ein ganzes Bierglas voll und stellte es vor ihn hin.

Er hob es an den Mund, dann schaute er Elu in die Augen. „Ta elagu!“ — sie soll leben — und er neigte den Kopf. Dann trank er in einem Zuge das große Glas Branntwein leer.

Bei seiner bäurischen Galanterie war Elu rot geworden.

Als er das leere Glas wieder hingesezt hatte, schnitt er sich ein Klamps Roggenbrot und strich Butter darauf.

„Wie heißt du?“

„Elu.“

„Elu — das Leben — das ist ein hübscher Name.“

Elu errötete wieder. Aber sie senkte den Blick nicht. „Du spottest“, sagte sie.

„Nein, Elu, ich spotte nicht!“ Er suchte durch den tiefen Schatten, den ihre Wimpern warfen, ihre Augen. Das Mädchen gefiel ihm. Auf der Fahrt hatte er so nebenhin einen Blick auf die Mädchen werfen wollen. Die Eltern sprachen schon lange, er solle heiraten. Doch die Mädchen seines Dorfes gefielen ihm nicht. Zum

Heiraten wenigstens nicht. Dieses Mädchen schien ihm zu gefallen, anfänglich.

„Hast du schon einen Schatz?“ fragte er lauernd.

Nun war sie blutübergossen. „Einen Schatz?“ Sie zog die Mundwinkel herab, „was sollte ich mit einem Schatz anfangen?“

„Liebhaben.“

„Ihr seid mir auch grade zum Liebhaben!“

„Bist du aber eine Stachelige! Wie eine Distel.“

Die Mutter lachte. „Es ist nicht so schlimm gemeint.“

Da trat der Fischer wieder ins Zimmer. Er trampelte sich den Schnee von den Füßen, dann verriegelte er die Türe.

„So!“ rief er, „das wäre geschehen. Das Pferd ist im Schauer.“

„Danke,“ sagte Andres, immer noch lauernd.

Der Fischer hob die Nase in die Luft und schnupperte.

„Es duftet nach Branntwein! Alte, gib mir auch einen Schnaps.“

„Nichts da! Willst du dir an einem Tage zwei Rausche antrinken?“ Sie hatte ihn angekeift.

„Dann wird wohl nichts zu machen sein,“ meinte er resigniert.

„Nein, da ist nichts zu machen.“

Er seufzte und nahm wieder seine Flidarbeit am Neze vor.

Stundenlang arbeiteten sie am Neze. Eln ließ das Spinnrad surren. Zwischendurch tuschelte sie mit Andres.

Als alle müde waren, ging man zur Ruhe. Für Andres wurde am warmen Ofen eine Pritsche aufge-

schlagen. Ein Heusack kam darauf und ein Rissen mit buntem Bezug. Eine wollene Decke wurde aufgedeckt. Ein starker Pferdegeruch entströmte ihr. Sie mochte in einem Stall verwandt worden sein.

Elu konnte nicht einschlafen. Sie hörte das Pfeifen des Windes im Schornstein. Der Schnee pridelte an die Scheiben ihres Fensterchens. Es war so erregend. Oder kam die Erregung daher, daß im Zimmer nebenan ein junger Mann schlief. Zum ersten Male mit ihr unter einem Dache ein junger Mann! Sie hörte ein leises regelmäßiges Schnarchen. Er war sicher sehr müde gewesen.

War das derjenige, den das Schicksal für sie bestimmt hatte? An solchem Tage, wo man keinen Hund vor die Türe jagt, mußte ein fremder junger Mann bei ihnen einziehen! Das war sicher Schicksal, das ersehnte Schicksal.

Ach, wie gern wollte sie ihn sehen, wie er dalag und im Schlasse ruhig atmete. Ein junger Mann! Bleiches Schneelicht lag vor den Scheiben. Grade nur, daß man das viereckige Fenster unterscheiden konnte.

Warum klopfte ihr Herz so laut? Warum erregten sie die nahen Atemzüge des Mannes mehr als das Fauchen des Schneesturmes?

Nach vielen Stunden, es mochte schon auf den Morgen gehen, hielt sie es nicht mehr aus. Sie kam leise aus dem Bette. Ganz leise und langsam öffnete sie die Türe ihres Stübchens und schlich im Hemde hinaus, bis vor das Lager des schlafenden Mannes. Sie stand eine Weile dicht neben ihm und ihr Herz klopfte. Sein Arm hing von der Pritsche herab. Das sah sie im schwachen Schneelichte.

Sie beugte sich ganz leise und drückte ihre Lippen auf seinen Arm.

Er erwachte. Das laute Atmen hörte auf und seine Hand griff nach ihr.

„Elu, bist du es? Komm!“ flüsterte er.

Er versuchte, sie näher zu ziehen, aber sie riß sich los und tastete sich in ihr Zimmer zurück. Von innen schob sie den Riegel vor. Nun lag sie in ihrem Bette und horchte. Sie hörte, wie er auf bloßen Füßen tappte. Nun war er an ihrer Türe und drückte leise die Klinke herab. Der Riegel war vor, Gott sei Dank. Der Riegel war heute stärker, als ihre Scham. Das war ein Glück.

Dann tappte er davon und bald danach hörte sie wieder seine regelmäßigen Atemzüge. Er schlief. Das war gut. Was hatte sie eigentlich gewollt? War sie völlig verrückt gewesen? Wahrscheinlich! Schließlich kam aber auch über sie Schlaf und sie erwachte erst, als der Wintertag hell in ihrem Stübchen stand.

Da kleidete sie sich an. Es war sicher schon spät. Vielleicht war er schon fort? Weitergefahren? Sie hörte die Stimmen der Eltern nebenan — — und jetzt auch seine Stimme. Er war also noch da.

„Faulpelz,“ rief der Vater, als sie erschien, „Prinzessin, du.“ Er lachte aber freundlich dabei.

Ein dunkler Blick von Andres flutete über sie hin.

„Ich habe von dir geträumt, Elu,“ sagte er.

„So,“ meinte sie gleichgültig.

„Mir träumte, du seist mein Weib.“

Sie war rot geworden, sagte aber obenhin: „Gestern hast du von einer anderen geträumt, und morgen wirst du wieder von einer anderen träumen.“ Dann schnitt sie sich ein Stück Brot herunter.

Er ließ sie nicht aus den Augen.

„Du bist schön, Elu!“

„Ach, verspotte mich nicht!“ Sie machte eine ärgerliche Bewegung. Die Fischerleute wechselten einen Blick. Das war ja höchst erfreulich; Andres schien Interesse an ihrer Tochter zu nehmen. Den Pajubauern zum Schwiegersohn zu haben: das konnte ihnen schon passen. Freilich, ein Este verliebt sich nicht Hals über Kopf. Dazu ist sein Geblüt zu kühl. Gut Ding will Weile haben. Immerhin, es konnte was daraus werden . . .

Elu saß wieder vor dem Spinnrad und trat langsam und regelmäßig. Das Rad schnurrte. Andres holte sich einen lehnlosen Stuhl herbei und setzte sich vor sie. Er ließ keinen Blick von ihr.

„Was gloht du mich denn an, wie der Dohse den Mond?“ fragte sie schnippisch.

„Vielleicht gefällt dem Dohsen der Mond.“

„Der Mond aber lacht über den Dohsen.“

„Hast du schon Monde lachen hören?“

„Es gibt doch nur einen Mond.“

„Und der lacht?“

„Über dich würde selbst der Mond lachen.“

„Das ficht mich nicht an. Wenn du nur nicht über mich lachst.“

„Das kann auch leicht geschehen.“

„Am Tage oder mehr in der Nacht?“

„Immer.“

„Sehe ich denn so komisch aus?“

„Natürlich.“

„Wirklich?“

Sie antwortete nicht. Eine mißglückte Stelle im Faden schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu absorbieren.

Als sie das Rad wieder in Bewegung setzte, fragte er: „Wann sehe ich denn komisch aus, am Tage oder in der Nacht?“

„Wie soll ich wissen, wie du in der Nacht aussiehst?“

Er flüsterte: „Du hättest ja eine Laterne mitnehmen können.“

Sie war sehr rot geworden. Dann sagte sie nachdenklich: „Wenn ich abends in den Kuhstall gehe, nehme ich freilich eine Laterne mit.“

„Lacht die Laterne auch über den Ochsen?“

„Über dich würde sogar die Laterne lachen.“

„Warum denn?“

„Weil du ein eingebildeter Frosch bist.“

„Ich denke, ich sei ein Ochse?“

„Das ist ganz das gleiche.“

„So? Melkt man denn bei euch die Frösche?“

„Nein, bei uns melkt man die Ochsen...“

Sie lachte hellauf und sah ihn an, wie ein großer Junge, wenn ein kleiner was unendlich Dummes gesagt hat.

„Höre, du bist stachelig,“ sagte er.

„Wie eine Distel, jawohl, das sagtest du schon.“

„Auch die Distel hat Verehrer.“

„Ja, den Esel...“

Wieder lachte sie hellauf.

„Du bist auch eine!“ meinte er, ein wenig verdrießlich.

„Globe mich nicht so an mit deinen braunen Augen. Dann werde ich freundlicher sein.“

„Wirßt du mir dann zur Versöhnung einen Kuß geben?“

„Einen Kuß? Du bist wohl übergeschnappt?“

„Küßt du denn nur Übergeschnappte?“

„Ich küsse überhaupt keinen.“

„Das muß bald anders werden.“

Sie schnitt ihm eine Grimasse.

Er lachte. „Ob du wohl solch ein Gesicht machst, wenn du küßt?“

„Das kann ich nicht wissen.“

Die Eltern flichten am Hebe. Der Vater fand es kühl in der Stube. „Elu, heize den Ofen.“

Elu stand auf, warf sich ein Tuch um Kopf und Schultern und ging hinaus, auf den Hof.

Draußen tobte der Sturm, grade wie gestern. Der Schnee wehte an den Fenstern vorüber, nur zuweilen prasselte es an die Scheiben, als hätte eine mutwillige Hand Sand gegen das Glas geworfen. Bald kehrte Elu vom Hofe zurück. Sie trug in ihren starken Armen eine Last verschneiter, zusammengefrorener Holzscheite und warf sie polternd auf den Ziegelboden der Küche. Noch eine Last und noch eine. Dann hörte man sie geräuschvoll das Holz spalten.

Andres ging ihr nach in die Küche. „Gib mir das Beil, ich werde für dich Holz spalten.“

Sie blieb mit erhobener Art stehen und musterte ihn spöttisch. „Du?“

„Ja, ich!“

„Hast du denn die Kraft dazu?“

„Dho!“

Sie ließ das Beil niedersausen und das aufgerichtete Scheit zersprang in zwei Teile.

„Bravo,“ rief er.

Sie reichte ihm die Art. „Nun zeige, was du kannst!“

Er warf den Rock ab, packte die Art fest an und machte sich an die Arbeit.

Sie sah ihm eine Weile zu.

„Holzspalten wenigstens kannst du,“ gab sie zu.

Das Haar war ihm über das Gesicht gefallen. Ein Vergnügen war es ja nicht, das Holz der Fischersleute zu spalten. Doch nun war seine Ehre im Spiele. Nun mußte er ganze Arbeit tun. Und er tat sie. Er stand die ganze Zeit dabei, mit dem Rücken an die Wand gelehnt und die Arme verschränkt. Kein Auge ließ sie von ihm. Wie er ihr gefiel in der kraftvollen Bewegung!

Er legte die Art an ihren Platz. Dann fragte er lachend: „Was glökt du mich denn an, wie der Dohse den Mond?“

Sie kam wie aus einem Traume zurück. Sie lächelte. Dann sagte sie: „Der Dohse lacht über den Mond.“

„Natürlich, wenn der Mond ihn melken will.“

„Ach, höre auf oder ich spreche nie mehr ein Wort mit dir.“

„Wenn du mich lieber küssen willst, ist's mir auch recht.“

„Warum nicht gar! Das könnte mir grade einfallen!“

„Es wird dir schon einfallen!“

Sie schnitt ihm wieder eine Grimasse.

Da trat er dicht an sie heran. Er flüsterte: „Heute nacht schiebe den Riegel nicht vor. Heute nacht komme ich zu dir.“

Ein Bonnestrom rieselte ihr durch die Glieder. Sie machte aber ein wütendes Gesicht und schlug ihn auf

die Hand, daß es klatschte. „Du bist vollkommen verrückt“.

„Ich werde kommen,“ wiederholte er leise.

Da lachte sie ihn aus, mit lauter Stimme. Doch ihre Fröhlichkeit war unecht. Das spürte er.

Er trat wieder in die Stube. Sie machte sich in der Küche zu schaffen.

Er blickte aus dem Fenster in das Ungeßüm von Sturm und Schnee. „Eigentlich könnte ich jetzt weiterfahren,“ meinte er nachdenklich, aber nicht sehr überzeugt.

„Bist du verrückt? Bei diesem Wetter? Bleibe ruhig noch einen Tag hier. Ich koche uns gleich einen Brei mit geröstetem Speck.“ Elus Mutter war aufgestanden und strich ihre Röcke glatt.

„Wenn ich euch nicht belästige?“

„Keine Spur!“ rief nun auch der Fischer. „Bleibe nur hier. Jetzt aber will ich nach deinem Pferde sehen und ihm Heu geben.“

„Warte, ich komme mit.“

Beide Männer gingen hinaus.

Die Mutter warf Spaltholz unter den Herd. Elu lies in den offenen Ofen, der beim starken Sturme nicht recht brennen wollte.

„Elu!“ Die Mutter rief sie heran.

„Ja.“

„Elu, sieh einmal, der Andres ist ein reicher Junge.“

„Was geht's mich an!“

„Vielleicht sehr viel. Wenn du seine Frau bist, sehr viel.“

„Ich bin aber nicht seine Frau.“

Die Alte lächelte pfiffig. „Er scheint dich sehr gern

zu haben. Wenn er auch dir gefällt, so kann's Hochzeit geben."

"Wie viel ich mir aus dem mache!" Sie schnippte mit den Fingern.

"Ja, wenn er dir nicht gefällt, dann ist es was anderes."

"Widerlich ist er mir nicht," gab Elu zögernd zu.

"Nun siehst du!"

"Er wird es sich verkneifen können, mich zu seiner Frau zu machen." Elu lachte.

"Das kommt auf dich an. Nur auf dich. Und eines will ich dir sagen. Wenn er von dir was will, was du noch nicht kennst — dann sei nicht zu spröde. Wisse, kein guter Kaufmann kauft die Äpfel, bevor er sie gekostet hat." Die Alte lächelte geheimnisvoll.

Elu beugte die Stirn auf der Mutter Schulter.
"Mutter, ich schäme mich so."

Die Mutter lächelte pfiffig, überlegen.

Da kamen die beiden Männer wieder zurück und trampelten den Schnee von den Füßen herunter.

"Sieh nach dem Ofen!" herrschte die Mutter Elu an.

Andres fühlte ein Mitleid in sich aufsteigen. So angeherrscht zu werden, ist bitter. Das Mädchen war doch die Tochter, nicht die Sklavin.

Ein angenehmer Geruch nach gebratenem Speck kam aus der Küche in die Wohnstube gezogen. Der alte Fischer schnupperte mit der Nase in der Luft herum, dann meinte er: "Das ist gut. Aber ein Schnaps gehört dazu."

"Sicher," bestätigte Andres. Gegen einen Schnaps hatte er nie was einzuwenden.

Nun saßen sie um den Küchentisch. In der Mitte

stand die mit Brei gefüllte Lonschüssel. Obenauf glänzten die Speckstücke. Jeder hatte einen Holzlöffel in der Hand und langte zu. Vor Andres und dem Fischer standen zwei Krüglein, bis an den Rand mit Schnaps gefüllt.

„Terwiseks“ — zum Wohle — sagte der Fischer und hob sein volles Glas in die Höhe, mit großer Vorsicht, um auch nicht einen Tropfen zu verschütten. Dann goß er den ganzen Inhalt auf einmal die Kehle hinab. Er stellte das leere Glas mit lautem Aufschlag vor sich auf den Tisch und wischte sich mit der Rückseite der Hand den Schnurrbart.

Andres hob sein Glas Elu entgegen. „Auf das Wohl aller Monde, Ochsen und Esel!“

Er nahm einen Schluck, stellte das Glas wieder hin. „Mutter, gib uns noch ein Glas!“ kommandierte der Fischer.

Doch seine Frau sagte energisch: „Ein Glas genügt.“ „Teufel!“ murmelte der Mann.

Er begann zu drohen und zu bitten. Es half alles nichts. Sie hatte den Schlüssel in der Tasche und sie saß darauf. Da war nichts zu machen.

Als Elu nach dem Essen die Petroleumlampe entzündet hatte, setzte sie sich wieder an das Rad. Die Mutter wusch das Geschirr auf. Andres hatte wieder den Platz am Rade gewählt, wo er dicht vor Elu saß.

Sie sah ihn jetzt versonnen und verlegen an, wenn ihr Blick ihn streifte. Sie war einsilbig geworden. Im Laufe des langen Nachmittags sprach sie sehr wenig. Sie versuchte wohl, den Mund spöttisch zu verziehen, doch es sah nicht nach echtem Spotte aus. Ihn reizte gerade dieser Spott. Ein Mädchen, das einen verspottet, dazu zu bringen, einen zu achten, still und klein zu wer-

den — diese Aufgabe reizt einen Mann, falls das Mädchen ihm überhaupt gefällt. Spott ist Stärke, echte oder angenommene. Der Schwache spottet nicht. Und stärker zu sein, als der Starke, das ist der Mann, der dem Weibe gefällt. Draußen heulte und pfiff es. Dann ist es behaglich in warmer Stube. Der Nachmittag ging vorüber. Es war Abend. Da sagte die Mutter: „Elu, mache dem Gaste das Lager zurecht.“ Elu breitete den Heusack wieder auf der Pritsche aus, holte das bunte Kissen und die Decke, die nach Pferdestall duftete. „So,“ sagte sie.

Es war eine ungeheure Erregung in ihr, die sie zu verbergen trachtete. Sie machte wohl ein unbefangenes Gesicht, aber die Hände zitterten leicht. Die Eltern suchten früh ihr Lager auf.

Auch sie zog sich zurück. Sie reichte dem Gaste die Hand. Andres behielt die Hand mit warmem Drucke in der seinen. Sie entzog ihm mit ärgerlichem Rucke die Hand und warf ihm über die Schulter einen bösen Blick zu. Oder war es ein angstvoller Blick?

„Vergiß nicht, den Riegel offen zu lassen!“ flüsterte er. Sie überhörte das und schob mit lautem Krach den Riegel von innen vor.

Sie lag im Bette und hörte den jungen Mann nebenan sich bewegen. Eine sonderbare Erregung kam über sie, ganz wie gestern abend, eine heiße Sehnsucht, geliebt zu werden. Sie schämte sich ihrer Erregung und ihrer Sehnsucht. Doch die Mutter hatte gesagt, kein guter Kaufmann kaufe Äpfel, ohne sie gekostet zu haben. Es war vielleicht gar nicht so schlimm, wenn sie den Riegel zurückschob und dem Schicksal freien Lauf ließ. Sie wälzte sich unruhig im Bette. Schließlich stand sie

hochklopfenden Herzens auf, schlich leise an die Türe und zog ganz leise den Riegel zurück. Dann schlich sie wieder ins Bett, löschte das Lichtstümpfchen aus und zog die Decke über das Gesicht. Was konnte sich heute nicht alles ereignen!

Andres wälzte sich gleichfalls schlaflos auf seinem Lager. Endlich warf er die Decke ab, schlich im Dunkeln an Elus Türe und drückte leise die Klinke herab.

Dieses Mal gab die Türe nach und öffnete sich ...

Am anderen Morgen war es hell. Die gelbliche Winter Sonne schien auf die frisch gefallenen Schneemassen. Die hoch angewehten Schneedünen warfen lange, violette Schatten. Es war noch kälter geworden, doch es war eine ruhige, starre Kälte. Die Luft kristallklar. Wenn man vor die Türe trat, blickte man auf das Meer hinaus, das sich wie eine unendliche Schneewüste in blaßblauer Himmelsferne verlor. Wo der Schnee festgetreten war, schrie er unter den Füßen, wie ein eigensinniges Kind.

Da erklärte Andres, nun müsse er weiter. Er sprach einen kurzen herzlichen Dank und ging in den Schauer, um sein Pferd vor den Reggi zu spannen, den breiten, kaum einen Fuß hohen estnischen Schlitten, in dem man im Heu liegend fährt oder stehend. Bei den unebenen, durch häufige Schneewächten völlig schiefen Winterwegen ist der breite, ganz niedrige Schlitten vor dem Umkippen geschützt.

Elu saß unterdessen am Spinnrad. Wieder sang sie:

Spin, spin mein Töchterlein,

Morgen tritt dein Freier ein!

Tochter seufzte, Tochter spann ...

Niemals kam ein Freiersmann ...

Bei den letzten Worten war Andres in die Stube getreten. Die Worte hatte er gehört. Er blickte lächelnd auf das Mädchen. Dann reichte er ihr zu kräftigem Abschied die Hand. Sie blickte traurig zu ihm auf: „Wirst du wiederkommen, Andres, lieber Andres?“ fragte sie.

Er schmunzelte: „Vielleicht. Wer kann das wissen? Sticht die Distel heute nicht mehr?“

„Nein,“ sagte sie, „die Distel sticht nicht mehr.“

„Und der Mond lacht nicht mehr über Frösche und Ochsen?“

„Vergib, daß ich so frech war.“ Sie war aufgestanden. Es lag echte, weibliche Demut in ihrem Blicke.

Er schlug mit der Hand nach ihrem Schuldbekenntnis. „Du bist ein liebes Mädchen. Ich werde einmal wiederkehren. Denke unterdessen darüber nach, ob du Lust hättest, Pajubäuerin zu werden.“

Ihre Augen strahlten auf. „Ist das wahr, Andres? Versprichst du es?“

Er lachte. „Nein, versprechen kann ich es nicht. Aber wollen wir sehen, was kommt.“

Sie fühlte sich namenlos glücklich. Sie lehnte ihre Stirn an die eisigen Scheiben und blickte dem Davonfahrenden nach. Ob er sich wohl einmal nach ihr umwenden würde? Nein, er lag ausgestreckt im Reggi und seiner Pfeife entflohen bläuliche Rauchwölkchen, die in der Wintersonne dahinstarben. Nach ihr umgesehen hat er sich keinmal.

Und doch dachte er viel an sie. Ob man ein Mädchen liebt, das weiß man ja nicht, solange bebender Sinnen-
durst nach Vereinigung seufzt. Das merkt man erst allmählich, wenn man Sieger gewesen ist, wenn der

Durst gestillt ist. Dann kann Überdruß eintreten oder auch das ruhige Gemeinschaftsgefühl der Übereinstimmung, das Glück verbürgt. Die Elu war ein liebes Mädchen. Er dachte ohne Erregung, ohne Überschwang an sie zurück. Sicherlich würde er mit ihr glücklich werden. Sie war gesund und stark und fleißig und hübsch war sie auch. Zu Hause würde er einen harten Kampf zu bestehen haben, das arme Fischermädchen zu heiraten. Er konnte als zukünftiger Pajubauer ganz andere Ansprüche stellen. Besonders der Mutter wäre eine richtige Baroneß noch lange nicht gut genug gewesen für ihr einziges Kind. Andererseits wünschten die Eltern so dringend, er solle heiraten, statt sich immer wieder in der Hauptstadt mit Weibern umherzutreiben. Wenn er nun fest erklärte: diese oder keine! Vielleicht würde die Mutter dann nachgeben.

Doch gut Ding will Weile haben. Es pressierte ja nicht. Er durfte sich das Ding noch hundertmal überlegen. Wollen wir sehen, wie sich die Sache entwickelt. Zunächst fuhr er in die Hauptstadt. Doch dieses Mal würde er die Weiber bei Seite lassen. Nach Elus Jungfräulichkeit eine Straßendirne zu besitzen? Teufel, das wäre gemein! Wollen sehen, murmelte er und gab dem Pferde die Peitsche, daß es erschreckt anzog.

Die Wintermonate gingen in ihrem gleichmäßigen Gange vor den Fenstern des Fischerhäuschens vorüber. Täglich rückte die Sonne am Himmel höher empor. Es gab schon Tage, wo es vom Dache träufelte und morgens hingen lange, in der Sonne glitzernde Eiszapfen von Dache bis fast auf den Schnee herunter.

Elu half beim Schneeschaufeln im Hofe, sie saß jeden Tag am Spinnrade, sie half auch beim Nezeffliden,

denn bald sollte der Fischfang beginnen. Sie half der Mutter in der Küche. Und alle Tage dachte sie an Andres. Wird er wiederkehren oder nicht?

Eines Tages, sie spann grade wieder ihre Wolle, hörte sie helles Schellengeläute auf dem Hofe. Ein Reggi hielt vor ihrer Türe. Oh, was war das für ein schönes Pferd vor dem Schlitten!

Ein alter Mann mit wallendem, grauem Barte band das Pferd an, dann trat er ein.

„Tere!“

„Tere,“ sagte auch Elu. Gespannt blickte sie auf den alten Mann. Der hatte einen offenen Blick. Das war sicher kein Schmuggler, der ihrem Vater Spiritus anbot.

„Bist du die Elu?“ fragte er freundlich, ruhig.

„Ja,“ sie spann weiter, rief aber laut nach der Mutter. Die Mutter kam aus der Küche herbei. „Himmel, der Pajubauer!“ sagte sie, machte dann eine Art Verbeugung, bot dem Gaste einen besseren Stuhl. „Pajubauer, du kommst zu uns kleinen Leuten?“

Elu war sehr rot geworden, als sie hörte, daß Andres' Vater bei ihr war.

Er betrachtete sie mit lächelndem Wohlwollen. „Na, ja! Das also ist die Elu, die unser Andres zu seiner Frau machen will?“

Elu fühlte den Boden unter sich weichen. Am liebsten wäre sie vor aller Augen in die Erde versunken. Aber damit hätte sie vielleicht ihr Glück verscherzt. Sie fühlte die Augen des Pajubauern beständig auf sich gerichtet. Forschend und klug. Da faßte sie Mut, schlug ihre stark umschatteten Augen auf und lächelte ihn an.

„Wo ist denn dein Mann?“ fragte der Pajubauer die Fischerin.

„Dort liegt das Schwein.“ Sie zeigte mit der Fußspitze auf einen Kleiderhaufen auf der Pritsche.

Der Pajubauer stand auf und schüttelte den Schlafenden. Er erreichte aber nur einige Töne, wie das Grunzen des Schweines.

„Besoffen?“ fragte er.

„Voll, wie der Brunnen im Frühling.“

„Teufel!“

Der Pajubauer machte ein sehr nachdenkliches Gesicht. Eine Säufertochter auf dem schönen Pajuhofe? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Mädchen saufen ja selten, aber die Anlage geht durch die Mutter auf die Söhne über. Seine Enkel würden wohl den ganzen Pajuhof verkaufen? Er machte ein bedenkliches Gesicht. Elu merkte das mit dem Instinkte der Liebe. Die Mutter aber merkte es nicht. Und als der Pajubauer fragte: „Kommt er oft in diesen Zustand?“ da war die Fischerin froh, endlich einmal ihr Herz ausschütten zu können. Elus Zeichensprache bemerkte sie nicht und sie klagte, was das für ein Elend sei, mit einem Säufer verheiratet zu sein. „Jeden Tag, den der liebe Gott werden läßt, ist er besoffen und wenn er erwacht, sucht er schon wieder die Flasche.“

„Im Sommer trinkt Vater nicht,“ sagte Elu energisch.

„Im Sommer nicht?“ fragte der Pajubauer amüsiert, „wie kommt denn das, daß er nur im Winter trinkt?“

„Im Sommer hat Vater seine Arbeit. Er ist doch Fischer. Nebenbei bestellt er noch das kleine Feld und besorgt unseren Kohlgarten. Da hat er keine Zeit, zu saufen. Im Winter aber hat er gar nichts zu tun, als Netze zu flicken. Da fängt er aus purer Langerweile

mit dem Schnaps an. Nicht wahr, das verstehst du, Pajubauer? Wenn der Mensch gar nichts anzufangen weiß, dann säuft er. Nicht wahr?"

Der Pajubauer lächelte. „Du bist eine gute Tochter. Du würdest auch eine gute Schwiegertochter sein. Aber sei froh, daß du keinen Bruder hast. Der würde auch saufen.“

„Wer weiß!“ meinte Elu aufs Geratewohl. Also nur Wintersäufer war der Alte? Vielleicht war das besser, als Dezenniensäufer. Immerhin konnte man in einigen Wintern den ganzen Pajuhof versaufen. Die Sache schien ihm nicht vertrauenerweckend. Und, statt um Elus Hand zu werben für seinen Sohn, beschloß er, sich die Sache zehnmal zu überlegen. Er verabschiedete sich von den Frauen. „Du gehst doch noch nicht, Pajubauer?“ Die Fischerin war ganz erschreckt. „Doch, doch, Fischerin. Ich machte nur eine kleine Spazierfahrt.“

Elu faßte er fest ins Auge. Schade. Das Mädchel gefiel ihm ausnehmend gut. Sie hatte im Blicke etwas von einem Lasttiere und etwas von einem frohen Kinde. Diese Mischung ist gut. Sie kommt bei estnischen Mädchen öfters vor. „Du sollst auch singen können?“ fragte er.

„Ja, etwas,“ meinte sie bescheiden.

„Singe mal.“

Und sie sang:

Spinn, spinn mein Töchterlein,
Morgen tritt dein Freier ein!
Tochter seufzte, Tochter spann . . .
Niemals kam ein Freiersmann . . .

Ihre Stimme war scharf. Doch wenn sie Andres gefiel, das war ja die Hauptsache. „Traurige Lieder singst du.“

„Ja,“ sagte sie gedrückt, „so ist es nun mal im Leben.“

Er war durch das trübe Liedchen weicher gestimmt worden. „Na, wollen wir sehen, was daraus wird.“

Er reichte den Frauen nochmals die Rechte. Dem Kleiderbündel klatschte er mit der flachen Hand hinten eins auf, daß es wie ein Revolverchuß klang und einige Grunztöne als Antwort erfolgten. Die Fischerin jauchzte laut: „Das war gut gemacht! Nun hat er einmal gegriegt, wie er es verdient. So muß man mit ihm umgehen. Aber helfen tut es ja auch nichts.“

„Aber Mutter!“ seufzte Elu vormurfsvoll.

Der Pajubauer seufzte und warf sich in das Heu seines Reggi und mit lustigem Schellengeklingel fuhr der Schlitten davon.

Die Tage verflossen wie ehedem. Der Fischer war sehr ärgerlich, als er hörte, daß er den Besuch des Pajubauern verschlafen hätte. Aber er suchte Trost in der Flasche und fand ihn.

Die Tage waren viel länger geworden. In der Sonne war es schon ganz warm. Auf den Feldern und am Südschiff der Sanddünen schimmerten schon Flecken von Erde oder Sand durch die endlose Schneedecke, die sich auf dem Meere in unabsehbare Fernen verlor.

Es war April und die Fischer rüsteten zum Fischfang. Man konnte weit draußen die Netze durch gehauene Eiskinnen hinabsenken und viel Beute gewinnen.

Auch konnte man damit rechnen, Seehunde zu schießen. Die gaben, stundenlang in Heu gekocht, einen ebenholzschwarzen, aber zarten, wohlschmeckenden Braten. Das Seehundfett wurde als Schmiere für Lederzeug geschätzt. Also, auch die Flinten wurden instand gesetzt und in der Dorfbude Munition eingehandelt. —

Eines Frühlingstages klingelte der Pajuhoffsche Schlitten heran. Dieses Mal war es Andres selbst, der kam.

Er fand das Haus abgeschlossen, auch die anderen Häuser waren leer. Endlich traf er ein altes Mütterchen. Das sagte ihm, das ganze Fischerdorf fast sei heute auf dem Meere. Mit Netzen und Beilen und Flinten seien alle Männer hinausgefahren. Viele Frauen und Mädchen hätten sie begleitet, um zu helfen.

„Wo?“ fragte Andres.

Sie zeigte mit dem Arme über das gefrorene Meer hinaus. Am fernsten Horizontsaume glaubte er einige schwarze Punkte wahrzunehmen.

„Ist gut,“ sagte er und beschloß, gleich hinterdrein zu fahren. Die Vormittagssonne schien warm und freundlich. Er lenkte vom Wege ab, auf das Meer zu. Am Ufer war es beschwerlich, über die zusammengeschobenen Schollen hinüberzukommen. Dann aber ging es eben und glatt fort. Er fuhr und fuhr. Als er sich umwandte, sah er die Küste mit den Dünen und dem senkrechten Felsabsturze des Glintes bereits in weiter Ferne. Weiter und weiter. Neben ihm begann der Schnee in niedrigen Schleiern an ihm vorüber zu wehen. Es mußte sich also ein starker Südwind erhoben haben. Nach über einer Stunde schneller Fahrt fand er die Fischer und Jäger, weit verstreut. Sie arbeiteten, hacten Eis, zogen die Netze. Ganz weit vor sich erblickte er einen dunklen Streifen. Dort war das offene Wasser. Von dort her tönten ferne Schüsse. Viele Reggis standen in der Nähe. Die Pferde schüttelten bisweilen die Köpfe, daß die Schellen klangen.

Er fuhr die Gruppen entlang. Schließlich fand er auch Elu mit den Eltern bei der Arbeit. Elu begann zu

zittern, wie sie ihn erkannte. Als hätte sie Furcht. Und doch leuchteten ihre blauen Augen wie Weihnachtskerzen.

Er kniff die Lippen zusammen. Er mußte ihr Böses sagen. Die Eltern hatten die Zustimmung verweigert. Eines Säufers Tochter sollte nicht auf dem Pajuhofe Herrin sein.

Er verließ seinen Schlitten, band die Leinen an den Schlittenflügel und trat auf Elu zu.

Er hatte das Mädchen zu lieb, um einfach fort zu bleiben, die Sache auf sich beruhen zu lassen und sie etwa Jahr um Jahr vergeblich warten zu lassen. Er wollte auch nicht schreiben. Der Bauer ist ungelenk mit der Feder. Er wollte ihr den traurigen Bescheid mündlich bringen. Dabei hoffte er vielleicht im stillen, sie würde mit weiblicher Schlaueit doch noch einen Ausweg finden.

„Elu, ich muß dir sagen: Die Eltern erlauben es nicht.“

„Nicht?“ Sie riß ihre Augen weit auf. Dann nickte sie vor sich hin. „Nun ja, ich bin ein armes Fischer-mädchen. Das dachte ich gleich!“

„Nein, Elu, das ist es nicht. Darüber kamen die Eltern hinweg. Aber dein Vater ist ein Säufer — das ist er.“

„Das ist ungerecht!“ fuhr sie auf. „Was kann ich dafür, daß mein Vater säuft?“

„Arme Elu, du kannst freilich nichts dafür. Aber die Eltern fürchten, das Laster könnte sich weiter vererben. Das kommt vor...“

„Ich werde niemals saufen,“ sagte sie erstaunt.

„Das wohl, das wohl. Aber unsere Kinder, deine

Kinder wollte ich sagen, die könnten leicht das Laster geerbt haben und Säufer werden."

Elu schüttelte verständnislos den Kopf. „Wenn ich deinen Eltern zu arm wäre, das könnte ich verstehen. Ihr seid reich und hochmütig. Ich habe es eigentlich nicht anders erwartet. Doch daß ich nicht dein Weib sein darf, weil meine Kinder, die doch auch die deinen wären, saufen, vielleicht saufen könnten — das kann ich nicht verstehen.“ Es zuckte über ihr Gesicht. Sie begann zu weinen.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Er hatte so großes Mitgefühl.

„Liebst du mich denn?“ fragte sie.

„Ja, ich liebe dich,“ sagte er einfach.

„Und trotzdem willst du von mir lassen?“

„Ich liebe auch meine Eltern.“

„Die so ungerecht sind, mich beiseite zu schieben, weil, weil meine Kinder vielleicht Säufer werden würden.“

„Arme Elu!“

„Das werde ich niemals verstehen. Wie darf man des Vaters Fehler mir zur Last legen? Wie darf man die Fehler meiner, gar nicht existierenden Kinder an mir bestrafen? Sage, fühlst du es nicht, wie ungerecht das ist?“

„Vielleicht.“

Es tat ihm leid, daß er nicht gelogen hatte, sie sei den Eltern zu arm! Das hätte sie verstanden und es wäre wenigstens keine Kränkung dabei gewesen.

„Lebewohl und mit Gott,“ sagte er. Der Abschied fiel auch ihm schwer, sehr, sehr schwer. Nur vermochte er dem Gedankengange seiner Eltern zu folgen, ver-

mochte die Berechtigung ihrer Weigerung einzusehen. Und das konnte s i e nicht, das konnte man schlechterdings nicht von ihr erwarten. Sie würde sich zeitlebens als das Opfer der Ungerechtigkeit seiner Eltern fühlen.

Er hatte die Leinen losgemacht. Nun warf er sich in den Reggi und fuhr ab. „Mit Gott, Elu, denke nicht unfreundlich von mir.“

Sie hatte ihm den Rücken gewandt und nahm nicht weiter Notiz von ihm. Sie weinte. Das sah er den Bewegungen ihres Kopfes an.

Er gab dem Pferde die Peitsche. Nur fort. Ihm selbst war das Herz schwer.

Nun ging es dem Winde entgegen. Der Südwind hatte sich zum Sturme erhoben. Er hatte über eine Stunde dem fliegenden Sturme entgegenzufahren. Vielleicht länger, denn gegen diese stürmenden Lüfte kam das Pferd nicht rasch vorwärts. Lag auch Frühlingsgeruch im Südsturme, es war doch eine verheufelte Fahrt über die weite, gefrorene Fläche. Er lag seitwärts im Reggi, auf die rechte Schulter gestützt, das Gesicht rückwärts gewandt. So ging es allenfalls. Die Fischer und ihre Pferde und Schlitten waren schon weit zurückgeblieben. Eine Stunde mochte er gefahren sein. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, so war er am Ufer und im schützenden Fichtenwalde.

Er bog den Kopf weit zurück, um nach dem nahenden Ufer auszuspähen.

Was war das? Was war das? Er konnte es nicht verstehen. Er hielt das Pferd an und sprang aus dem Schlitten. Die helle Nachmittagssonne ließ das verschneite Eis grell leuchten und vor ihm war ein breiter, dunkler Streifen. Schwarz wie Linte. Wohl tausend

Schritte breit mochte der Streifen sein. Und erst jenseits war die eisumsäumte Küste. Er warf sich wieder in den Schlitten und fuhr wohl eine halbe Meile im Galopp am dunklen Streifen entlang. Kein Zweifel: der Sturm hatte das Eis gebrochen. Das Dunkle war offenes Wasser. Da konnte er nicht hinüber. Unmöglich. Wenn er noch einige Meilen der Spalte entlang jagte, vielleicht fände er noch irgendwo eine Eisbrücke, die den Weg an Land möglich machte. Wahrscheinlich war es freilich nicht. Und was wurde dann aus den Fischern, weit draußen? Was wurde aus Elu? Leben bedeutete ihr Name. Sie ahnte noch nicht, wie wenig heute ihr Name zu ihr paßte. Daß sie dem Tode geweiht war, wie die übrigen auch, wie er selbst vermutlich gleichfalls.

Jetzt, im Angesichte des Todes konnte er seiner Liebe freien Lauf lassen. Es kam auf nichts mehr an, weder auf Säuser und Nachkommen, noch auf den Pajuhof. Nun hieß es nur Leben oder Tod!

„Elu,“ rief er doppelsinnig, warf sich in den Schlitten und peitschte das Pferd vorwärts, wieder den arbeitenden und jagenden Fischern zu. Nur schneller, nur schneller! Als er endlich die Fischer erreichte, stellte er sich im Schlitten auf und jagte die Gruppen entlang. „Wir treiben!“ rief er mit gellender Stimme und wieder bei der nächsten Gruppe: „Wir treiben!“

Der bleiche Schreck fuhr in die Leute. Jeder wußte es, was der Ruf bedeutete. Das war ein Treiben in den Tod. Fast alle Jahre kam es am estländischen Ufer vor, daß Fischer auf treibender Scholle ins Meer entführt wurden und selten nur gelang es, Rettung zu bringen.

Die Leute warfen sich in die Schlitten. Geräte, Netze, alles blieb zurück. Jetzt ging es ums nackte Leben.

„Komm Elu!“ rief Andres in befehlendem Tone. Elu gehorchte schweigend und warf sich in sein Reggi. Nun ging es so schnell als möglich dem Sturme entgegen, dem Ufer zu. Vielleicht fand man einige Meilen ostwärts oder westlich noch eine Eisbrücke ans Ufer. Das war natürlich Glückssache, ob man ostwärts fuhr oder seine Rettung im Westen suchte. Die vielen Reggis jagten über die weiße Fläche. Andres und Elu waren zurückgeblieben. Sein Pferd war abgeheßt und müde. Sie mochten eine ganze Werst hinter den übrigen fahren.

Da klang es plötzlich wie Pistolenschüsse in langer Kette. Von Osten kam das Geknatter, lief schnell an ihnen vorüber und verlor sich im Westen.

„Das Eis springt!“ rief Elu. Andres gab dem Pferde nochmals die Peitsche. Mochte es hinterher verrecken. Was machte das aus. Es ging um Menschenleben, um Elus Leben! Sie jagten noch einige Minuten dahin. Dann stand das Pferd. Vor ihnen war der neue Spalt. Vielleicht nur dreißig Schritte breit. Aber wie sollten sie da hinüber?

Sie fuhren dem neuen Spalt entlang, weiter und weiter. Sie fanden keine Überfahrt. Der Spalt wurde breiter. Die beiden sahen sich an. Elu schlang den Arm um seinen Hals. „Wenn wir nicht zusammen leben können, Andres, vielleicht können wir zusammen sterben!“

„Sterben ist bitter, wenn man jung ist,“ sagte Andres.

„So ist es, Andres. Aber Leben ist auch bitter.“

„Ja, so kann es sein.“

„Deine Eltern werden niemals laufende Enkel haben.“

„Nein, sie werden überhaupt niemanden haben. Ihr einziges Kind wird Seewasser saufen.“

Sie fuhren dem Spalt entlang. Langsam. Es hatte ja gar keinen Sinn, zu eilen. Der Tod hatte sie belagert, von allen Seiten. Wieder erklang das fortlaufende Gefnatter. Dieses Mal kam es aus der Richtung des offenen Meeres. Nach einigen Minuten schon kamen sie an den neuen Spalt. Der war noch so schmal, daß man hinüberspringen konnte. Es war ein Querspalt, senkrecht zu den früheren. Das große Eisfeld begann zu brechen. Sie hätten noch hinüber gekonnt. Doch wozu? Drüben war es nicht aussichtsreicher, als hüben. „Sieh, sie kommen zurück!“ rief Glu und wies auf die Vorausgefahrenen. Richtig, sie kamen zurück. Das war ja jetzt ganz gleich, wohin. Am einfachsten war es, direkt in den Spalt hinein. Dann war es wenigstens schnell aus. Die vorausgefahrenen Schlitten kamen bis an den neuen Spalt. Man rief ihnen was zu. Es war zu weit. Man konnte die Worte nicht verstehen. Andres starrte in den Querspalt, direkt vor ihnen. Wie tintenschwarz und tief der aussah. Wenn sie außergewöhnliches Glück hätten, würden sie nach einigen Tagen an die finnländische Küste getrieben werden. Das war schon vorgekommen. Oder ein Revaler Eisbrecher würde auf dem weiten Meere nach ihnen suchen und sie retten. Auch das war schon dagewesen. Am Lande würde man bemerkt haben, daß das Eis trieb und eine Depesche nach der Hauptstadt war schnell aufgegeben. Doch der Sturm trieb sie schnell ins Meer hinaus. Wie schnell, das konnten sie nicht ermessen. Langsam war es aber nicht, denn der Küstenstreifen rückte zusehends ferner und ferner und zwischen der Küste und dem Eisfelde lag schon ein breites Meer mit Wellen und Schaumköpfen darauf. Und es wurde Abend. Nun kam die

Nacht. Da konnte kein Eisbrecher der Welt sie finden. Die Hauptstadt war weit. Vor morgen konnte keine Hilfe da sein, selbst wenn der Eisbrecher sofort auslief. Wieder und immer wieder knatterte ein neuer Sprung die Eisflächen entlang. Wie groß die Eisfläche noch war, auf welcher sie dahintrieben, das wußten sie nicht einmal. Waren sie allein darauf oder befand sich eine der versprengten Fischergruppen mit ihnen auf einer Scholle? Das war auch gleichgültig. Zueinander rücken, zusammenhalten in der Gefahr — das durften sie doch nicht. Dadurch wäre das Gewicht ihrer Körper ihr Verderben geworden.

Ein goldgelber Abendhimmel spannte sich über das weite Eis. Im Westen leuchtete der Sonnenball in kaltem Purpur. Sie standen scheinbar still auf einem Fleck und doch hatten sie Fahrt. Der Küstensaum war kaum noch zu erkennen. Die Sonne wärmte nicht mehr. Zur Nacht würde es wieder kalt werden, trotz des Südsturmes.

Andres spannte das Pferd vom Schlitten.

„Was tust du, Andres?“

„Der Gaul ist zu schwer, wenn ich und du zusammenbleiben wollen. Er muß fort!“

Er führte das Pferd bis an den schmalen Querspalt. Dort gab er ihm mit der Peitsche einen tüchtigen Hieb, daß das Tier erschreckt mit einem Satz über den Spalt hinweg sprang.

„So,“ sagte Andres zu Elu, „das Tier ist auf einer anderen Scholle. Es beschwert die unsere nicht mehr.“

„Mich friert so sehr,“ klagte Elu.

Andres blickte nachdenklich vor sich hin. Dann hatte er einen Gedanken. Er schüttete alles Heu aus dem

Schlitten. „So, Elu, nun setze dich auf das Heu, damit der Wind es nicht fort wehe.“

Er selbst richtete den Schlitten auf, daß er stand wie eine Kulisse. Die Fehmerstangen hatte er aus und befestigte sie im Eise als Stützen gegen die Sturmgewalt. Die improvisierte Schutzwand wäre sonst umgeweht worden. Dann breitete er das Heu auf dem Eise aus. Er ging an den Querspalt, schöpfte in seiner Ledermütze Wasser und goß es über das Heu. Wieder und wieder.

„Was tust du, Andres?“

„Es friert bereits. Durch das ausgegossene Wasser friert das ausgebreitete Heu an der Scholle an. Das Eis wird daher hier stärker, als an anderen Stellen und kann uns länger tragen. Wir wollen doch zusammenbleiben bis zum letzten Augenblicke, nicht?“

„Wie du flug bist, Andres!“ Aufrichtige Bewunderung strahlte ihm aus blauen Augen entgegen.

Die Sonne war bereits unter den Horizont gegangen. Der Vorfrühlingshimmel leuchtete in rötlichen Farben.

Andres zog die große Schlittendecke, eigentlich ein hausgewebter, bunter, wollener Teppich, durch die Sparren des breiten Schlittens und befestigte sie.

„So,“ sagte er. „Was geschehen konnte, ist geschehen.“ Sie stellten sich beide hinter die Schutzwand. „Wie es hier warm ist!“ meinte Elu erstaunt.

Er lächelte trübe. „Hier ist kein Wind. Das macht es. Und jetzt ist auch das Heu schon angefroren. Nun können wir uns setzen.“ Er zog sie zu sich herab. „Nun könnten wir sogar zur Nacht essen, wenn wir was hätten.“

„Ja, wenn wir was hätten.“

Sie saßen eng aneinandergeschmiegt. So war es am wärmsten. Das Abendglühen schwebte mit un-

hörbarem Flügelschlagen der verschwundenen Sonne nach. Die Nacht warf ein dunkles Tuch über das Himmelsgewölbe, aber die größeren Sterne blinkten und zuckten aus dem Dunkel. Elu zog einen Zipfel der Schlittendecke beiseite und spähte rückwärts. Vom Ufer war bei der schweren Dämmerung nichts mehr zu sehen. Auch an den bekannten Leuchtfuern konnten sie sich nicht orientieren. Die sind gelöscht, wenn das Meer gefroren ist.

„Wo ist das Pferd?“ fragte sie erstaunt. Sie konnte es nirgends entdecken.

Er stand auf. Sein Blick suchte umher. „Dort!“ rief er und wies mit ausgestrecktem Arme in die Ferne. Richtig, weit, weit fort, in der Richtung der Küste waren die Umrisse des Pferdes undeutlich zu unterscheiden.

„Armes Vieh!“ sagte Elu, „es will nach Hause laufen.“

„Nein, Elu. Es wird noch dort stehen, wo es stand. Vergiß nicht, unser hoch aufgerichtetes Reggi fängt den Sturm. Es wirkt wie ein Segel. Wir treiben rascher als die übrigen Schollen.“

Wieder lief knallend ein Riß durch das Eis. Jetzt im Dunkel konnte man nicht einmal feststellen, wo die Scholle gesprungen war. Solange die Scholle sie trug, war das ja im Grunde gleichgültig und falls sie versinken mußten, was wahrscheinlich war, so versanken sie nebeneinander.

Es war finstere Nacht. Mondschein gab es nicht. Nur das schwache Licht der emsig flimmernden Sterne gab auf der weißen Scholle so viel Licht, daß sie ihre Gestalten unterscheiden konnten und den aufgerichteten Schlitten hinter sich, wie einen schwebenden Schatten.

Wieder zogen Sprünge durch das Eis.

„Ich bin so müde,“ klagte Elu.

„So schlafe ein wenig.“

Elu lehnte sich an seine Brust und bald atmete sie regelmäßig. Sie schlief. Sie war aller Angst und Sorge entrückt. Vielleicht träumte ihr von Sommer und Licht, von Glück und Liebe. Sterben mußten sie doch. Vermutlich in wenigen Stunden. Wenn er sie doch töten könnte, mitten in ihren Träumen, töten aus Liebe, um ihr das letzte Entsetzen zu ersparen, das Hinabgleiten in die eisige, rauschende Tiefe. Aber das ging auf keine Weise.

Während sie schlief, sprang ihre Scholle immer wieder von neuem. Wie groß die überhaupt noch sein mochte? Auch er wurde schläfrig. Der Atem des Schlafes an seiner Brust war so regelmäßig. Das schläferte ein, trotz aller Gefahr. Wieder lief ein Riß durchs Eis. Dieses Mal klang es wie Brechen von Glas. Danach kam ihre kleine Eisinsel in wiegende Bewegung. Das schläferte ihn vollends ein. Er lehnte sich an die Schlittenwand und schloß die Augen. Der Sturm pfiff um die freigebliebenen Sparren des Schlittens. Er schlief ein. Da saßen sie beide, die einander lieb hatten, und segelten über den Tod dahin. Sie mußten aber nichts mehr davon. Sie schwebten durch lichte Traumgesilde.

Elu erwachte zuerst. Es dauerte, bis sie die Situation begriff. Sie hörte, daß Andres schlief. Da blieb sie ganz still, regte sich nicht, um ihn nicht zu wecken. Sie waren noch beieinander. Das war die Hauptsache. Und sie schlief sogar wieder ein, in Schlaf gewiegt und konnte nicht begreifen, woher die wiegende Bewegung kam.

Nach einer Weile erwachte Andres. Mit der freien Hand rieb er sich den Schlaf aus den Augen. Der andre Arm hielt Elu umschlungen. Wie lange er wohl geschlafen haben mochte? Er fühlte sich erquickt, als hätte er die Nacht durchgeschlafen. Es war aber noch immer finster. Nur im Osten war der Nachthimmel, tief unten am Horizont, ein wenig heller. Von dort her würde die Morgendämmerung aufsteigen und dann später die Sonne, seine und Elus letzte Sonne.

Sein Arm, der Elu umschlang, war gänzlich verstaubt. Er mußte ihn hervorziehen, selbst wenn sie erwachte. Nichts zu machen, er würde vielleicht seine Kräfte brauchen müssen. So zog er den Arm hinter ihrem Rücken hervor. Sie erwachte davon. „Andres, wir leben noch.“

„Ja, noch,“ gab er zu.

Seine Füße froren. Auch sie fröstelte nach dem Schläfe. Da standen sie auf und gingen wenige Schritte auf und nieder, im Schutze der Schlittenwand. Er trampelte mit den Füßen, um sie zu erwärmen. Sie kamen auch aus dem Schutze der Wand hervor. Es blies noch kräftig, aber die Gewalt des Sturmes war gebrochen. Er segte nicht mehr mit Ungeßüm durch die Finsternis. Statt des Pfeifens des Windes in den Sparren war aber nun ein anderer Ton zu hören. Das Rauschen der Wellen. Das klang ganz nah. Auch das Schaufeln ihres Eilandes hatte sehr zugenommen. Nach der Stärke der wiegenden Bewegung zu urteilen, konnte die Scholle nicht mehr groß sein.

„Ich möchte essen!“ wimmerte sie.

Er überhörte die Klage, da er doch nicht helfen konnte.

Als sie sich ein wenig erwärmt hatten, setzten sie sich wieder in den Schuß der Schlittenwand.

Der helle Schein im Osten hatte sich erhöht und begann sich zu färben. Licht, dämmerndes Licht floß über das Meer. Da stand er wieder auf und hielt Umschau. Die Scholle, auf der sie über die Wellen trieben, war kaum hundert Schritte lang und etwa ebenso breit. Rundum schäumendes, brausendes Meer. Andere Schollen waren nicht zu sehen. Nur südwärts, am Horizonte schimmerte es hell. Dank ihrem Segel waren sie dem ganzen Schollenfelde weit vorausgeeilt. Am östlichen Himmel hoben sich gegen die Morgendämmerung deutlich die Umrisse der hohen Felseninsel Hochland ab. Doch es war weit bis dorthin. Es mochten über zwanzig Seemeilen sein. Hätte er irgendwie steuern können, so hätte der Wind vielleicht genügt, sie bis zum Abend dorthin zu bringen. Aber sie waren hilflos, trieben vor dem Winde daher. Übrigens hätte ihnen die Landung in Hochland nichts geholfen. Die Felseninsel fiel über zweihundert Meter senkrecht ab in die Fluten! Dort emporklettern konnten sie nicht. Nur auf der Ostseite des Eilandes gab es ein schmales Vorland, wo Böte anlegen konnten.

Die Sonne stieg wie ein goldener Ball aus dem Meere. Nun sahen sie, daß fern auf den Schollenfeldern nach Süden einige dunkle Punkte waren, offenbar waren das überlebende Fischer.

Vor sich sahen sie in weitester Ferne einen Küsten=saum. Das war Finnland.

Er zeigte ihr den.

„Kommen wir heute dorthin?“ fragte sie.

Er meinte bedenklich: „Schwerlich. Der Wind läßt nach, er kann auch ganz aufhören. Er kann nach Norden umspringen und dann treiben wir langsam wieder zurück, falls die Scholle so lange hält.“

„Meinst du, wird sie noch lange halten?“

Er schüttelte den Kopf. „Der Wind läßt stark nach. Der Druck des Windes ist uns nicht mehr gefährlich. Aber wir tanzen auf der Dünung. Das ist Gefahr. Die Scholle kann brechen.“

Wie zur Befräftigung seiner Worte flirrte es hell durch das Eis und der größere Teil der Scholle hatte sich von ihnen abgetrennt. Jetzt war ihre Insel nicht mehr größer als das Verdeck eines kleinen Dampfers. Die Scholle begann merklich stärker zu schwanken. Am Rande spülte manche Welle über die Eisfläche und Spritzwasser sprühte dann bisweilen auf die Pelze.

„Ob meine Eltern wohl noch leben?“ fragte Elu. Sie fragte es ohne Erregung. Ihre Stimme war tieftraurig.

Andres antwortete nichts. Er spähte angestrengt nach Westen. Dann sagte er: „Wir müssen den Schlitten herunternehmen. Die Scholle schwankt zu stark in den Wellen. Sie kann umkippen.“ Die stützenden Fehmerstangen waren eingefroren. Da hatte er sie mit Elus Eisart durch. Dann legte er den Schlitten vorsichtig nieder. Mit den Kufen nach oben. Er hätte sonst zu leicht ins Gleiten kommen können. So schückte er außerdem den Teil des Eises, wo das Heu angefroren war, vor direkter Bestrahlung. Die Aprilsonne schien warm, nun wo sie am Himmel höher hingestiegen war. Es war ihnen fast zu warm in ihren dicken Pelzen.

Sie setzten sich auf die Kufen des umgekehrten

Schlittens. So konnten sie die Füße zwischen die Sparren des Reggi stecken und wenn ihre Scholle im Drange der Dünung bedenklich schief stand, fanden sie Halt.

Da gab es einen kurzen, dumpfen Ton. Einen Knack in ihrer Scholle. Reichlich die Hälfte hatte sich abgelöst. Nun war ihre Insel nur noch ganz klein. Gab es noch einen Bruch, so konnte der Rest sie nicht mehr tragen. Schon jetzt überströmte das Wasser bei jeder größeren Welle die ganze Fläche. Nur ihr etwas erhöhter Sitz blieb noch verschont. Doch es war allerhöchste Gefahr. Elu kauerte auf dem umgedrehten Schlitten und begann, einen Sterbechoral zu singen. Mit lauter, harter Stimme.

Andres spähte unentwegt nach Westen.

Als sie die zahllosen Verse des Kirchenliedes gesungen hatte, begann sie zu weinen. Das Sterben war so schwer.

„Kannst du beten?“ fragte sie „wollen wir beten, wenn du willst!“

„Ah—was,“ meinte er, „der liebe Gott ist in der Kirche. Hier auf der einsamen, kleinen Scholle ist er nicht.“

„Doch, Andres. Der liebe Gott ist überall. Kannst du beten?“

„Nein,“ antwortete er schroff.

Da betete sie allein.

Er spähte nach Westen. Als eine besonders hohe Woge die Scholle hob, war er plötzlich seiner Sache sicher. „Elu,“ er schrie es, obgleich sie neben ihm saß, „ich sehe Rauch am Horizonte. Das kann nur der Eisbrecher sein. Rettung naht.“

„Wo?“ fragte sie.

Er zeigte nach Westen.

Wirklich, auch sie sah einen dunklen Rauchstreifen über dem Horizonte.

„Wenn er nur nicht zu spät kommt? Was meinst du?“

„Es mag wohl noch anderthalb Stunden dauern, bis er hier ist. Falls er uns überhaupt bemerkt.“

„Ach, Andres. Er wird uns bemerken.“

Nun konnte mit einem Male auch Andres beten. Er zog die Mütze vom Kopfe und betete leise. Seine Lippen bewegten sich ohne Laut.

Lange währte sein Gebet nicht. Er setzte die Mütze wieder auf und stellte sich hin, auf Elus Schulter gestützt.

„Sie kommen!“ rief er zuversichtlich.

„Sie werden uns retten.“

„Falls das Eis so lange hält.“

„Ja, sonst nützt es uns nichts mehr!“

„Elu, wie wird das Leben sein, wenn wir gerettet sind?“

„Traurig,“ sagte sie. „Du wirst doch eine andere heiraten. Meine Kinder würden Trunkenbolde werden. So sagten ja deine Eltern. Und du denkst es ja auch. Wir hatten doch schon Abschied voneinander genommen, als der Eisbruch erfolgte. Sind wir an Land, so bist du wieder der Sohn des reichen Pajubauern und ich bin ein armes Fischer mädchen, das dir nur Säuferjungen gebären könnte.“

Sonderbar, daß es gestern erst war, daß er ihr Lebewohl gesagt hatte. Es kam ihm vor, als sei er schon seit vielen Jahren mit ihr verheiratet, als hätten sie ein ganzes Menschenleben miteinander geteilt, bevor sie miteinander in den Tod gingen.

„Davon kann nun gar keine Rede mehr sein, Elu. Gar keine Rede. Wir gehören zueinander. Du wirst

meine Frau. Das sage ich dir hier, zwischen Tod und Leben. Und wenn ich von den Eltern verstoßen würde, wenn ich als Knecht auf fremdem Hofe arbeiten müßte — du wirst meine Frau."

„Oh, wie wunderschön."

„Nur, ob wir leben bleiben, das ist die Frage."

„Sieh, Andres, kommt der Eisbrecher nicht schon näher?"

Richtig, als ferner schwarzer Punkt war der Rumpf des Schiffes schon zu sehen. Das Schiff war näher gekommen. Doch schien es den Kurs weiter südlich zu nehmen.

Im Osten war immer noch das Felsenprofil Hochlands zu sehen. Nicht näher und nicht ferner, als am Morgen. Sie wurden offenbar nur von den Wellen weitergetrieben. Der Wind hatte sich gelegt.

„Andres, findest du nicht, daß die Wellen kleiner werden?"

Er sah ins Wasser. „Du hast recht, Elu, die Wellen sind flacher geworden."

„Leben will ich, Andres. Leben mit dir zusammen."

Er seufzte. Er übersah die furchtbare Gefahr, in der sie schwebten, während ihr Herz schon von Hoffnungen erfüllt war.

Er zerschchnitt die Schlittendecke mit seinem Messer. Einen langen, schmalen Streifen schnitt er ab und band ihn an die eine Fehmerstange. Dann hob er die Stange mit dem Wimpel vorsichtig in die Höhe.

„Was tust du, Andres?"

„Ich will, daß sie uns bemerken. Sie scheinen südwärts vorüberzusteuern."

„Der Wimpel hängt ja an der Stange.“

„Wir haben keinen Wind mehr.“

„Was tun wir nun?“

„Warten, Elu. Vielleicht bemerken sie uns doch. Mit der Stange jedenfalls leichter, als ohne. Sie suchen sicherlich mit Ferngläsern die ganze Meeresfläche ab.“

Sie legte ihre Hand auf seinen lederen Fausthandschuh.

„Andres!“

„Was ist?“

„Andres! Wenn wir nicht innerhalb der nächsten Stunde sterben, so werden wir sehr glücklich sein. Auch wenn du mich prügelst, ich werde nicht klagen und nicht widerschlagen.“

„Ich werde dich nicht prügeln.“

„Es ist so schrecklich, wenn Vater und Mutter sich prügeln.“

„Meine Eltern prügeln sich nie.“

„Ach!“

Sie war ganz erstaunt.

„Wo ist das Schiff?“

„Es hält auf uns los. Es hat uns bemerkt. Hörst du es, Elu? Sie haben uns bemerkt.“ Schon hörte man ganz schwach das Geheul der Sirene.

„Hörst du, Elu? Sie geben uns Zeichen, daß sie uns bemerkt haben!“ Er begann zu lachen. Ein lautes, konvulsivisches Lachen. Seine ganze Spannung löste sich in diesem krampfhaften Gelächter.

Er war ihr fast unheimlich. So hatte sie ihn sich nicht vorstellen können.

Der Dampfer kam näher und näher heran. Sie

konnten schon die Menschen auf Deck unterscheiden. Nun stoppte das Schiff. Der breite Körper glitt noch weiter auf sie zu, langsamer. Ein Boot stieß ab und ruderte über die lange, flacher gewordene Dünung auf sie zu. Nun kamen die aufregenden Minuten. Würde die Scholle noch diese letzten Minuten halten?

Die Scholle hielt. Man half ihnen in das Boot. Man brachte sie auf das Schiff. Als Elu sich gerettet wußte, brach sie ohnmächtig zusammen. Man trug sie in die Kajüte und legte sie auf ein Sofa, das mit rotem Plüsch bezogen war.

Andres wurde mit Fragen bestürmt. Ob es noch versprengte Fischer gäbe. Er gab Aufschluß, so viel er wußte. Der Eisbrecher nahm nun seinen Kurs direkt nach Süden. Dort mußten die treibenden Eisfelder noch anzutreffen sein.

Er selbst wollte ausruhen. Er streckte sich in einer warmen Kajüte aus und war sofort eingeschlafen.

Der Dampfer fuhr südwärts. Als er die Eisfelder erreicht hatte, zerschnitt sein scharfer Kiel das Eis. Er nahm hier und dort Überlebende auf. Außer Andres und Elu waren es noch sechzehn Personen, die gerettet werden konnten. Die übrigen waren durchs Eis gebrochen, in Spalten verschwunden, ertrunken. Auch Elus Eltern fehlten unter den Geretteten.

Der Eisbrecher hatte unter Dampf gelegen, als das Telegramm eintraf. Daher hatte er so schnell zur Rettung erscheinen können.

Als sie am anderen Morgen an der Revaler Hafenbrücke festmachten, da waren alle Brücken und Straßen des Hafens schwarz von Menschen. Alle wollten die Geretteten sehen.

Schon vom Schiffe aus bemerkte Andres seine Eltern am Ufer. Er winkte ihnen. Als sie ihn lebend erblickten, da weinte die Mutter und sogar der reiche Pajubauer, den noch nie jemand hatte weinen sehen, schluchzte wie ein Kind. Auf die Nachricht hin, der Eisbrecher sei aus Reval ausgelaufen, waren die Eltern mit der Eisenbahn nach Reval gekommen. Nichts wußten sie über das Schicksal ihres einzigen Kindes.

Und nun kam er gesund und freundlich über den Steg an Land.

Da mußte der Pajubauer vor Ergriffenheit schluchzen.

Andres führte Elu vor seine Eltern.

„Vater und Mutter!“ sprach er. „Hier ist Elu, meine zukünftige Frau. Ich hatte ihr gesagt, daß ich sie auf euern Wunsch nicht heiraten würde. Das war gestern. Dann sind wir Tag und Nacht zusammen auf einer Scholle umhergetrieben, den Tod vor uns, den Tod hinter uns. Da, in der großen Todesnot haben wir eingesehen, daß wir zueinander gehören, daß der Tod uns zusammengeschmiedet hat für das Leben. ‚Leben‘ heißt sie und ist mein Leben geworden. Ich bitte euch, Eltern, gebt uns eure Einwilligung, gebt uns euren Segen. Verweigert ihr beides, so verdinge ich mich auf fremdem Hofe als Knecht und verzichte auf den Pajuhof. Doch auf mein ‚Leben‘ verzichte ich nicht mehr. Im Angesichte des Todes habe ich gelernt, was das ‚Leben‘ wert ist.“

Der Vater streichelte dem Sohne den Rockärmel. „Du brauchst nicht zu verzichten, Junge, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Du kannst mit deiner Frau auf dem Pajuhofe wohnen und sollst dereinst Pajubauer sein.“

Die Mutter aber sagte gar nichts. Sie legte beide Hände auf Elus Schultern und küßte sie laut und bäurisch.

Elu mußte fortwährend an ihre toten Eltern denken. Die lagen nun unten am Meeresgrunde, vielleicht einträchtiglich und friedlich nebeneinander, so viel sie sich im Leben geprügelt hatten.

„Meine Eltern sind tot,“ sagte Elu leise und gedehnt.

Die Pajubäuerin nickte. Sie verstand es nicht, Teilnahme in Worte zu kleiden. So schwieg sie.

Da faßte Andres sie bei der Hand. Und er sagte nur das eine Wort: „Leben.“



Im Herbst 1925 erscheint bei Adolf Bonz & Comp.
in Stuttgart:

Peter Zoega von Manteuffel

Die Brandung

Estnische Novelle

Preis in Halbleinen gebunden voraussichtlich M. 2.25



Von Peter Zoega von Manteuffel sind früher erschienen
und durch E. Plersons Verlag, Dresden zu beziehen:

Von Stürmen und Sonnentagen

Gedichte

Preis eleg. gebunden M. 4.—

„Mit diesen Gedichten tritt ein Dichter in großer Begabung hervor, der die Seele des Menschen kennt und ein großes Stück der Umwelt gesehen hat.“

Blätter für Bücherfreunde. 1919, 11. Juni.



Briefe an den Frühling

Eine Elegie

Preis M. 2.—, gebd. M. 3.—

„Ein eigenartiges Büchlein. Voll verträumter Poesie, voll stimmungsvoller Naturbilder aus nordischer Landschaft. Die Liebe eines älteren Mannes zu einem ganz jungen Mädchen — dem Frühling —, das voll jugendlicher Impulsivität und Unbedachtheit unberechenbar ist, wie der Frühling, bildet den Gang der Handlung, um welche sich leise schwingende Naturstimmungen und hübsche Gedanken sammeln, bis die Liebe einen tragischen Ausgang findet. Die Sprache ist edel und reich an überraschenden Vergleichen. Ein Buch voll zarter Stimmung und Träume.“

„Der Tag“, Berlin.

Balladen

Preis M. 3.—

Kreuz-Zeitung vom 1. August 1922. „Sie und da noch ein wenig Konventionelles . . . Und doch auch vieles Starke, echt Dichterische, an dem man seine Freude hat. Manches, was packt und nicht wieder läßt.“

Süddeutsche Zeitung vom 11. März 1924. . . . Manteuffel ist ein begabter Balladendichter mit Eigenklang. Sein Stoffgebiet ist weit gespannt . . . Die Balladen wirken durch volkstümliche Form, durch unheimliche Spannung und spröde Verhaltenheit.

Dorpater Nachrichten, Januar 1923. . . . die im vergangenen Sommer erschienenen „Balladen“ sind nicht die erste Veröffentlichung des baltischen Dichters. In ihnen tritt sein Talent voll zu Tage. Durch eine, dem Inhalt angepasste lebendige Form, deren Eindruckskraft durch das, im Einklange mit Tempo und Art der Geschehnisse wechselnde Versmaß noch erhöht wird, durch hochdramatische Gestaltung des Stoffes sucht und erreicht Manteuffel, dem Leser nicht nur die Ereignisse lebendig vor Augen zu führen, sondern ihn unmittelbar zu packen und zu ergreifen.

Deutsch-Österreichische Tageszeitung, 20. Aug. 1922. Eine starke Persönlichkeit zwingt uns in den Kreis ihres Schaffens. Mystik der Liebe, . . . tragische Erfüllungen des Todes, all das geboren und bestimmt durch die nordische Schwermut des Meeres und der Heide. Manteuffel ist durch seine Gedichte und seine Briefe an den Frühling bekannt. In den Balladen ist es aber nicht mehr der feinnervige Lyriker, den sie erleben: Es ist der ganze Mensch, der eigenen Stil und Ausdruck gefunden hat.

Hufvudstadsbladet, Helsingfors 1922. (Übersetzung.) . . . Die Verse fließen leicht und frei und sie sind auf eine sympathische, männlich kraftvolle Tonart gestimmt.

Heinrich Hansjakob

Einzelausgaben:

Mark

Abendläuten. Tagebuchblätter. Illustriert . . .	Gebd.	6.—
Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter	"	4.50
Bauernblut. Erzählungen. Illustriert	"	1.—
Dürre Blätter I Illustriert	"	5.—
Dürre Blätter II	"	5.50
Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Illustr.	"	5.—
Erzbauern. Erzählungen. Illustriert	"	1.—
Feierabend. Tagebuchblätter	"	6.—
Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Mit einem Titelbild	"	3.—
Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Illustriert	"	1.—
Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen . Kartoniert		2.—
Der Leutnant von Hasle. Erzählung. Illustriert	Gebd.	6.50
Meine Madonna. Illustriert	"	6.—
In der Residenz. Erinnerungen	"	6.—
Schneeballen I. Illustriert	"	5.50
Schneeballen II. Illustriert	"	5.50
Schneeballen III. Illustriert	"	6.50
Der steinerne Mann von Hasle. Illustriert . .	"	6.—
Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. Illustriert	"	1.—
Der Vogtsbur. Erzählung	"	2.25
Waldleute. Erzählungen. Illustriert	"	6.—
Wilde Kirschen. Illustriert	"	1.—
Auf der Festung. Erinnerungen	"	2.50
Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badi- schen Staatsgefangenen	"	4.50
Aus tranken Tagen	"	5.50

—• Preisänderungen vorbehalten —•